Deutsches Land und Leben
in Einzelschilderungen.
—• Landschaftskunden und Städtegeschichten. •—





Litauen.

Eine Landes- und Volkskunde

von

Dr. Alb. Zweck.

Mit 66 Abbildungen, 8 Kartenskizzen und einer großen Karte der Kurischen Nehrung.



Stuttgart. * Hobbing & Büchle. * 1898.

Deutsches Land und Leben

in Einzelschilderungen.



Den obigen Gesamttitel führt ein neues Unternehmen unseres Verlags, das bestimmt ist, die bisherigen mannigfaltigen und eingehenden Ergebnisse der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde zum Gemeingut aller gebildeten und an dem Entwicklungsgange ihrer engeren und weiteren Heimat teilnehmenden Leser zu machen.

In selbständig abgeschlossenen, einen mäßigen Umfang nicht überschreitenden, mit guten, neuen Abbildungen und Karten reichlich ausgestatteten Bänden sollen die einzelnen Landschaften des deutschen Vaterlandes nach ihrer allgemeinen, natürlichen, wirtschaftlichen und politischen Entwickelung bis zur Gegenwart dargestellt werden. Es soll darin also jede Seite des wirtschaftlichen und geistigen Lebens zu ihrem Rechte kommen, sodaß vor dem Leser ein der Wirklichkeit entsprechendes, anschauliches Bild sowohl der engeren Heimat, als auch im Verfolg des Unternehmens des deutschen Vaterlandes überhaupt entstehen wird.

Neben den Einzelbeschreibungen der **Landschaften** einhergehen sollen Abrisse der Geschichte der historisch merkwürdigsten und für die Geschichte des Reichs oder die Entwickelung einer Landschaft besonders wichtigen Städte.

Wir sind der Zuversicht, daß dieses unser Unternehmen wegen seines Zwecks: die Kunde deutschen Landes, deutschen Lebens und der verschiedenartigen heimischen Verhältnisse sowohl in der Vergangenheit wie in der Gegenwart zu vermitteln und auf dieser Grundlage der Wertschätzung der verschiedenen Volksstämme unter einander sicheren Halt zu geben, allenthalben werkthätige Freunde und Förderer finden wird.

Deutsches Land und Leben

in Einzelschilderungen.

Landschaftskunden und Städtegeschichten.



I. Landschaftskunden.

Litauen.

Eine Landes- und Volkskunde

von

Dr. Albert Zweck.



Stuttgart
Hobbing & Büchle.



Litauen.

Eine

Landes- und Volkskunde

von

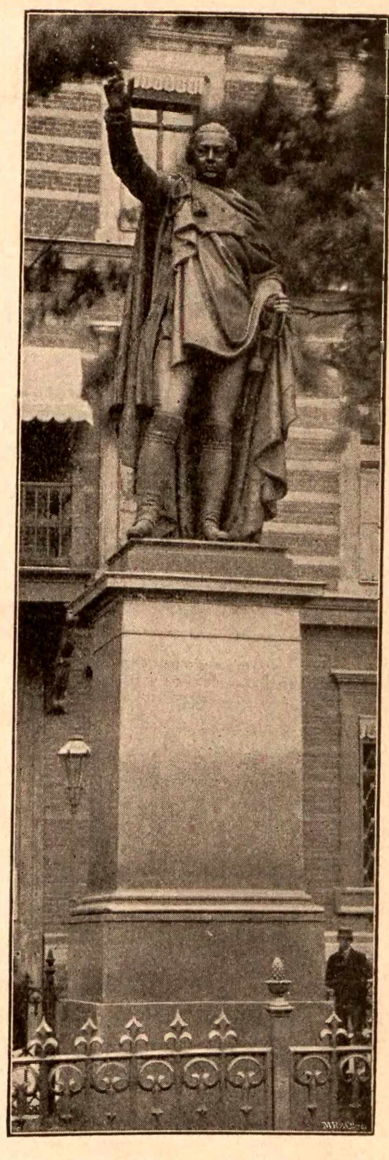
Dr. Albert Zweck

Oberlehrer am Kgl. Luisen-Gymnasium zu Memel.

Mit 66 Abbildungen,
8 Kartenskizzen und einer großen Karte
der Kurischen Nehrung.



Stuttgart
Hobbing & Büchle
1898.



Friedrich Wilhelm I.,
der Wiederhersteller Litauens.

Seinem Freunde,

dem Hofapotheker Herrn Assessor a. D.

Fritz Hagen in Königsberg

gewidmet

vom **Verfasser.**

Vorwort.

Obwohl zahlreiche gediegene Vorarbeiten vorhanden sind, ist die Abfassung einer Landes- und Volkskunde Litauens von der knappen Form, wie sie das dem Unternehmen zugrunde liegende Programm vorschreibt, doch keineswegs leicht zu nennen. Denn nur zu oft sträubt sich der spröde Stoff gegen die erwünschte „geschmackvolle Darstellung"; nur zu oft versagen für manche Partieen die Quellen oder geben teils unsichere, teils veraltete Nachrichten, während sie in anderen Fällen überreichlich fließen. — Es genügt nicht, daß man Land und Leute kennt und die einzelnen Gegenden mit offenem Auge bereist hat, man ist gezwungen, hier und da Spezialstudien an Ort und Stelle zu machen, um allgemein interessierende Fragen mit gewisser Sicherheit entscheiden zu können.

Wie schwierig und mühevoll sich dadurch die sonst so reichlichen Genuß bietende Arbeit gestaltet, dürfte nur der recht ermessen, der sich mit dem Gesamtstoff vertraut gemacht oder schon mit ähnlichen Aufgaben beschäftigt hat.

Die vielfachen Fehler, Mißverständnisse und Versehen, die in andern Büchern über Ostpreußen sogar aus neuester Zeit zu finden sind, obwohl sie sich in einem engeren Rahmen als die vorliegende Arbeit bewegen, haben mich zur äußersten Vorsicht und Gewissenhaftigkeit ermahnt, doch wäre es vermessen, wenn ich annehmen wollte, daß ein Buch, welches eine „genaue Kenntnis der Heimat" nach allen Richtungen hin den Lesern vermitteln soll, überall unantastbare Vollkommenheit aufweisen könnte. — Ich richte deshalb an die Freunde ihrer engeren Heimat die Bitte, durch freundliche Nachrichten und eventuelle

Berichtigungen das Werk fördern zu helfen, um auch den nachfolgenden Geschlechtern ein wertvolles Besitztum zu überliefern.

Den Behörden und Privatpersonen, die fast ausnahmslos, soweit sie darum angegangen wurden, mich in der liebenswürdigsten Weise bei meiner Arbeit unterstützt haben, sage ich an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank. Eine nicht geringe Hilfe ist mir vor allem durch Herrn Ernst Zimmerriemer in Norkitten zu teil geworden, der das Werk mit verschiedenen Karten und Skizzen bereichert hat. Ebensowenig darf ich der Frau Rechtsanwalt Herrmann vergessen, die bei ihrem großen Interesse für das Buch mir stets mit Rat und That zur Seite gestanden und auch mühevolle Arbeiten in liebenswürdigster Weise ausgeführt hat. Mit der Anerkennung für die geschmackvolle Ausstattung, welche die Verlagshandlung dem Buche hat zu teil werden lassen, verbinde ich meinen Dank an die unter den Bildern erwähnten Inhaber photographischer Anstalten und andere Gönner, die in zuvorkommender Weise die Vorlagen für die Bilder dargeliehen oder durch Erteilung ihrer Erlaubnis zu deren Reproduktion zu dem reichen und charakteristischen Bilderschmuck des Textes beigetragen haben.

Die Namen der Männer, welche im übrigen die Arbeit durch ihre Werke gefördert haben: Schumann, Berendt, Jentzsch, Bezzenberger, Tischler, Passarge, Gisevius, Wutzke, Klinggräff, Böttcher, Lohmeyer, Töppen, Weber, Beheim-Schwarzbach, Rogge, Horn, Benecke u. a. m., sind in den Abschnitten, welche die Litteratur behandeln, gebührend hervorgehoben worden.

Unter den Männern, welche die Litteratur über Litauen bereichert haben, kehrt der Name Hagen öfter als ein anderer wieder, weil verschiedene Träger desselben eine mannigfaltige fruchtbare litterarische Thätigkeit entfaltet haben. Daher wird man die Ausübung des Freundschaftsrechtes, kraft dessen ich diese meine Arbeit einem Inhaber des Namens Hagen widme, besonders begründet finden.

Memel, im November 1898.

Der Verfasser.

Inhalt.

Ueber Ostpreußen im Allgemeinen.

„Zu wenig bekannt mit dem Lande jenseits der Weichsel, wo die Litauer ihre kleinen Pferde züchten, die Masuren in Erdhöhlen leben, die „Krähenfresser“ den sonderbaren schmalen Damm (die „Nehrung“) bewohnen, welcher das Kurische Haff von der Ostsee scheidet; weder mit der geologischen Natur der „Wildnis“ um Johannisburg, noch des „Paradieses“ bei Fischhausen oder des „güldenen Bodens“ bei Elbing bekannt, muß ich das große, z. T. erhöhte und von zahlreichen Seeen durchschnittene Diluvialgebiet Ostpreußens unbeschrieben lassen.“ Mit diesen Auslassungen konnte noch im Jahre 1854 ein bedeutender deutscher Geognost über eine Provinz hinweggehen, deren Vorzüge bereits in alter Zeit Anerkennung gefunden, die zur Blütezeit des Ordens als ganz vorzugsweise von der Natur begünstigt erachtet wurde. „Man hat das Land,“ so schreibt Sebastian Münster in seiner Cosmographie, „eine Schmeergrube geheißen; wenn Jupiter vom Himmel fallen sollte, könnte er kaum in ein besseres Land als in dies Land Preußen fallen.“ Und von den Mönchen, welche die Provinz vor der Reformation mit ihren Bettelsäcken durchzogen, erzählt Hennenberger, daß sie den Ruf ihrer Vorzüglichkeit, ihres Reichtums an fischreichen Strömen und ihrer Fruchtbarkeit in Deutschland weit verbreiteten.

Als die Macht des Ordens gebrochen war, trat freilich Ostpreußen in seiner Abgelegenheit, die der öde Landstrich der Tucheler Heide im Westen der Weichsel noch fühlbarer machte, in den Hintergrund des allgemeinen Interesses; es wurde in mancher Hinsicht, besonders was die Verkehrsverhältnisse betraf, arg vernachlässigt und kam in einen

schlimmen Ruf. Selbst Friedrich Wilhelm I., der die Vorzüge des Landes wohl zu schätzen wußte, trug diesen Anschauungen Rechnung und benutzte Ostpreußen gewissermaßen als Verbannungsort für Hofbediente, die ihre Pflicht nicht seinen Anforderungen entsprechend erfüllt hatten: er machte es zum preußischen Sibirien! — Und doch sind der Provinz nicht nur die Vorzüge geblieben, welche Sebastian Münster und die Mönche der Ordenszeit rühmten, sie wird auch in landschaftlicher Hinsicht von wenigen Gauen unseres Vaterlandes übertroffen. Der reiche Wechsel von saftgrünen Wiesen und stattlichen Höhen, von üppigen Feldern, schwarzen Torfmooren und ausgedehnten Heiden, von blinkenden Seen, düstern Tannenwaldungen und lichtgrünen Birkenhainen bietet die mannigfaltigsten Landschaftsbilder, wohl geeignet, auch ein verwöhntes Auge zu befriedigen. Dazu die reich belebten Gefilde, die mit wohlhabenden Dörfern und stattlichen Herrensitzen übersät sind, durchzogen von dem reichen Geäder der Flüsse und Bäche, die sich in vielfachen Windungen zwischen hohen Ufern hinschlängeln; am Strande zwischen gewaltigen Wasserfluten in malerischen Formen die imposanten Sandberge der Nehrungen. — Eigenartige Schönheit und Abwechslung der Naturbilder überall!

Seitdem das Zeitalter der Eisenbahnen Preußen aus seiner Entlegenheit und Abgeschiedenheit befreit hat, sind diese mannigfaltigen Vorzüge des Landes auch im Innern Deutschlands allmählich bekannt geworden und haben die verdiente Würdigung gefunden. Heimische Sänger haben es in beredten Worten gepriesen:

„Und wenn ich träumend dann durchgeh'
Die düst're Tannennacht
Und hoch die mächt'gen Eichen seh'
In königlicher Pracht,
Wenn rings erschallt am Memelstrand
Der Nachtigallen Lied
Und ob dem fernen Dünensand
Die weiße Möwe zieht:

Dann überkommt mich solche Lust,
Daß ich's nicht sagen kann;
Ich sing ein Lied aus voller Brust,
Schlag froh die Saiten an.

Und trägst du auch nur schlicht Gewand
Und keine stolzen Höhn,
Ostpreußen hoch! mein Heimatland
Wie bist du wunderschön!"

Diese Worte der Volkssängerin Johanna Ambrosius klingen heute nicht nur in der Brust jedes Ostpreußen wieder, sie finden auch weit über die Grenzen der Provinz hinaus Wiederhall, wo sich Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur zeigt, die Gottes Hand als kostbare Gabe dem Menschen geboten hat.

Litauen.

Grenzen.

Den äußersten Nordosten der Provinz Ostpreußen nimmt die Landschaft **Litauen** ein, im Süden durch den Goldapfluß von Masuren geschieden, im Westen bis zur Alle und Deime reichend.* Von der Deimemündung bis Cranz bildet der Südrand des Kurischen Haffes die Grenze gegen das Samland; im Nordwesten rollen die Wogen der Ostsee gegen die Dünenketten der Kurischen Nehrung, die ebenso wie das Haff der litauischen Landschaft zuzurechnen ist. Im Südwesten ziehen wir die Grenzlinie von der Goldapmündung über Nordenburg und Gerdauen nach Friedland und greifen damit der natürlichen Abrundung zu Liebe ein wenig über das eigentlich litauische Gebiet hinaus. Im Osten bildet gegen Rußland nur die Szeszuppe auf kurze Erstreckung eine natürliche Grenze. Wo wir aber auch von Litauen aus das russische Reich betreten, überall werden wir mit einem Schlage in eine andere Welt versetzt. Wir finden ein anderes Volk, eine andere Sprache, eine andere Religion und anderes sittliches Empfinden, andere Sitten und Gebräuche, eine andere Lebensweise. — Der mangelhaft bearbeitete Boden, öde Flächen Landes und die ärmlichen Hütten der Landbewohner geben in Rußland auch dem Landschaftsbilde ein eigenartiges Gepräge,

* Bezzenberger zieht die Westgrenze nach der Verteilung der altpreußischen und litauischen Orts-, Berg- und Flußnamen vom Moosbruch über Norkitten nach der Gegend von Szabienen.

von den jüdischen Grenzstädten ganz zu geschweigen, die mit den elenden Gebäuden, schlecht gepflasterten, schmutzigen Straßen und kümmerlichen Gasthäusern gerade nicht angethan sind, bei dem Reisenden einen günstigen Eindruck zu hinterlassen.

Das so begrenzte Gebiet umfaßt einen Flächeninhalt von ca. 11430 qkm mit mehr als 650000 E. und reicht mit der nördlichsten Spitze, die zugleich die nördlichste Grenzmarke des deutschen Reiches bildet, bis 55° 53′ 46″ n. B. Der längste Tag dauert hier bereits 17 Stunden und 30 Minuten und übertrifft die längste Tagesdauer am südlichsten Punkte der preußischen Monarchie in Hohenzollern, der unter 47° 36′ 5″ gelegen ist, um 1 Stunde und 35 Minuten. Um die Mitte des Juni scheinen die Nächte fast ganz zu verschwinden; denn die Morgenröte taucht bereits im Osten auf, wenn die letzten Spuren des Abendrots kaum verblichen sind. — Nach Süden erstreckt sich Litauen bis 54° 13′ 30″, dehnt sich also über 1° 40′ 16″ aus. Die Entfernung von Goldap bis zu dem in der nördlichsten Spitze gelegenen Dorfe Nimmersatt beträgt in der Luftlinie 190 km. — Auch der östlichste Punkt Litauens bildet zugleich die äußerste Ecke des deutschen Reiches und liegt 22° 52′ 9″ v. Gr. Die Sonne geht hier 1 St. 8 Min. 6 Sek. früher auf als an dem westlichsten Punkte Deutschlands. Die Entfernung von Schirwindt bis zur Deimemündung, die unter 21° 6′ v. Gr. gelegen ist, beträgt in der Luftlinie 112 km, bis Cranz (20½° v. Gr.) 151 km.

In der litauischen Sprache heißt das Land Lietuwà, die Einwohner selbst nennen sich Lìetuwnintai. Der Ursprung des Namens läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen; denn die Ableitung des Caspar Dankwert von dem lateinischen Worte litus ist ebenso wenig ernst zu nehmen als die sagenhafte Erklärung, wonach das Land von Lituo, dem zwölften Sohne des Königs Widewut, den Namen erhalten haben soll.*

* Am treffendsten dürfte noch die Ableitung von lietas (gegossen) erscheinen, so daß Lietuwà die Gießende wäre, die „Leben spendende, also der Boden, das Land, welches aus den unversiegbaren Quellen des Lebens eines Volkes reiche Menge sich ergießen läßt.“ Poblocki freilich spricht in seinen „Kritischen Beiträgen zur ältesten Geschichte Litauens“ Lietuwà bei Ableitung von demselben Stamme als Bezeichnung des Landes mit dem feuchten Klima an.

Geologisches.

Die Bodendecke, worauf der Litauer lebt und umherwandelt, stammt aus dem Norden und Nordosten Europas und ist auf ähnliche Weise nach der neuen Heimat gekommen, wie dies noch heute in kleinerem Maßstabe mit dem Moränenschutt geschieht, den die Alpengletscher thalwärts befördern.

Vor einer Reihe von Jahrtausenden* war der Norden unseres Erdteils bis zu den Gehängen der deutschen Mittelgebirge und der Karpaten, in Rußland bis Kiew und Nischni-Nowgorod mit einem gewaltigen Mantel von Gletschereis bedeckt, dessen Stärke in Skandinavien 1000 bis 2000 m betragen haben mag, im südlichen Teile wenigstens noch auf 400 m berechnet wird. — An dem äußeren Rande dieser Gletschermassen schmolz das Eis allmählich ab, und dementsprechend rückte die Masse auf allen Punkten beständig nach Süden vor. — Die einzelnen Teile des Eises sind bis zu einem gewissen Grade gegen einander verschiebbar, so daß dieses bei schwacher Neigung, ohne Risse zu bilden, nach Art eines Flusses sich weiter bewegen, also „fließen" kann. Wenn der Thalboden stark geneigt ist, klafft es zwar in gewaltigen Spalten auseinander und löst sich zweilen in ein Chaos von Eisblöcken auf; bei abnehmendem Gefälle vermag es sich aber wieder zu einer ununterbrochenen Eisdecke zusammenzuschließen.

Durch die Gewalt der Gletscherströmung sind die darunter lagernden Gesteine zum großen Teil zertrümmert und zerrieben worden; gewaltige Massen der Bodendecke mit kolossalen Felsblöcken und kleineren Steinen wurden als Grundmoräne fortgeschoben und südwärts abgelagert, wo sie sich allmählich immer höher anhäuften. Am Rande aber bildeten sich vor der Eiskante die sogenannten Endmoränen in der Form von ungeheuren Schuttwällen. — Von dieser bewegenden Kraft des Gletschereises bekommen wir einen Begriff, wenn wir in Betracht ziehen, daß das Diluvium in unserer Provinz im Durchschnitt 100 m

* Der Zeitraum, der seit der Eiszeit verstrichen ist, wird auf ca. 36 000 Jahre, von andern auf ca. 10 000 Jahre berechnet.

mächtig ist, an manchen Stellen aber auch die Stärke von 200 m überschreitet.

Ungefähr zur Hälfte besteht die Masse unserer Diluvialschichten* aus Geschiebemergel. Er stellt eine gelbe oder bläuliche Masse dar, die aus einem Gemisch von grobem und feinem Sande, Staub und Thon mit etwa 10—12 Prozent kohlensauren Kalkes zusammengesetzt ist. In diese Erdmasse ist eine Menge von Steinen regellos eingebettet, die in den mannigfaltigsten Formen auftreten und die verschiedensten Größen zeigen, vom kleinsten Gerölle bis zu Blöcken von dem Umfange eines Hauses. Als gemeinsame Merkmale sind ihnen die polierten, geschrammten und geschliffenen Seiten eigentümlich, die von den Strapazen ihrer beschwerlichen Wanderung aus dem fernen Norden Kunde geben. Die größeren Felsen tragen den Namen „Wanderblöcke" oder „erratische", d. i. „Irrblöcke", weil sie sich von ihrer eigentlichen Heimat verirrt haben. Sie sind für unsere Gegend, wo festere Steinarten sonst nicht zu Tage treten, ein Geschenk von unschätzbarem Wert.

In dem Diluvium Litauens und Norddeutschlands überhaupt unterscheidet man einen oberen und einen unteren Diluvialmergel, als Ablagerungen der beiden großen Eisperioden Nord-Europas, in denen sich die Eisdecke bis über unsere Provinz hinausschob. Nach der Ablagerung des unteren Diluvialmergels in der ersten Eiszeit trat ein milderes Klima ein, das Jahrtausende währte und den Eismantel vom ganzen nordeuropäischen Flachlande abschmelzen ließ. — Pflanzen und Tiere, die dem jeweiligen Klima entsprachen, fanden sich nach den Lebens- und Entwicklungsgesetzen wieder. — In den Randgebieten der schmelzenden Gletscher mit der eisigen Winterkälte und den rasenden Stürmen, die dort wüteten, überzog allerdings nur Polarmoos die kahlen Einöden mit dichtem Teppich; Zwergbirken und niederes Weidengestrüpp wagten sich höchstens an geschützten Stellen hervor. Polar-

* Mit Diluvium bezeichnet man die Erdmassen, die zur Eiszeit als Moränenmaterial abgelagert sind. Man nahm nämlich früher an, daß bei einer großen Ueberschwemmung, der Sintflut (diluvium), die Erdschicht durch das Geröll aufgebaut sei, das Eisberge aus dem Norden dorthin getragen hätten.

füchse und Wölfe jagten die zahllosen Schneehasen und Gemsen; das Rentier suchte unter der Schneedecke seine kärgliche Nahrung; das Mammuth, der kolossale Elefant der Eiszeit, hauste zusammen mit Moschusochsen, Höhlenbären und den gewaltigen Höhlenlöwen, deren Knochenreste zu Hunderten in einer einzigen Höhle ausgegraben sind. Sobald sich aber der Eismantel weiter zurückgezogen hatte, wurde das Klima allmählich wärmer; es wanderten südliche Tiere und südliche Pflanzenformen ein. In prächtigen Laubwäldern, von mannigfaltigen südlichen Baumarten gebildet, tummelten sich Riesenhirsche und Auerochsen; Elefanten, Nashörner und Flußpferde bezeichneten die Kraft und Lebensfülle der Tierwelt.

Welches die bewegenden Kräfte waren, die den Eismantel von neuem nach Süden vorrücken ließen, können wir auch heute noch nicht mit Sicherheit erweisen. Aus den Spuren, die er zurückgelassen hat, ist indessen festgestellt, daß das Gebiet südlich vom Baltischen Meere bis Berlin und Warschau hin wieder in eine Eiswüste verwandelt wurde. — Von dem einstigen Leben, das sich in der Periode zwischen den beiden Eiszeiten, in der „Interglacialzeit", entfaltet hatte, blieben nur spärliche Reste als Dokumente im Schoß der Erde aufbewahrt; sie werden durch das rastlos nagende Wasser, sowie durch die Thätigkeit der Menschen bei Tiefbauten zum großen Teil an das Tageslicht befördert. Zähne und Knochen vom Mammuth und dem allerdings wesentlich selteneren Rhinoceros, Geweihe vom Riesenhirsch u. a. sind in nicht geringer Zahl im Diluvium Ostpreußens aufgefunden worden. Auch die Diluvialkohle im Dangethal bei Gwilden und im Purmallethal nördlich von Memel, die ein Mittelding zwischen Torf und Braunkohle darstellt, gehört dem Interglacial an.

Von den Pflanzen, die sich zur Eiszeit auf unserem Boden ansiedelten, haben wenige das nachfolgende wärmere Klima überdauert; es sind besonders einige Moosarten in den Mooren, die nach der Ansicht der Botaniker aus jener Zeit stammen. Dagegen wanderten nach und nach wieder Pflanzen und Tiere ein, die durch die Vereisung verdrängt waren; und diese Einwanderung ist auch heute noch nicht zum Abschluß gekommen. So ist eine kleine Deckelschnecke, Lithoglyphus naticoides, die vor der Ablagerung des unteren Geschiebemergels in

den Gewässern Norddeutschlands lebte, erst in diesem Jahrhundert aus dem südlichen Rußland wieder hier eingekehrt.

Von dem Moränenschutt, den die zweite Eiszeit gebracht hat, ist der Geschiebemergel an der Oberfläche nicht in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten. Die abfließenden Schmelzwasser haben ihn schon in diluvialer Zeit z. T. in Thon-, Fayence-, Staubmergel, Sand und Grand zerlegt, während andererseits Blockanhäufungen in langen Zügen liegen blieben. Später ist eine weitere Umwandlung durch die Tagwasser erfolgt, die im Laufe der Jahrtausende vermöge ihres Gehaltes an Kohlensäure den Kalk aufgelöst und fortgeschlämmt und so den Geschiebemergel bis zu 4 m, im Mittel 1 m Tiefe zu Lehm umgestaltet haben. Dieser besteht aus kieselsaurer Thonerde, feinem Quarzsande, grobem Sande und Eisenoxydul. Letzteres giebt ihm eine bläuliche Färbung; wo es indessen durch die Einwirkung kohlensäurehaltigen Wassers in Eisenoxydhydrat übergegangen ist, erhält der Lehm eine rötlich-gelbe Farbe und erscheint in der Form gebrannter Ziegel durch das Eisenoxyd rot gefärbt.

Die Beimischung von Sand ist für den Ackerbau von der höchsten Wichtigkeit. Der strenge Lehm besteht etwa zu $1/10$ bis $1/4$, der gewöhnliche oft bis zur Hälfte des Gewichtes aus Sand. Den besten Acker bildet der Lehm, der etwa 40 % Sand enthält, doch ist auch der ganz leichte Lehmboden, dem bis zu $3/4$ des Gewichtes Sand beigemischt ist, dem Ackerbau nicht ungünstig.

Die Unterlage der diluvialen Erdmassen besteht aus Schichten, die sich in früheren Erdperioden gebildet haben. In dem Gebiete nördlich der Pregellinie lagert das Diluvium auf der Kreideformation* und ganz im Norden auf dem noch älteren Gestein der Juraperiode*, in welcher die mächtigen Saurier (Ichthyosaurus, Plesiosaurus, die Teleosauren u. a.) die Herren der Erde waren. Verschiedene Bildungen der Tertiärzeit* haben zwischen diesen Erdschichten und dem Diluvium

---

* Vor der Diluvialzeit liegt die Neuzeit der Erde mit den tertiären Gebilden, für welche die Braunkohlen besonders charakteristisch sind, und erst dieser Zeit geht das Mittelalter der Erde voran, dem die Kreide- und Juraformation nebst der Trias angehören.

existiert; sie sind aber in der Eiszeit zerstört worden und machen sich nur in der braunen Färbung des Geschiebemergels bemerkbar.

In dem südlichen Teile Litauens sind die jüngeren Tertiärschichten nicht vorhanden, und von den älteren läßt sich heute noch nicht bestimmen, wie weit sie unter dem Diluvium lagern oder wie weit auch hier die Kreideformation vertreten ist. Die diluvialen Erdmassen sind in diesem Gebiet von ganz außerordentlicher Stärke; auf der Domäne Dinglauken im Kreise Darkehmen und bei dem etwa 4 km entfernten Weedern sind durch Bohrungen 150 bzw. 151 m ermittelt. — Nördlich der Pregellinie ist die Mächtigkeit des Diluviums nicht bedeutend, stellenweise sogar auffallend gering. Bohrungen, die in Tilsit ausgeführt wurden, durchsanken das Diluvium in einer Tiefe von 23—30 m, in der Nähe von Reußenhof im Kreise Niederung bei 24 m, wovon 3 m auf das Alluvium entfielen, bei Neuhof-Lasdehnen im Kreise Pillkallen bei 22,5 m; und wenn wir über unser Gebiet hinausgehen, so finden wir einige Meilen jenseits der russischen Grenze bei Georgenburg und Tauroggen die Kreidebildungen fast zu Tage tretend. Stärker ist das Diluvium im nördlichen Teile, wo die Bohrungen auf dem Bahnhof Bajohren, in Purmallen und in Memel eine Mächtigkeit von 60—80 m ergaben.

Da gewisse Bestandteile der verschiedenen Erdschichten, wie Braunkohle im Tertiär, Salz in der Trias, der untersten Ablagerung im Mittelalter der Erde, Steinkohlen in der noch älteren Epoche des Altertums der Schöpfung, Erze u. a. für den Menschen von unschätzbarem Werte sind, so ist es nicht hoch genug anzuschlagen, daß wir durch die Forschungen bedeutender Männer wie Schumann, Berendt, Jentzsch* u. a. in den letzten Jahrzehnten einigen Aufschluß darüber erhalten haben, was im dunkeln Schoß der Erde unter der Diluvial-

* Die hauptsächlichsten Abhandlungen dieser Forscher finden wir in den „Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft" und in den „Preußischen Provinzialblättern". Außerdem bringt Näheres: Jentzsch, „Führer durch die geologischen Sammlungen des Provinzial-Museums". 1892. Jentzsch, „Neue Gesteinsaufschlüsse in Ost- und Westpreußen". Berlin 1897. — Wahnschaffe, „Die Bedeutung des baltischen Höhenrückens für die Eiszeit". Vrgl. „Der 8. Geogr. Tag". 1889. S. 344 ff.

decke Litauens verborgen liegt, wenn auch der Litauer bis jetzt seine Schätze lediglich aus dem Diluvium gewonnen hat. — Wie weit er sich dieses nutzbar zu machen vermag, wie weit es dazu beiträgt, ihm das Leben angenehm und behaglich zu gestalten, hängt von der Bildung der Erdoberfläche ab.

Oberflächengestaltung.

Allgemeines.

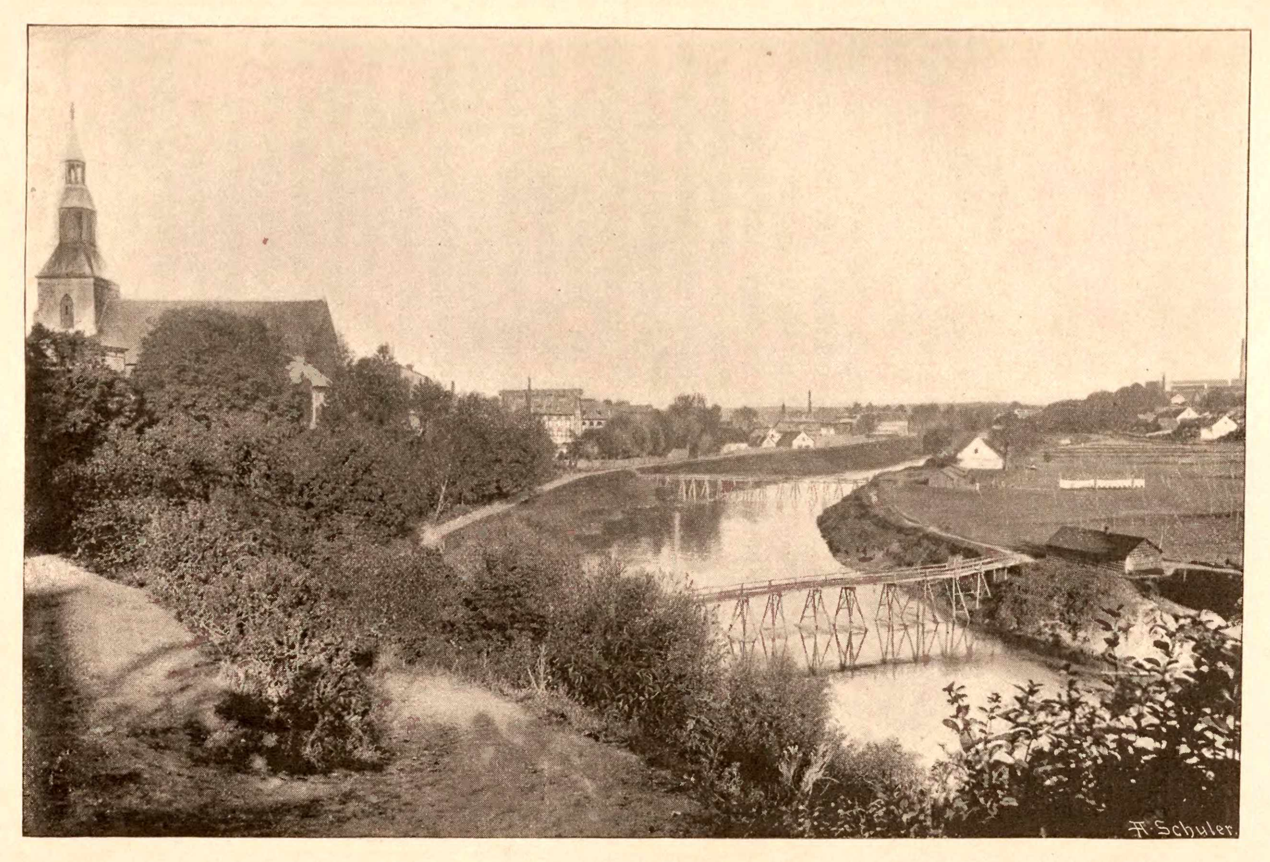
Von den alluvialen Gebilden im Memeldelta und auf der Nehrung abgesehen, besteht der Boden Litauens im allgemeinen aus sanft welligen Plateaus, die sich als ein flaches Vorland gegenüber den masurischen Landschaften im Süden darstellen, wo durch die Moränenbildung jene romantischen Gegenden mit ihren Höhen und Seen geschaffen sind. — Indessen fehlt es auch den litauischen Gefilden nicht an Abwechselung. Abgesehen von einzelnen Bergspornen, die sich von der Plateaufläche abheben, geht der südöstliche Teil in ein höheres, bereits den Charakter der masurischen Landschaft tragendes Bergland über; und von den Höhen Ober-Eisselns und Tussainens zieht der Willkischker und Jurahöhenzug in nördlicher Richtung bis zur russischen Grenze. Vor allem aber werden die Landschaften durch die Flüsse belebt, die ihr Bette zum größten Teil tief in die Plateauflächen eingegraben und stellenweise überraschend schöne Gegenden geschaffen haben. — Durch das Thal der Memel und des Pregels mit seinen Quellflüssen wird zugleich das Land in mehrere natürliche Abschnitte zerlegt, die einen mehr oder weniger verschiedenen Charakter tragen.

Die Angerapp und die Pissa.

Der bedeutendste Quellfluß des Pregels ist die Angerapp (d. i. Aalfluß), früher Arsz geheißen, die dem Mauersee entströmt und somit die Masurische Seenplatte nach Norden hin entwässert. Der Mauersee liegt 116,3 m ü. M., während der Vereinigungspunkt mit der

Inster bei Georgenburgkehlen nur 8,5 m hoch gelegen ist; das Gesamtgefälle beträgt danach 108 m, so daß bei einer Länge von 153 km im Durchschnitt auf jedes Kilometer 0,7 m kommen. Bei der ungleichen Verteilung des Gefälles oberhalb Darkehmens hat der Fluß aber nur teilweise eine reißende Strömung mit tief in das Land eingeschnittenem Flußbette; auf weite Strecken hin schlängelt er sich in trägem Laufe, unzählige Krümmungen bildend, durch schöne und ausgedehnte Wiesenthäler, die regelmäßig durch den Schlick der Frühjahrsüberschwemmungen gedüngt werden. Freilich werden diese Wiesenländereien des öfteren auch zur Sommerszeit unter Wasser gesetzt, so daß nicht selten die ganze Heuernte verloren geht, und bedeutende Flächen leiden an Versumpfung. Die Regulierung des Flusses bietet wegen der vielen Krümmungen und der ausgedehnten Steinriffe, die an vielen Stellen das Flußthal durchziehen, große Schwierigkeiten und würde bedeutende Kosten verursachen.

Wo der Fluß sich tief in den Boden eingewühlt hat und die Thalwände schroff und steil emporragen, hat er herrliche Partieen von malerischer Schönheit geschaffen; und wenn auch keine Burgruinen von den Höhen herabblicken, so erinnern doch zahlreiche „Schloßberge" an die Kämpfe, die einst an den Ufern der Angerapp ausgefochten worden sind. Bei Sobrost, Osznagorren, Cammandten, Baltzkehmen, Kieselkehmen, Nemmersdorf, Aweningken, Judtschen, Tammowischken u. a. sind die alten Befestigungen, die sich gewöhnlich auf einer vorspringenden Uferhöhe befanden, noch erkennbar. — Eine der schönsten Gegenden, welche die Angerapp geschaffen hat, bildet die sogenannte Osznagorrische Schweiz südlich von Darkehmen, wo das flache, steinige Flußbett sich in mäandrischen Krümmungen zwischen steilen, bis zu 20 m ansteigenden Ufern hindurchwindet, und wo im blauen Wasserspiegel sich der von mannigfachen Schluchten durchfurchte dunkle Nadelwald malt. — Bei Darkehmen selbst erheben sich rechts vom Flusse auf steil ansteigender Uferhöhe prächtig die Waldungen des städtischen Schützenplatzes vor dem freundlich gelegenen Gute Kl.-Darkehmen. Der Strom am Fuße der Anhöhe, dessen Wasser brausend über das Mühlenwehr stürzen, die schmucke, räumig gebaute Stadt am andern Ufer, die weiten grünenden Felder, die von den hohen Baumreihen



Das Angerappthal bei Insterburg.

Nach einer Photographie von Wilh. Hohlfeld Nachf. (Alphons Schmidt) in Insterburg.

der Insterburger Chaussee durchschnitten sind, gewähren dem Beschauer von der Höhe ein gar reizendes Bild. — Vor allem aber bietet das Angerappthal bei Insterburg eine Fülle landschaftlicher Bilder, die geeignet sind, an die schönsten Partieen im Saalethal zu erinnern, wenn sie auch in der Größe dahinter zurückbleiben. Von der breiten Thalebene unmittelbar vor der Stadt blickt man hinauf zu den steilen Abhängen am linken Ufer des stattlichen Stromes, die neben einem stillen Friedhof die großartigen Gebäude der Berneckerschen Brauerei tragen. Links davon schneidet die romantische Lenkeningker Schlucht mit den dunkeln Laubwaldungen tief in die Uferhöhe ein und daran schließt sich ein grüner Laubkranz, der die Abhänge bedeckend sich nach dem malerisch gelegenen Gut Lenkeningken mit seinen stattlichen roten Gebäuden hinzieht. Die imposante dreibogige Brücke der Tilsit-Insterburger Bahn, die hinter dem Gute das breite Thal durchschneidet, giebt dem Landschaftsbilde einen würdigen Abschluß. Nicht weniger lohnend ist der Blick auf die nach der andern Seite sich anschließende Stadt, in der die altehrwürdige lutherische Kirche und die Villa Brandes besonders hervortreten, während von dem alten Ordensschlosse im Norden der Stadt nur die stumpfe Spitze des Marterturmes hervorlugt. Hierhin lenkt der Fluß seinen Lauf, indem er die Stadt in weitem Bogen umklammert, und strömt unter dem schön belaubten Kirchhof auf der malerischen Höhe, zu welcher der Strafanstaltsberg mit den stattlichen roten Gebäuden als zweiter Eckpfeiler eines weiten Thores hinüberblickt, in die breite Ebene des Pregelthales, wo er früher in vielen Windungen der ehrwürdigen Georgenburg zustrebte. (S. die Skizze weiter unten bei der Instermündung.)

Hinter der Eisenbahnbrücke kommen wir an den reizenden, mit Laubbäumen bestandenen Terrassen Luxenbergs vorüber, die zum rechten Ufer der Angerapp hinaufführen, und neben steilen, z. T. bewaldeten Hängen auf frischem, breitem Rasenteppich neben dem Strom weiterwandernd, erreichen wir nach etwa dreiviertelstündigem Marsche das Dorf Tammowischken, in dessen Feldmarken, von einem Bogen der Angerapp umflossen, ein alter Schloßberg gelegen ist. Die Bewohner der Umgegend nennen ihn Kamsvikus, und so nahm man an, daß hier Kameniswike (d. i. Steinwohnung), die Bergfeste der Nadrauer

gestanden habe, die 1276 von den Rittern zerstört wurde. Von dem heidnischen Besitzer, welcher der Burg den Namen gegeben hat, geht die Sage, daß er noch heute nächtlicher Weile als schwarze wilde Katze durch das Dickicht streife und seine Frau, die noch lasterhafter als er selbst gelebt haben soll, in Gestalt einer schwarzen Kuh vor sich hertreibe. — Sicher ist, daß hier von den Rittern eine der Vorburgen Insterburgs — vielleicht Tammove — angelegt wurde, um die etwaigen Bewegungen der Feinde im Angerappthal zu überwachen, und da die Ritter bei der Auswahl ihrer Burgplätze sich durch die Anlagen der Preußen leiten ließen, so dürfte der Name Kamsvikus nicht auf bloßer Erfindung beruhen. Der Gegenbeweis ist meiner Ansicht nach auch Bönigk* nicht gelungen; er hat lediglich nachgewiesen, daß keine zwingende Veranlassung vorliegt, Kameniswike an dieser Stelle zu suchen.

Oberlandesgerichtsrat Lehmann, der Besitzer des gegenüberliegenden Siegmanten, verschönerte i. J. 1824 den Berg, indem er am 18. Juni dieses Jahres zum Andenken an die Schlacht von Waterloo ein 4,3 m hohes eisernes Kreuz auf 20 m hoher Säule aufstellen ließ und durch Baumpflanzungen, Anlage von Terrassen und Errichtung von Rasenbänken einen anmutigen Vergnügungsort schuf. Leider ist nichts davon erhalten. Schon fünfzehn Jahre später waren Kreuz und Säule nicht mehr, und an die künstlichen Terrassen erinnerten nur noch einige Vertiefungen auf der verwachsenen Anhöhe.

Die Angerapp ist die natürliche Fortsetzung der „Masurischen Wasserstraße", die von Angerburg bis Johannisburg führt, und würde für Masuren und das südliche Litauen von großer Bedeutung sein, wenn sie schiffbar zu machen wäre. Bis jetzt ist es aber wegen der ungünstigen Gestaltung des Flußbettes nicht einmal möglich gewesen, durch Kunst eine für Langholz flößbare Wasserstraße herzustellen. Als der lange gehegte Plan, zwischen dem Mauer- und Spirdingsee mit Benutzung der dazwischen liegenden Seenkette eine fahrbare Wasserstraße zu schaffen, nach Beendigung des siebenjährigen Krieges zur Ausführung kam, wurde auch die Regulierung der Angerapp in Angriff genommen, um durch sie Anschluß an die Pregelstraße zu gewinnen. Das Flußbett wurde an vielen Stellen eingeschränkt, das

* Prussia 1880.

starke Gefälle verteilt und durch Erbauung von drei hölzernen Schiffsschleusen vermindert. Die starken Eisgänge haben indes die Anlagen völlig zerstört, und Angerburg wurde bald Endpunkt für den Verkehr auf der Masurischen Wasserstraße. Auf die Handelsentwicklung hat der Fluß infolgedessen geringen Einfluß ausgeübt, und die Wegräumung der größten Steine aus seinem Bett i. J. 1825 hatte nur den Zweck, die Beförderung von losem Flößholz zu erleichtern. Dagegen wird er an verschiedenen Stellen gezwungen, Mühlen zu treiben, und man gedenkt aus seiner Wasserkraft noch größeren Nutzen zu ziehen. Daß Darkehmen die erste Stadt Deutschlands* gewesen ist, die eine allgemeine elektrische Straßenbeleuchtung einführen konnte, verdankt sie der Angerapp, die dort große Mühlenwerke in Bewegung setzt. Als diese i. J. 1886 umgebaut wurden, schloß die Stadt mit den Inhabern derselben einen Vertrag, wonach diese die ganze Anlage zur elektrischen Straßenbeleuchtung auf ihre eigenen Kosten ausführten und gegen eine jährliche Pachtsumme von 800 Mk., die mittlerweile auf 1400 Mk. erhöht ist, die Stadt mit elektrischem Licht zu versehen verpflichtet sind.

Die Fische haben bei dem Mangel an Verkehr auf der Angerapp einen verhältnismäßig ruhigen Aufenthalt in dem Flusse, und so hat sich der alte Fischreichtum erhalten. Von dem bedeutenden Aalfange bei Angerburg, einem der bedeutendsten in ganz Deutschland, weiß Hennenberger schon vor drei Jahrhunderten zu erzählen; aber auch bei der Darkehmer Mühle und an andern Stellen der Angerapp wird er in größerem Maßstabe betrieben. Der Aal ist es, wie schon bemerkt, gewesen, der dem Fluß den Namen gegeben hat; denn ungurýs heißt der Aal und ap, upe der Fluß (sanskr. âp = Wasser). Von andern Fischen sind besonders Weißfische und Hechte zu erwähnen. Die Versuche mit der Lachs- und Forellenzucht, für die sich besonders Herr Hensche-Pogrimmen lebhaft interessierte, sind erfolglos geblieben. Infolge eines Prozesses, der vor etwa 15 Jahren angestrengt wurde, ist die Angerapp für einen Privatfluß erklärt, und seit dieser Zeit hat dort die künstliche Fischzucht aufgehört. Jetzt kommen Lachse und

* Triberg in Baden hat zwar seit 1883 elektrische Straßenbeleuchtung; allgemein durchgeführt ist sie dort aber erst 1893.

Forellen in der Angerapp garnicht mehr vor; der Ertrag ist übrigens nie ein ergiebiger gewesen.

Der wichtigste Nebenfluß der Angerapp ist die Goldap. Sie kommt aus dem 150 m hoch gelegenen Goldaper See, der langgestreckt, „wie ein blaues Juwel“ am Westrande des dunkeln Kiefernwaldes der Rominter Heide lagert, und bildet ein nach Norden offenes Trapez. Oberhalb der Stadt Goldap, die nicht fern vom See an dem Flüßchen gelegen ist, setzt sie ebenso wie weiter unterhalb bei Bodschwingken das Räderwerk einer Mühle in Bewegung und durchfließt dann üppige Wiesenthäler, die im Frühjahre vom Hochwasser überschwemmt und gedüngt werden. An dem unteren Laufe der Goldap sind 888 ha umfassende Flächen durch das Wasser dieses Flusses, aus dem der Broszeitsche-Kanal in gerader Richtung zur Angerapp gegraben ist, in Rieselwiesen umgewandelt. Der Fischfang ist sowohl im See wie im Flusse stets bedeutend gewesen; insbesondere werden die Brassen wegen ihrer Schmackhaftigkeit gerühmt. Der Goldaper See wird hauptsächlich durch die Jarke gespeist, die stellenweise zwischen schön bewaldeten Ufern dahinfließt, die Gewässer einer Reihe von Flüßchen sammelt und ihm auch den Abfluß des Bittkowen- und des Czarner Sees zuführt. —

Fünfzehn Kilometer oberhalb Insterburgs vereinigt sich die Angerapp mit der Pissa, d. i. trüber, dunkler Fluß, die aus dem 174 m hoch gelegenen Wysztyten-See kommt. Dieser See lagert auf dem Rande der ausgedehnten Plateaufläche, die als nördliche Fortsetzung des Goldaper Berglandes sich an der Grenze in Polen bis in die Richtung von Pillupönen hinzieht, daher erreichen die in der Nähe des Sees aufsteigenden Bergkuppen eine Höhe von 250—290 m. Die 18 qkm umfassende klare Wasserfläche liegt zwischen den leicht, aber gefällig aufsteigenden Ufern so malerisch, daß ihn Passarge mit einem der großen Seen der hügeligen Schweiz, wie dem Sempacher oder Murtensee vergleichen zu können glaubt. Der Wysztyten-See gehört vollständig zum preußischen Gebiet, doch haben die Bewohner des russischen Städtchens Wysztyten das Recht, in dem nördlichen Teil die Fischerei auszuüben, die übrigens in dem ganzen Gewässer sehr ertragreich ist. Die Brassen zeichnen sich ebenso wie die des Goldaper

Sees durch ihre Schmackhaftigkeit aus, und schon Hennenberger hat ihnen sein Lob gespendet. Obwohl der See etwa 7,5 km lang und in der größten Ausdehnung gegen 4 km breit ist, liegen nur wenige Ortschaften an seinen Ufern. Am bedeutendsten ist das durch seinen Gänsehandel bekannte Wysztyten, dessen kleine weiße Häuser an dem nordöstlichen Seeufer in malerischer Regellosigkeit emporsteigen, im Innern freilich Schmutz und Unsauberkeit bergend. In Rußland, wo sich auf Meilen hin ödes Unland anschließt, liegt außerdem noch am Südende das Dorf Kl. Wartele, während sich an der westlichen Seite die preußischen Dörfer Matzutkehmen, Wiszupönen und Kallweitschen erheben.

Nach dem Austritt aus dem Wysztytensee setzt die Pissa bei Baubeln eine Mühle in Bewegung und durchfließt, westliche Richtung einhaltend, in vielen Krümmungen ein wellenförmiges Gelände. Auf dem vielfach sandigen Boden der Umgegend, die in landschaftlicher Hinsicht wenig Reiz und Abwechselung bietet, erheben sich zahlreiche isolierte Hügelkuppen, die mit Kiefern bestanden sind. Streckenweise tritt vollständiges Unland auf, und die Dörfer und Gehöfte spiegeln die Armut der Bewohner wieder. Nicht selten ist bei vereinzelt liegenden Wohnungen ein Hügel beim Bau zu Hilfe genommen, in den sie zur Hälfte hineingeschoben sind, während man die außerhalb aufgeführten Wände aus rohen Feldsteinen mit Gras und Moos zusammengefügt hat. — Wo sich der Fluß entschieden nach Norden wendet, liegt in einem weiten Thalkessel, zu dem von Süden hoch aufstrebende Berge, wie die bis 232 m ansteigenden Dumbeler Höhen hinüberblicken, wie in einer Oase Mehlkehmen, das „liebe Dorf", mit seiner alten von ehrwürdigen Linden beschatteten Kirche. Von dem nahe gelegenen 204 m hohen Schanzenberge mit seinem kahlen Gipfel, auf dem eine meilenweit sichtbare Windmühle lustig ihre Flügel kreisen läßt, ist eine herrliche Aussicht, „weitaus die bedeutendste dieses ‚Oberlandes', unermeßlich nach Norden, Osten und Westen, im Süden begrenzt durch den noch etwa 30 m höheren Lasdinkalnis, d. i. Knüttelholzberg. Ausgezeichnet ist namentlich diese Aussicht durch den schönen Vordergrund, ein reizendes Hügel- und Waldland, über welches hinweg der Blick zu unzähligen Dörfern und Ansiedelungen schweift, bis zu den

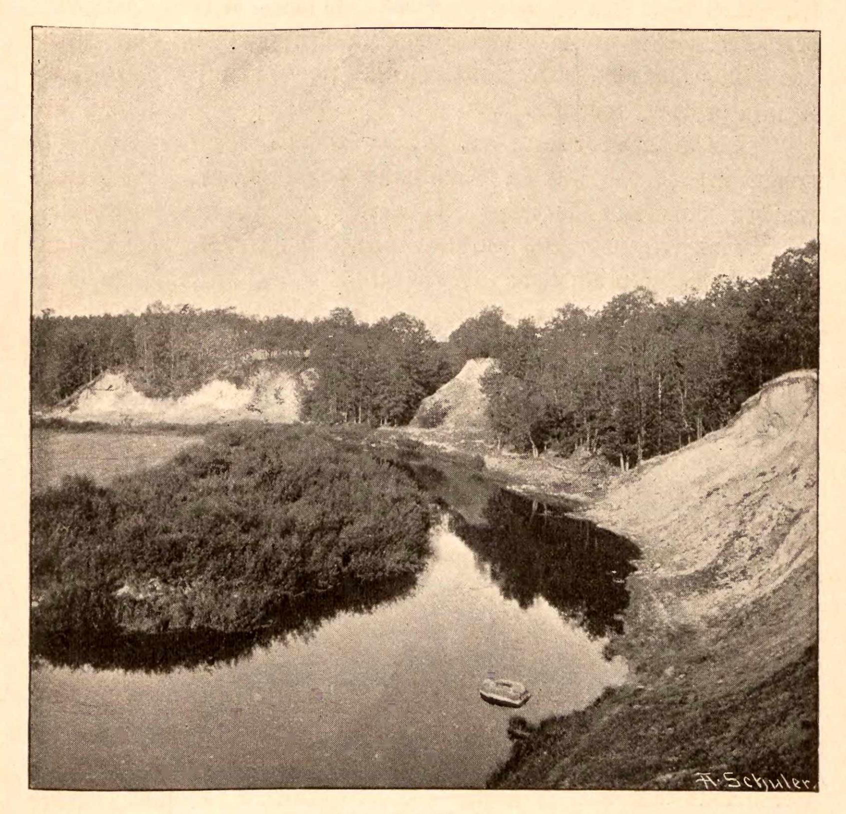
Hügeln weit hinter Darkehmen und Pillkallen und den Goldaper Bergen. Auch das polnische Hügelland liegt offen vor uns; doch verbergen Höhen den Wysztyter See." (Passarge.)

Die nördliche Richtung behält die Pissa von Mehlkehmen bis Gawehnen bei. Sie durchfließt größtenteils guten, fruchtbaren Boden, hat geschlossene Ufer und nimmt von beiden Seiten mehrere Flüsse und Bäche auf. Bei Gawehnen, wo von der rechten Seite die Bredaune mündet, tritt sie in ein ebenes Gelände ein und wendet sich bis Danzkehmen, wo ihre Gewässer durch eine Mühlenschleuse rauschen, nach Nordwesten. Von hier schlägt sie bis zur Mündung vorwiegend westliche Richtung ein. Oberhalb Danzkehmens fließt ihr bei Packalnischken auf der rechten Seite die Dobup zu, die in breitem Flußthale zwischen reichen Wiesenflächen dahineilt. Pillupönen, Dopönen, Göritten, Alexkehmen u. a. Dörfer liegen an ihren Ufern.

Zwischen Danzkehmen und Szirgupönen, wo ihre Gewässer ebenfalls eine Mühle in Bewegung setzen, schlängelte sich der Fluß früher durch ein sumpfiges, mit Gebüsch durchwachsenes Gebiet. Erst Friedrich Wilhelm I. ließ ihn gerade ziehen, leitete nach bestimmten Punkten, wo er Vorwerke zu errichten gedachte, Kanäle, die noch heute schnurgerade in verschiedenen Richtungen das Gelände durchziehen, und nachdem das Gesträuch gerodet war, gewann er die fruchtbaren Äcker und reichen Wiesen, auf denen das Gestüt Trakehnen mit seinen großartigen Stallungen und den freundlichen, hie und da mit Rankengewächsen umsponnenen Beamtenhäusern, sowie stattliche Vorwerksgebäude errichtet sind. Die Wege, die angelegt wurden, bilden jetzt Alleeen von Eichen und andern Laubhölzern und durchschneiden malerisch die Ebene nach den verschiedensten Seiten hin. Die Roduppe, welche bei Szirgupönen in die Pissa mündet, schlängelt sich in schönem Wiesenthal zwischen schattigen Erlen, die das Ufer begleiten, durch das Gelände hin; sie verleiht auch dem prächtigen, ausgedehnten Park des Trakehner Schlosses mit seinen mächtigen Bäumen den romantischen Charakter.

In Gumbinnen und Gerwischkehmen setzt die Pissa wieder das Räderwerk größerer Mühlen in Bewegung, fließt bei Berschkurren an dem zwischen tiefen Seitenthälern liegenden „Stanneitscher Schloßberge" vorüber und mündet in der Nähe von dem 24 m hoch gelegenen

Tarpupönen, dessen Name gleichbedeutend ist mit Mesopotamien (tarp, zwischen; upe, Fluß). Sie hat demnach einen noch reißenderen Lauf als die Angerapp, da die 150 m Gefälle sich auf nur 125 km Länge verteilen, so daß auf jedes Kilometer 1,2 m entfallen. Wegen dieser



Das Pissathal bei Karalene.
Nach einer Photographie von Wilh. Hohlfeld Nachf. (Alphons Schmidt) in Insterburg.

starken Strömung ist der Fluß nur für loses Holz flößbar; er hat sich aber ebenso wie der südliche Quellfluß ein tiefes Bett gegraben und z. T. schöne Uferpartieen geschaffen. Unweit der Mündung bei dem Schullehrerseminar Karalene, das seinen Namen zu Ehren der Königin Luise erhielt (lit. Karaliene = Königin), steigen die gewaltigen Thal=

wände, teils vollständig nackt, teils dicht belaubt, schroff und steil empor, indem sie mit dem Fluß einen schön geschwungenen Bogen bilden. Man möchte es dem tief unten friedlich dahineilenden Flusse kaum zutrauen, daß die romantische Zerklüftung des Bodens sein eigenstes Werk sei. Auch ohne den schönen Park des Seminars, um den sich außer dem Seminar selbst die Gebäude von Karalene und dem Gute Kummetschen gruppieren, würde diese Gegend sich des Rufes hoher landschaftlicher Reize erfreuen.

Die Brücke bei Karalene, die im Anfange der sechziger Jahre erbaut ist, hat die Verkehrsverhältnisse der Bewohner des Dreiecks zwischen Pissa und Angerapp sehr verbessert. Vordem waren diese bei Hochwasser gezwungen, den etwa 15 km langen Weg nach Schlappacken in östlicher Richtung zurückzulegen, um die Angerapp zu überschreiten, auch wenn ihr Reiseziel nach Westen, also etwa nach der Kreisstadt Insterburg, gerichtet war.

Der südöstliche Teil Litauens zwischen Pissa und Angerapp.

Bodenbildung.

Der Streifen ebenen Landes südlich der Pissa mit den fruchtbaren Gefilden Trakehnens hat südwestlich vom Hauptgestüt eine Ausbuchtung bis auf mehr als 10 km, ist im übrigen aber östlich von der Angerapp nur etwa 7 km breit. Dann erhebt sich der Boden und steigt allmählich nach Süden und Südosten zu den Höhen des Goldaper Berglandes und zu dem Plateau an, das von diesem Berglande auslaufend, in Rußland längs der Grenze bis über den Wysztyter See hinaus nach Norden zieht. — Scharf markiert sich für das Auge die Grenzlinie gegen die Ebene, wenn man von dem Stallupöner Kirchturm über die platte Fläche nach dem Höhenzuge im Süden hinüberblickt. Der Charakter des Berglandes entspricht dem der Moränenlandschaft: Zahllose Kuppen in den mannigfaltigsten Formen und langgezogene Rücken lagern in buntem Gewirr durcheinander und lassen zwischen sich Vertiefungen, die bald als rundliche Kessel erscheinen, bald als gestreckte Thäler sogar meilenweit hinziehen. Die Gewässer,

die keinen Abfluß finden, sammeln sich hier zu Seeen an, falls der Grundwasserstand so hoch ist, daß der Boden das Wasser nicht aufzunehmen vermag. An vielen Stellen sind jedoch diese Seeen durch die sich ansiedelnden Torfmoose in Moore verwandelt oder bilden ein sumpfiges Terrain. — Der Boden besteht zwar nicht selten aus mehr oder weniger fettem Lehm, vorherrschend jedoch ist der Sand- und Grandboden, der in mannigfachen Abstufungen vom reinen Flugsande bis zum möglichst fruchtbaren, humosen und auch lehmigen Sand- und Grandboden wechselt. Im allgemeinen ist auch das bergige Gelände mit Äcker und Wiesen bedeckt, wo sich nicht Torfmoore oder Waldungen ausdehnen. Brach liegen viele Kuppen von Bergen, die zum Beackern zu steil ansteigen oder den Stürmen zu sehr ausgesetzt sind. An manchen Stellen besteht der Boden aus einem so leichten Sande oder zeigt ein solches Übermaß von Steinen, daß es sich nicht verlohnt, ihn zu bestellen. Doch ist das steinige Unland in letzter Zeit wesentlich zusammengeschrumpft, weil auf großen Flächen die Steine alljährlich abgelesen und vergraben werden, so daß der Pflug seine Furchen ziehen kann. — Roggen und Kartoffeln sind der Beschaffenheit des Bodens entsprechend die Hauptfrüchte, weniger werden Gerste und Hafer, und noch weniger wird Weizen gebaut.

Die höchsten Erhebungen des Berglandes sind der Bodengestaltung entsprechend im südöstlichen Teile zu suchen, wo die Höhe bei Gollubien 292 m, der nahegelegene Woitowo 283 m und die Höhen bei Dagutschen 286 m aufsteigen, eine ganze Reihe von Bergen ihnen aber an Höhe nicht wesentlich nachsteht. Bei ihrer Lage in der Nähe der Grenze bieten sie fast alle eine prächtige Aussicht weit nach Polen hinein. — Einen eigenen Reiz erhält diese Gegend auch durch die große Zahl interessanter Hochseeen, welche die Landschaft beleben. Östlich von Goldap lagert der schöne Czarner See, umkränzt von freundlichen Anhöhen, die Baumgruppen und Wäldchen in reichem Wechsel tragen. Von dem Kirchhofsberg des Dorfes Meschkrupchen, das hart am Rande des Seees gelegen ist, bietet sich dem Beschauer ein besonders liebliches Bild dar: Über die friedlichen, von Bäumen beschatteten Häuser von Meschkrupchen und die malerisch umrahmte Wasserfläche gleitet der Blick nach der ausgedehnten Hügellandschaft

mit den mannigfach geformten Höhen hinüber, weit bis zu der kahlen Höhe des Goldaper Berges und den südlich davon aufragenden bewaldeten Gipfeln. Schön gelegen sind ferner im Westen vom Czarner See der Ostrowker und Rakowker See, wenn sie jenem an Größe auch weit nachstehen, und nicht minder der an der Grenze gelegene Loyer See, der bereits dem Quellgebiet der Rominte angehört. Der hart auf der Grenze südöstlich von Dagutschen gelegene Pablindszen-See ist bemerkenswert, weil er mit 265 m nicht nur die höchste Lage von den Seeen Litauens, sondern auch der ganzen Provinz hat, und da er den Hauptquellfluß der Rominte speist, so haben wir hier die höchste Quelle, die dem Pregelstrom Wasser zuführt. Bei dem starken Gefälle hat der Fluß sich von der Grenze bis zur Rominter Heide stellenweise mehr als 50 m in den Boden eingegraben und bietet mit den steil ansteigenden, teilweise bewaldeten Ufern in dem bergigen Gelände Bilder von so hoher landschaftlicher Schönheit, daß die Gegend den Namen der „Litauischen Schweiz“ erhalten hat. Besonders schön ist das Dorf Staatshausen gelegen, dessen Gehöfte, von Baumgruppen umgeben, über einen Thalkessel zwischen den hohen Ufern des Flusses malerisch zerstreut sind.

In der Rominter Heide, wo der Boden bei einer mittleren Höhe von etwa 165 m wellenförmig auf- und niedersteigt, ragt der Sankalnis bei Joduppen 213 m, die Höhen bei Jszlaudszen 180 m und der Lasdinkalnis bei Schwentischken 232 m empor.

Weiter nördlich erhebt sich bei Disselwethen der Horeb, der mit seiner bewaldeten Kuppe eine weithin sichtbare Landmarke bildet. — Von dem 33 m hohen Aussichtsturme auf seinem Gipfel bietet er eine prächtige Aussicht über das Bergland im Süden mit den mannigfach geformten Höhen und Thälern, den weiten Waldungen und Fruchtfeldern, während der Blick im Norden über die fruchtbare, mit Dörfern und stattlichen Herrenhäusern bedeckte Ebene schweift, in der sich die Städte Gumbinnen, Stallupönen und Pillkallen herausheben; im Nordosten aber ragt der Doppelturm der Kirche Eydtkuhnen empor als Grenzmarke gegen die polnischen Landschaften, die weithin im Gesichtskreise des Beschauers liegen.

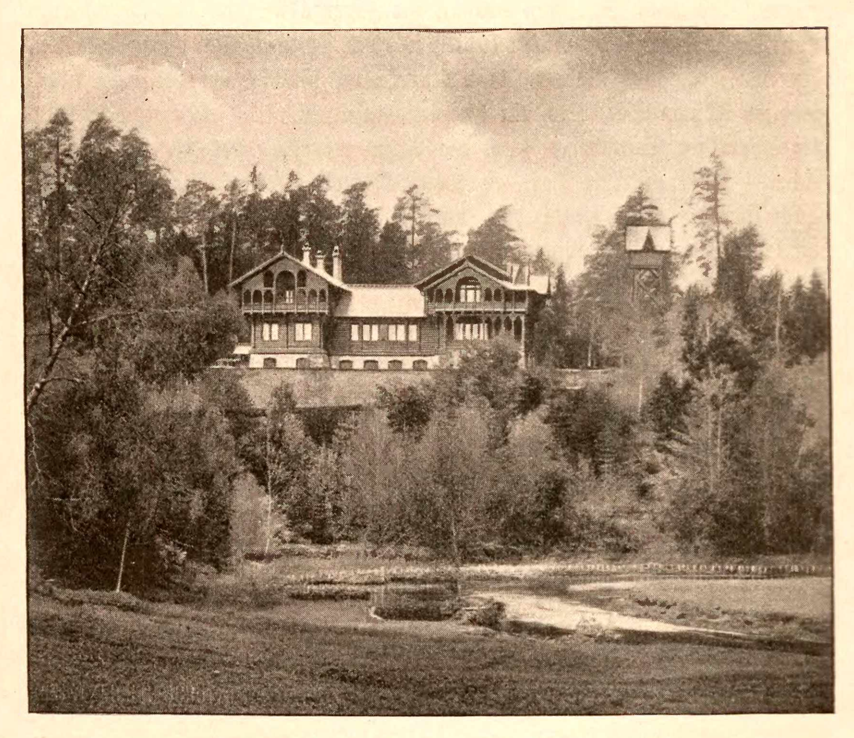
Nicht weniger lohnend ist der Blick von den Plicker Bergen, die am Rande der Ebene zwischen der Angerapp und der Rominte

gelegen sind. Von dem höchsten dieser Berge, der 130 m hoch ansteigt, ohne einen Baum oder größeren Stein aufzuweisen, schweift das Auge nach allen Himmelsrichtungen frei in die Ferne; im Norden über die fruchtbaren Gefilde bis zur Tzulkinner Forst, im Süden zum Goldaper und dem Seesker Berge, die hoch in den Horizont hineinragen, und nach Südosten bis an die Grenze Polens, wo die Berge von Dagutschen und von Gollubien wie ein Zwillingspaar emporsteigen. In der Nähe des Berges liegt Marienthal mit seinem 92 m hoch gelegenen kleinen See, und ein Gewirr einzelner meist abgerundeter und kegelförmiger Sandberge zieht die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich. — Der mittlere Berg ist ebenfalls vollständig kahl, und wenn er auch nicht ganz so hoch steigt wie sein Nachbar, so kann man doch meilenweit von der abgeplatteten Spitze die von Wäldern umkränzte Fläche überschauen. Nach Osten gegen die Rominte hin reihen sich an ihn in wachsenden Zwischenräumen fünf Berge, die mit zunehmender Entfernung immer kleiner werden, während sich in westlicher Richtung die Plicker Berge in den Höhen von Kl. Szuskehmen und jenseits der Angerapp in dem 164 m ansteigenden Kucklinsberge fortsetzen, von wo eine Höhenkette am linken Ufer der Angerapp bis zur Südgrenze von Litauen hinzieht.

Die Rominte.

Ziemlich in der Mitte ist das Bergland östlich der Angerapp von der Rominte durchschnitten, die nicht wenig dazu beiträgt, den landschaftlichen Reiz dieser Gegend zu erhöhen, zumal sie die prächtigen Waldungen der Rominter Heide durchströmt, einen Rest jener alten Wildnis, die einst die Ordensritter zum Schutz gegen ihre östlichen Nachbarn im ganzen Grenzgebiet der Provinz geschaffen hatten. Die Quellen dieses „vielgenannten, oft besungenen Waldflusses“ liegen z. T. noch in Rußland auf dem an der Grenze sich hinziehenden Plateau. „Mächtige Berge, unter denen auf preußischem Gebiet der Woitowus, der ‚Aufseher‘ sich 283 m hoch erhebt, ragen um die Quellflüsse auf, blaue Waldseen klären sie. Erst begleiten Saalweiden (blindis; daher ein Quellfluß der „Blinde Fluß“ heißt) ihre Ufer; dann säumt der

Fichten= und Kiefernwald der Rominter Heide meilenweit sie ein und giebt ihren Wassern die tiefbraune Farbe, die sie vom Pissafluß unterscheidet. Unaufhaltsam stürzt sie dahin, meist über Steinblöcke, unter denen die Forelle liegt, an den Wohnungen der Förster, den Theer= und Jagdbuden vorüber, um jenseits des Waldes reiche Wiesen zu



Das kaiserliche Jagdschloß zu Rominten.
Nach einer Photographie von Gottheil & Sohn in Königsberg i. Pr.

wässern und große Mühlen zu treiben. Immer fließt sie zwischen hohen Ufern, an die sie hier sich anschmiegt, während sie anderswo das alte Bett verläßt. Es ist ein Eilen ohne Rast und Ruh, wie es einer solchen Pilgerin ziemt; das spricht schon aus ihrem Namen, der nichts anderes bedeutet als ein schnelles, eiliges Dahinwandern." (Passarge.)

An den Ufern der Rominte erhebt sich auf romantischer Höhe,

17 m über dem Flusse, das Jagdschloß Rominten (S. 24), das Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1891 hat errichten lassen. Prächtig ist der Blick von dem Wasserturm sowohl nach dem Wiesenthal des frischen Waldbaches, der tief unten an steilem, bewaldetem Abhange dahineilt, wie auf die weiten, grünen Waldflächen, die vom Turm überragt werden. Zieht man noch in Erwägung, daß bei einer Wanderung von zwanzig Minuten bis höchstens einer Stunde alle Schönheiten der prächtigen Waldungen mit ihren Bergen und Thälern von hier aus erreicht werden können, berücksichtigt man die reine, würzige Luft des Kiefernwaldes, die Rominten aus einem einfachen Walddorfe zum Luftkurort erhoben hat, und den Reichtum an edlem Wilde, das die weite Forst birgt, so wird man verstehen, warum gerade diesen Ort der Kaiser zu seinem ostpreußischen „Sanssouci" erkoren hat.

Das Jagdschloß, das mit der Vorderfront nach dem schönen Wiesenthal der Rominte und dem Dorf Rominten jenseits des Flusses hinüberblickt, ist ein norwegischer Blockbau, der von unten her gesehen in seiner braunen Farbe mit den kunstvoll geschnitzten Säulen, der phantastischen Ornamentik der Fabeltiere, den breiten Fenstern und den rings um das Gebäude laufenden Veranden einen angenehmen, freundlichen Eindruck macht.

Die Hubertuskapelle (S. 26), deren geschmackvoller Bau sicher und frei in die Luft strebt, ist auf einer Waldhöhe dem Jagdschloß gegenüber errichtet. Sie besteht aus Fachwerkbau, der in Norwegen besonders bei kirchlichen Bauten angewandt wird, wie der Blockbau bei Profanbauten seinen Platz findet. Der Konstruktion nach gehört die Kapelle zu den Norwegen eigentümlichen Stabkirchen,* die früher in jenem Lande zahreich verbreitet waren, seit der Einführung der Reformation aber fast ganz verschwunden sind.

Die Villa des früheren Königsberger Professors Naunyn, die ebenfalls in norwegischer Bauart ursprünglich an der Stelle des Jagd-

* Die Stabkirche stellt eine architektonisch folgerichtige Übersetzung der steinernen dreischiffigen romanischen Basilika in Holzmaterial dar; nur fehlt das Querschiff, und die Holzkonstruktion bedingt, daß die Säulen sich rings um das Mittelschiff hinziehen, da alle Teile des Gebäudes eine gleichmäßige Stütze verlangen.

schlosses errichtet war, ist abgebrochen und etwa 100 Schritt weiter im Walde wieder aufgerichtet. Sie enthält die Kastellanswohnung und ist im übrigen für das kaiserliche Gefolge bestimmt. Auch an der Straße nach Rominten sind einige schlichte Häuser, die hauptsächlich Arbeiterwohnungen enthalten, in nordischer Art gebaut.



Die Hubertuskapelle zu Rominten.
Nach einer Photographie von Gottheil & Sohn in Königsberg i. Pr.

Die beste Fernsicht in der Nähe von Rominten bietet die 3 km südlich gelegene „Königshöhe", von deren 22 m hohem Turme aus man meilenweit über die wogenden Wipfel des grünen Waldmeeres hinschaut, bis die Höhen Rußlands und die Seesker Berge den Horizont umkränzen, während sich der Sattel des Goldaper Berges in der Ferne deutlich heraushebt.

Zu einem der schönsten Punkte der Heide gehört auch das weiter abwärts gelegene Dorf Jagdbude, das, umrahmt von Laub- und Tannenwald, sich hart an den steilen, romantischen Ufern der lustig dahinsprudelnden Rominte erhebt. Die landschaftliche Schönheit der Gegend und die gesunde Luft haben bereits eine Anzahl Sommer-



Blick in das Romintethal vom Ziegenberg aus.

Nach einer photographischen Aufnahme von Reg.-Baumeister F. Krah in Königsberg.

frischler dorthin gelockt, und man geht mit dem Plane um, ein Kurhaus zu errichten, um den Fremden eine geeignete Unterkunft zu bieten. Den kegelförmigen Ziegenberg in der Nähe wußte schon Prinz Friedrich Karl wegen seines herrlichen Rundblickes zu schätzen. Das ehemalige Jagdhaus, das die brandenburgischen Kurfürsten hier besaßen, schildert Brand i. J. 1702 als „mit Planken rings umgeben, von Holz aufgebaut mit einer lustigen ringsumgehenden Gallerie.“ Es

stand neben dem alten Jagdhause von gleicher Form, das bereits „schier verfallen" war.

Aber auch außerhalb der Heide hat die Rominte in dem mit freundlichen Dörfern bedeckten Hügellande herrliche Uferpartieen aufzuweisen. Unterhalb des Schloßberges bei Texeln, dessen Ränder mit Kiefern malerisch besetzt sind, liegt an prächtig gestalteten Ufern Kiauten mit seinem schönen Park und den großen Mühlenanlagen, von denen dumpfes Sausen und Brausen weit hinübertönt, und herrlich auf hochragendem Uferberge, der von den Gewässern der Rominte unterspült wird, ist der Kirchhof gelegen, von prächtigen Kiefern gekrönt, die alten Gräber vom Vergißmeinnicht geschmückt, dessen Blüte sich hier in wunderbarer Schönheit entwickelt.

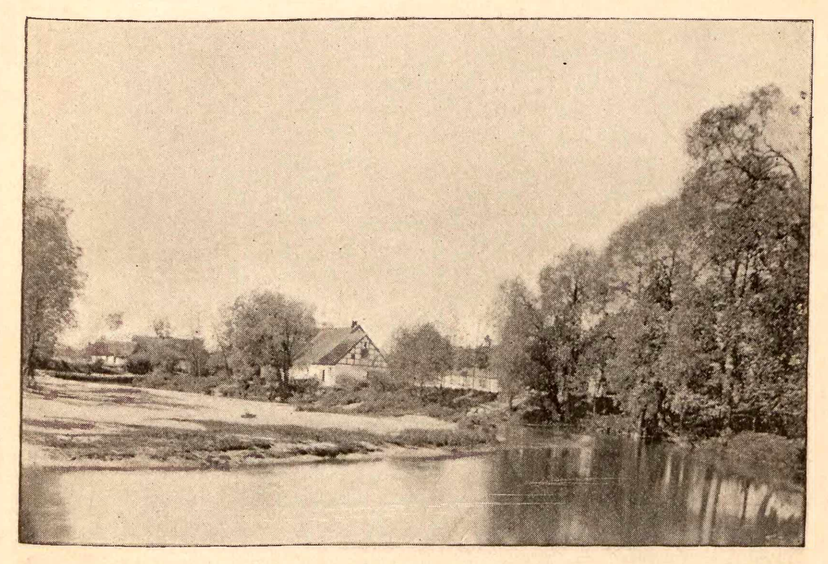
Unterhalb der Kiauter Mühle tritt der Fluß in eine kesselförmige Thalebene mit blumenreichem Wiesengrunde, durch die er sich im Schatten der ihn begleitenden Bäume hinschlängelt, während malerisch zerstreut sich die Häuser des Dorfes Praßlacken erheben. Das im Süden terrassenförmig ansteigende Gelände und die steil aufragenden Höhen im Norden, die einen Kirchhof mit alten Kiefern tragen, geben dem überraschend schönen Bilde einen würdigen Rahmen.

Freundlich liegt auch Walterkehmen weiter unterhalb an den Ufern der Rominte im Schatten alter Bäume, überragt von dem hölzernen Turm der schlichten Landkirche, dessen Spitze ein Adler krönt.

Weiter eilt die Rominte an den gebirgsartig ansteigenden Plicker Bergen vorüber und mündet bei Norutschatschen, einer Vorstadt Gumbinnens, in die Pissa.

Als echter Gebirgsfluß mit starkem Gefälle und verhältnismäßig geringer Tiefe ist die Rominte wohl geeignet, Mühlräder zu treiben und loses Flößholz zu befördern, der Schiffahrt kann man sie aber ebensowenig dienstbar machen wie die Angerapp und die Pissa. Immerhin bleibt sie auch wirtschaftlich von großer Bedeutung, weil sie die weiten Waldlandschaften der Rominter Heide durchfließt. Der „Flößverein" zu Gumbinnen kauft dort alljährlich eine Menge von Klobenholz an, das in der Rominte „losgelassen", durch die Schleusen der Mühlen, die bei Kiauten, Budszedehlen, Matzutkehmen und Kulligkehmen den Fluß sperren, seinen Weg stromabwärts sucht. — Auch verschieden-

artige Fische beleben die Rominte, und bei dem Jagdschloß sind die Ufer künstlich mit Steinhöhlen versehen, um den Forellen,* die seit alter Zeit in dem Flusse heimisch sind, Unterschlupfe und Brutstätten zu verschaffen. Die Krebse, an denen der Fluß früher sehr reich war, und die neben den Forellen diese Steinhöhlen gern zu ihrem Aufenthaltsorte wählten, sind vor fünf bis sechs Jahren durch eine Pest



Walterkehmen.
Nach einer photographischen Aufnahme von Reg.-Baumeister F. Krah in Königsberg.

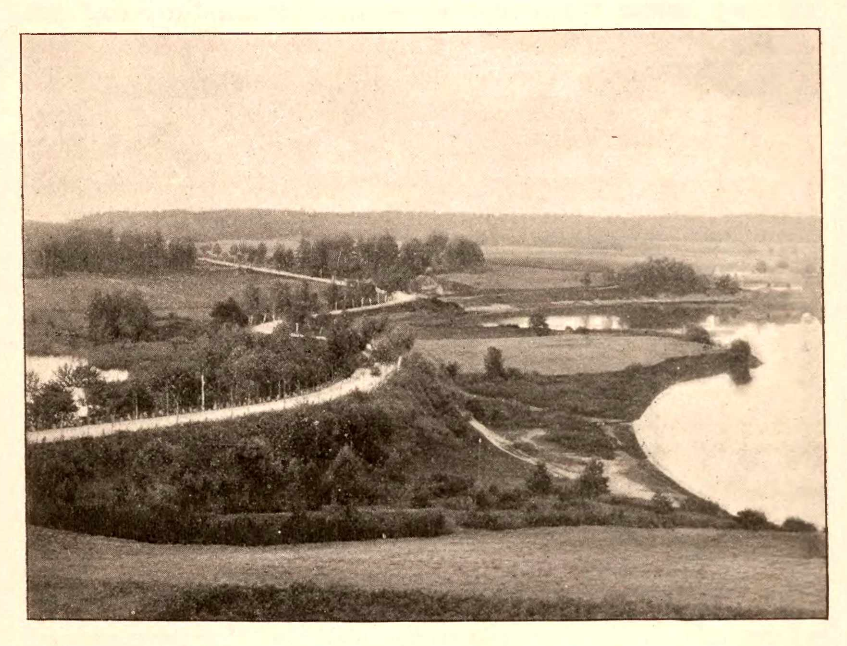
vernichtet. Im Sommer des Jahres 1898 hat man indessen große Bassins für die Krebszucht eingerichtet und es besteht die Hoffnung, daß den Waldbewohnern die einträgliche Beschäftigung, die ihnen aus dem Fang und Handel mit den Krebsen erwuchs, wiedergegeben werden wird.

---

* Herr Hensche-Pogrimmen hat die Rominte mit jungen Lachsen und Forellen besetzen lassen, doch werden beide Fischarten schon vor Jahrhunderten als köstliche Gabe des Flusses gerühmt.

Die Rominter Heide.

Die Romintensche Heide, im Volksmunde Rominter Heide genannt, dehnt sich im südöstlichen Teile von Litauen über 240 qkm aus und bildet eine in sich geschlossene, ziemlich abgerundete Waldfläche mit vorspringenden



Blick auf die Rominter Heide vom Goldapsee aus.
Nach einer Photographie von E. Gebhardi in Goldap.

Spitzen und Ausläufern in der Weise, daß die größte Ausdehnung von Norden nach Süden etwa 15 km, von Osten nach Westen 30 km beträgt. Sie zerfällt in die vier Reviere von Rominten (früher Goldap), Warnen, Szittkehmen und Nassawen. — Der Boden besteht aus Sand, lehmigem Sand und sandigem Lehmboden, welcher häufig mit Steinen und größeren Granitblöcken durchsetzt ist. Wo er ganz leicht und trocken ist, bildet die Kiefer reine Bestände, während im übrigen Fichten und Kiefern, denen sich hie und da auch die nach dem Nonnenfraß angebaute Lärche zugesellt, untermischt auftreten. Aber auch das Laubholz kommt,

wo der Boden besser ist, auf größeren und kleineren Flächen in den verschiedensten Arten zur Geltung und verleiht dem Walde ein farbenprächtiges Aussehen. Besonders ausgedehnte Flächen von Laubholz hat das Revier Rominten aufzuweisen, und es gesellen sich dazu die prächtigen Eichenbestände, die seit längerer Zeit wie auch sonst so besonders in diesem Gebiet auf den besseren Bodenklassen angepflanzt werden. — Kiefer und Fichte haben in der Rominter Heide schlanken Wuchs aufzuweisen und erreichen bei einem Alter von 140—160 Jahren nicht selten eine Höhe von 38 m mit vollholzigem Wuchs. Passarge weiß von einer der schönsten Fichten dieses Waldes bei Szeldkehmen zu erzählen, die 43 m hoch, vom Fuße bis zum Scheitel fast gleich breit, in voller Kraft, Gesundheit und Frische wie ein ungeheurer Wächter am Fuße eines Hügels dastand. Es kam ihm vor, als ob „die Natur einmal habe zeigen wollen, was sie in Wahrheit vermöge, wenn man sie gewähren lasse.“

Während der Jahre 1853—62 hat die Rominter Heide in unerhörter Weise unter den Verheerungen gelitten, welche die Nonne und der Borkenkäfer anrichteten. Der Nonnenschmetterling drang in einem etwa 75 km breiten Streifen zwischen Darkehmen und Lyck aus dem russischen Polen in die Provinz ein und verheerte fast gleichzeitig beide Regierungsbezirke. Die reinen Fichtenbestände der Heide, die zum großen Teil in prächtiger Fülle dastanden, wurden geradezu vernichtet. Als 1859 der Raupenfraß der Nonne sein Ende erreichte, fand sich der Borkenkäfer ein, der das Werk der Zerstörung mit noch größerer Energie fortsetzte, und erst seit dem Jahre 1862, als auch diese Plage zu schwinden begann, war wieder eine geregelte Forstwirtschaft möglich. Von einzelnen lichteren Laubholzbeständen abgesehen, wo die früher eingesprengten Fichten zu Grunde gegangen sind, ist dank der vorzüglichen Pflege der Forsten heute wenig mehr von den früheren Verwüstungen zu erblicken, zumal auf weiten Strecken infolge der günstigen natürlichen Bedingungen die Aufforstung ohne weitere Mühe des Menschen vor sich gegangen ist.

Leider hat sich der unheimliche Gast im Jahre 1897 wieder eingestellt, und zahlreiche Mannschaften von Pionieren sind im Winter 1897/98 thätig gewesen, um einer neuen Vernichtung der schönen Forst

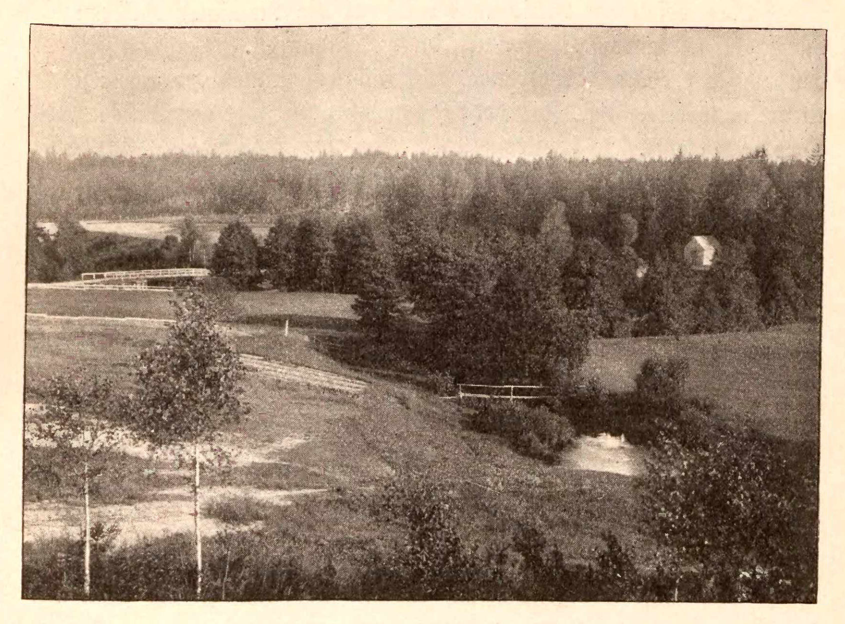
vorzubeugen. Manche idyllische Partie, wie die bei Schillinnen und Jörkischken, vermag man nicht wieder zu erkennen. Sämtliches Unterholz ist ausgehauen, und durch die lichten Waldbestände streichen ungehindert Wettergüsse und Stürme. Jahrzehnte werden erforderlich sein, um diesen Gegenden die alte romantische Schönheit wiederzugeben.

Durch den Absatz von Bauholz wird wenig Gewinn erzielt. Erst in den achtziger Jahren ist es gelungen, starke, astfreie Kiefern mit der Bahn oder auf dem Wasserwege nach entfernteren Gegenden abzusetzen; bis dahin wurde ausschließlich der Bedarf der nächsten Umgegend damit gedeckt. — Dagegen bringt das Brennholz reiche Erträge, zumal die Rominte einen bequemen Absatz nach Gumbinnen hin ermöglicht, abgesehen davon, daß die an dem Flusse gelegenen Güter den Bedarf für ihre Ziegeleien und andere holzverzehrende Betriebe am besten aus der Rominter Heide beziehen. Der Gumbinner Holzflößverein kauft allein jährlich etwa 10—12 000 rm zumeist weichen Klobenholzes und läßt es bei Jagdbude durch die Rominte weiter befördern. Neben den Kirchhöfen der Stadt Gumbinnen wird das Holz an der von Flößrechen gesperrten Holzbrücke ausgeschwemmt und auf den anliegenden Wiesen des Flößvereins aufgestapelt.

Als vorzügliches Jagdrevier ist die Heide seit Jahrhunderten bekannt. Bereits zur Ordenszeit jagten dort die Hochmeister den Auerochsen, den Elch, den Bären und andere Tiere, die jetzt längst aus diesen Forsten verschwunden sind. Zur Zeit der Kurfürsten ragte das Jagdhaus „Jagdbude“ an den Ufern der Rominte empor, da das dortige dichtbestandene Revier großen Reichtum an Hochwild aufzuweisen hatte; und nicht nur die Vorliebe für die schöne Gegend bewog Georg Wilhelm, hier längere Zeit zu weilen. Noch am Anfange dieses Jahrhunderts lieferte die Rominter Heide Wild für die Kgl. Küche, und wenn heute dort auch der Wildreichtum weit geringer ist als in den besseren Wildgehegen weiter im Westen des Reiches, besonders in Schlesien, so zeichnet sich doch hier das Rotwild durch Größe und Schwere und durch prächtige Geweihe vor dem anderer Forsten aus.

Prinz Friedrich Karl, der 1868 zum erstenmale die Heide besuchte, gewann das Jagdrevier so lieb, daß er seit der Mitte der sieb-

ziger Jahre alljährlich im Herbst zu den Pürschjagden nach Theerbude, dem jetzigen Rominten, kam, und als im Jahre 1890 Kaiser Wilhelm II. den lange gehegten Plan, in der Rominter Heide zu jagen, zur Ausführung brachte, war er von dem Aufenthalt so befriedigt, daß er an den Ufern der Rominte bei Theerbude (jetzt Rominten) sein Jagdschloß



Ansicht der Rominter Heide bei Jagdbude.
Nach einer Photographie von E. Gebhardi in Goldap.

errichten ließ. — Seitdem wird der Wildstand mit größtem Eifer gehegt; namentlich das vielgerühmte Rotwild, das auf etwa 600 bis 800 Stück zu schätzen ist, erfreut sich eines recht guten Gedeihens. Um ein Wegschießen des Wildes beim Austreten desselben aus der Forst auf die Nachbarfelder zu hindern und den Beschwerden der angrenzenden Besitzer über Wildschaden Rechnung zu tragen, ist fast die ganze Heide mit einem 2—2,3 m hohen Schutzzaun umgeben. Da bei einer völligen Eingatterung das Rotwild der Äsung auf den frischen Feldern am Waldesrande verlustig gehen und auf diese Weise in der Entwicklung beeinträchtigt werden

würde, ist die Forstverwaltung darangegangen, mehrere freie Flächen in der Heide selbst mit Getreide und Klee bestellen zu lassen.

Behufs Berichterstattung von seiten der Forstbeamten sind sämtliche Oberförstereien und Förstereien unter einander und mit der Kastellanwohnung durch Telephonanlagen verbunden.

Eine besondere Anziehungskraft hat die Rominter Heide auch durch die heilkräftige Kiefernluft ihrer Waldungen. Nachdem sich in den achtziger Jahren Theerbude, das jetzige Rominten, zu einem Luftkurort ausgebildet hat, sind bei der zunehmenden Zahl der Gäste andere Orte nachgefolgt. In dem romantisch gelegenen Jagdbude (S. 33) beabsichtigt man, ein stattliches Kurhaus zu bauen; Schillinnen, das jetzt durch Segelboote eine bequeme Verbindung nach der Stadt über den Goldaper See erhalten hat, vermag nicht mehr alle Sommerfrischler, die dorthin streben, aufzunehmen, und im letzten Sommer hatten auch Gr. Rominten und Szeldkehmen bereits manche Gäste aufzuweisen. — Da außerdem der Touristenverkehr in der Heide von Jahr zu Jahr zunimmt, so erwächst den dortigen Bewohnern ein sehr erwünschter Nebenverdienst, indem sie die Krebse, Forellen und Erdbeeren, sowie andere Gaben des Waldes und der Rominte für einen angemessenen Preis in der Nähe absetzen können.

Das Pillkaller Plateau.

Das sanft wellige Plateau, das sich nördlich von der Pissa und dem Pregel bis zur Memel ausdehnt, wird durch ein breites von Insterburg in nordöstlicher Richtung verlaufendes Wiesenthal in zwei Abschnitte geteilt: im Westen das eigentliche Nadrauer Plateau, östlich davon eine Hochfläche, die wir nach der sie beherrschenden Stadt als das Pillkaller Plateau* bezeichnen können.

Die Inster.

Das erwähnte muldenförmige Wiesenthal zieht sich in einer Breite von 1—2 km von Insterburg bis zur unteren Szeszuppe und ist von regelmäßigen, bis zu einer Höhe von 15—20 m flach

* Berendt bezeichnet das ganze Gebiet als Nadrauer Plateau.

ansteigenden Randhöhen begleitet. Es verdankt seinen Ursprung den Fluten der Memel, die einst vom Jurasee aus in südwestlicher Richtung bis Insterburg und von hier nach Westen im Pregelthale dem Frischen Haff zuströmten, als es ihnen noch nicht gelungen war, die Höhen von Ober-Eisseln und Schreitlaugken zu durchnagen. Bis heute kann man den früheren Boden des ausgedehnten Jurasees zwischen Jurborg und Ober-Eisseln mit den auf der Oberfläche abgesetzten Sandschichten verfolgen, wo die Gewässer sich bis zur Höhe der Wasserscheide zwischen Inster und Memel angestaut hatten. — Die oberen 10 km des einstigen Memelthals sind jetzt vollständig trocken; nur die Moorschicht des Kallweller Torfbruches, deren Stärke zwischen Laskowethen und Kallehnen gelegentlich des Eisenbahnbaues auf 3 m festgestellt ist, erinnert an frühere Zeiten, wo das letzte Memelwasser von den Torfmoosen verzehrt wurde. Bei Skaticken tritt die Inster in dieses breite Thal, das bis Insterburg noch eine Länge von etwa 34 km hat. Nicht im entferntesten imstande, das verlassene Bett des mächtigen Memelstromes auszufüllen, durchzieht sie es in unzähligen Windungen und erreicht dadurch auf dieser Strecke eine Länge von 60 km.

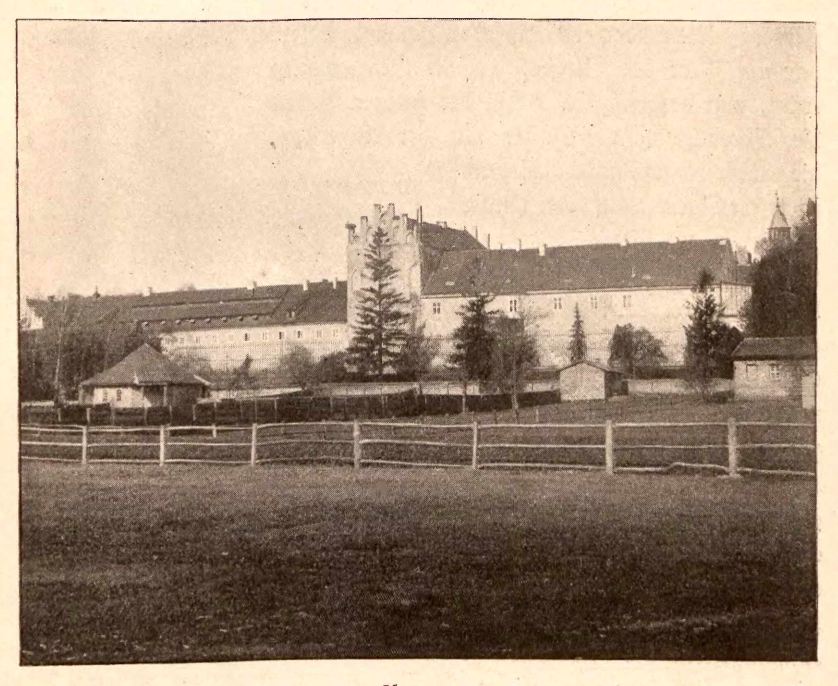
Die Inster, welche mit ihrer litauischen Bezeichnung Isra (d. i. fließendes Wasser) an Isar, Iser, Isère u. a. erinnert, sammelt ihre Gewässer aus sumpfigen Wiesen in der Gegend von Girrehlischken, Erubischken und Grumbkowkaiten etwa 15 km nordöstlich von Pillkallen, in einer Höhe von 50 m ü. M. Bei ihrem Laufe auf dem Plateau, wo sie von den Gewässern der Schoreller Plinis gespeist wird und einige bedeutendere Nebenflüßchen von Süden her aufnimmt, hat sie im ganzen westliche Richtung und erreicht, nachdem sie bei Antagminnen das Räderwerk einer Mühle in Bewegung gesetzt hat, bei Skaticken nach einem 55 km langen Laufe das frühere Memelthal. Da Skaticken 15,2 m hoch liegt, so beträgt das Gefälle bis dahin auf das Kilometer 0,62 m. Bedeutend geringer ist es im unteren Abschnitt des Flusses, wo auf jedes Kilometer nur 0,11 m kommen. Demgemäß fließt die Inster auf dem Plateau verhältnismäßig schnell dahin und hat sich dort ein scharf begrenztes, tief eingeschnittenes Bett geschaffen, während sie im Wiesenthale unterhalb Skaticken träge und langsam einherschleicht und es in jedem Frühjahre bei der Schneeschmelze unter Wasser

setzt. Auch auf dem oberhalb Skatickens gelegenen Teile dehnen sich die Überschwemmungen noch mehrere Kilometer weit aus und reichen in einer durchschnittlichen Breite von 750 m bis Laskowethen hinauf. Der Schlick, der dabei abgesetzt wird, hat in dem ganzen Thal vortreffliche Wiesengründe geschaffen, doch wird deren Wert wesentlich beeinträchtigt, weil bei dem geringen Gefälle die Pregelwasser weit hinaufstauen und infolge der langsamen und ungenügenden Abwässerung der Boden sich nicht in ausreichendem Maße erwärmen kann, um zur rechten Zeit Pflanzenwuchs zu treiben. Als durch das Bubainer Mühlenwehr die Gewässer des oberen Pregels noch künstlich angestaut wurden, riefen ungünstige Winde auch im Sommer stets Überschwemmungen im Insterthale hervor, so daß häufig das Gras auf dem Halme verdarb oder die ganze Heuernte fortgeschwemmt wurde. Auf einen lohnenden Ernteertrag konnte unter diesen Umständen selbst bei den günstigsten Verhältnissen nicht gerechnet werden, und gar oft mußten alle andern Arbeiten im Stich gelassen werden, um im Insterthale zu retten, was zu retten war.

Im Jahre 1822 drang die Regierung dieser ungünstigen Verhältnisse wegen darauf, daß die Inster reguliert und das bei dem niedrigen Wasserstande stark verkrautete Bett geräumt werde. Der Versuch scheiterte aber an dem Widerstande der Anwohner, die der Ansicht waren, daß die Unterhaltung des Flusses allein dem Staat obliege. Auch die Bemühungen des Oberpräsidenten v. Schoen im Jahr 1837 blieben erfolglos. Später versuchten einige Besitzer, namentlich in Stablacken und Georgenburg, ihre Grundstücke durch Eindämmung gegen die Sommerüberstauung zu schützen; das Unternehmen erwies sich indessen als verfehlt, weil das von seitwärts der Hochebene entströmende Wasser die eingedeichten Stellen ausfüllte. Erst im Jahre 1886 trat eine Verbesserung durch die Beseitigung der Bubainer Schleuse ein, die der Staat zu diesem Zweck angekauft hatte. Der Wasserspiegel an der Instermündung hat sich seitdem um etwa 40 cm gesenkt, und die Abführung des Hochwassers erfolgt bedeutend schneller, so daß die schädliche Wirkung der Frühjahrsüberschwemmungen sich wesentlich vermindert hat und auch die Überstauungen im Sommer nur nach lange anhaltenden Regengüssen eintreten.

Für den Verkehr ist der Fluß völlig wertlos; er könnte indes eine für Litauen äußerst wichtige Wasserader werden, wenn bei einer durchgreifenden Regulierung ein Kanal nach der Memel gezogen würde.

Etwa 1,5 km vor der Mündung erhebt sich 20 m über dem Spiegel der Inster auf dem Höhenrande an der rechten Seite der ehr-



Die Georgenburg.
Nach einer Photographie von Frau Joh. Liedtke in Insterburg.

würdige Bau der alten Georgenburg mit dem ausgedehnten, wohlgepflegten Park. Etwas unterhalb, nur durch die Chaussee getrennt, die hier in einer Schlucht das Plateau erklimmt, ragt malerisch auf der in den schönsten Baumterrassen ansteigenden Höhe das rote Mauerwerk der Kirche mit ihrem imposanten viereckigen Turme über dem Grün des Insterthales empor. — Keine schlechte Auswahl haben die Ordensritter getroffen, als sie diesen herrlichen Punkt für eine Burg aus-

wählten. Wie erquickend ist der Blick über die langgestreckte, den Fuß der Anhöhe begleitende Häuserreihe des Dorfes hinweg auf die weiten von Inster, Angerapp und Pregel durchfurchten Ebenen, die von den fruchtbarsten Höhen umrahmt sind. Der Strafanstaltsberg mit seinen stattlichen roten Gebäuden, die Stadt Insterburg und die Kirchhofshöhe mit dem Landgestüt nebst der benachbarten Villa ‚Brandes' im Hintergrunde bilden im Süden ein schönes, belebtes Bild. — Unmittelbar am Fuße des Berges, der die Georgenburg trägt, war ursprünglich neben der jetzigen Brücke die Vereinigung der Inster mit der Angerapp, die vom Kirchhofsberge abbiegend in S-förmigem Lauf der Inster zustrebte. Das alte verwachsene Flußbett, das von der Chaussee bis zur Georgenburger Brücke auf der ganzen Strecke deutlich erkennbar ist (s. die Skizze!), ermöglicht auch in dem gegenwärtigen Zustande noch Schlüsse auf die Richtung, welche die Wasserader einstens hier eingeschlagen hat. In gleicher Weise zeigt die Vereinigungsstelle bei Georgenburg, daß wir es mit einer ehemaligen Einmündung der Angerapp, nicht mit einer natürlichen oder künstlichen Verlegung des Insterbettes zu thun haben. Da die Einmündung der Angerapp thalaufwärts, also der Strömung der Inster entgegen gerichtet war, bekam der Rückstau nach dem Insterthal eine wesentliche Unterstützung, und so wurde — wahrscheinlich bei Gelegenheit des Bubainer Mühlenbaus 1723 — um die Abflußverhältnisse besser zu gestalten, vom Kirchhofsberge bis zur heutigen Vereinigungsstelle unterhalb Insterburgs ein Kanal gegraben, den sich der Fluß zu der erforderlichen Breite und Tiefe erweitert hat. Die Strecke des Insterbettes unterhalb der Georgen=

Altes Flußbett der Angerapp.
Nach der Zeitschrift für Bauwesen.

burger Brücke hat seitdem für die in ihm abfließenden Wasser ein zu weites Bette und ist stark im Verwachsen begriffen.*

Die übrigen Flüsse des Plateaus.

Das Plateau östlich vom alten Memelthale dacht sich im Norden und Osten zur Szeszuppe und Schirwindt, im Westen zur Inster ab. Ziemlich in der Mitte ist wie auf dem Buckel eines erhabenen Schildes die freundliche Stadt Pillkallen gelegen. Der Name Pillkallen bedeutet Schloßberg (pilis „Schloß" und kálnas „Berg") und weist darauf hin, daß die Anhöhe neben dem Städtchen, die von drei Windmühlen auf ihrem Rücken die Benennung „Windmühlenberg" erhielt, eine heidnische Bauernburg getragen hat. Diese drei Windmühlen, welche auf der Höhe sehr unter den Stürmen zu leiden hatten, sind nicht mehr; dafür recken aber mehrere neu erbaute am Abhange des Berges ihre Riesenarme. Der Berg muß den alten Litauern als Warte äußerst dienlich gewesen sein, da er infolge der Gestaltung des Plateaus eine sechs Meilen weite Aussicht eröffnet. — Bei klarem Wetter sieht man nicht nur die Kirchtürme von Willuhnen, Warningken und Schirwindt, sondern auch jenseits der Grenze den viereckigen weißen Turm vom Kloster Neustadt aufragen. Von dieser hoch gelegenen Gegend bei Pillkallen, die im südlichen Teile der Feldmark Kallbassen 73—74 m erreicht, gehen nach allen Seiten die Bäche und Flüßchen aus, welche die Hochfläche entwässern. Von den Zuflüssen der Inster sind die Buduppe, die Eumenis, die Große Nibudies und der Striusfluß merkenswert. In der trockenen Jahreszeit meist unbedeutend, schwellen sie nach starkem oder anhaltendem Regen an, und indem sie

* In einer Urkunde von 1340 heißt es zwar: „. . .usque ad castrum Insterburg, ubi flumina Instrud et Angerapia confluendo se contingunt," doch ist dies nur ein Beweis, daß damals Georgenburg noch nicht existierte, so daß das etwas entfernter liegende Insterburg zur Bestimmung herangezogen werden mußte; ebenso wie wir heute sagen, daß sich Angerapp und Inster „bei Insterburg" vereinigen. — Der Ausdruck Brands vom Jahre 1702, wonach die Inster „samt der Angerapp Georgenburg vorbey in den Pregel hineinfällt" spricht dafür, daß die Angerapp damals noch Georgenburg berührte.

mit zu den Überschwemmungen im Insterthale beitragen, setzen sie dort fruchtbare Schlickmassen ab, die sie dem Pillkaller Plateau entführt haben.

Die Gewässer, welche östliche Richtung einschlagen, streben der Szeszuppe* zu, die ihre Quelle bei Philippowo, nicht weit von denen der Rominte hat. Sie durchfließt in mächtigem Bogen das russische Grenzgebiet und bildet von Schirwindt 38 km weit bis Kl. Schillenöhlen die Grenze. Auf preußischem Gebiet treibt sie in Tulpeningken, Lasdehnen, Maszuiken und Ackmenischken bedeutende Mühlwerke und gewährt mit den hohen, sanft abfallenden Uferhöhen und den am Süduser sich hinziehenden dunkeln Waldungen der Schoreller Forst vielfach einen malerischen Anblick. Ein hervorragend schönes Bild bietet sich dem Beschauer von der Veranda des Pfarrhauses in Lasdehnen dar. Das Rauschen eines künstlichen Wasserfalles, der seine Entstehung dem Mühlenwehr verdankt, lenkt den Blick auf die etwa 30 m breite Wasserader des Flusses, hinter dem das südliche Ufer hoch ansteigt und die Häuser des Dorfes trägt, die sich in langer Reihe malerisch herumziehen. Ein dunkler Waldstreifen, der einem Rahmen gleich am Horizont auftaucht, setzt dem weiteren Blick nach Süden hin eine Grenze.

Bei Schirwindt fließt der Szeszuppe die Schirwindt zu, die aus Rußland kommend, eine weite Strecke die Grenze bildet und außer dem Grenzfluß Lepone von der westlichen Seite die Rauschwe aufnimmt. Letztere entspringt südwestlich von Kattenau, wird vom Packledimer Hochmoor gespeist und entwässert mit ihren Nebenflüßchen den ganzen Südosten des Pillkaller Plateaus. In ihrem Thal sind z. T. recht gute Wiesen, wenn diese auch an Ergiebigkeit sich mit denen des Dobupthales nicht messen können; eine Reihe von Ortschaften wie Drusken, Degesen, Sodargen, Kosackweitschen u. a. liegen an ihren Ufern. — Bei Alxnupönen erhält die Szeszuppe den Zufluß der Alxnuppe, die durch den 118,5 ha großen, langgestreckten, schönen Willuhner See geht und in weitem Bogen das Quellgebiet der Inster umfließt. Nach dem Austritt aus dem Willuhner See führt sie zunächst den Namen „Seegraben" und bewässert die ausgebreiteten und ergiebigen Wiesenlandschaften von Jägerswalde, Warnakallen, Radszen, Wingillen,

* d. i. Amselfluß: die Waldufer der Szeszuppe sind mit diesen Sängern reich besetzt.



Litauerinnen auf der Szeszuppe.

Nach einer Photographie von R. Minzloff in Tilsit.

Bardszen und Heidlaugken. In der Weszkaller Forst werden ihre Ufer an verschiedenen Stellen von zahlreichen Büschen der schönen Straußenfarn geziert, deren Blätter Mannshöhe erreichen, während an den Abhängen im Gebüsch sich Lathyrus silvester und Ervum silvaticum mit ihren schönen Blüten ranken. — Unterhalb Heidlaugken ist der Fluß ganz zusammengetrocknet, weil der Kanal, den man vor etwa 100 Jahren von hier nach Brödszen zur Szeszuppe gegraben hat, ihr das Wasser entzog. Bald aber sammelt sie in ihrem alten Bette neue Wassermengen und bildet wieder einen ansehnlichen Bach, der bei Alxnupönen in die Szeszuppe fällt.

Die Forsten.

Nördlich der Szeszuppe, auf dem größtenteils sandigen Boden des einstigen Jurasees dehnen sich heute über etwa 130 qkm hin die weiten Kiefernwaldungen der Trappöner Forst aus, die von der russischen Grenze bis zur unteren Szeszuppe reichen. Von der nördlich sich daran schließenden Juraforst, die sich weit nach Rußland hineinzieht, ist sie nur durch den Memelstrom geschieden; doch weist sie nicht so viel Brüche und Sümpfe auf wie die nördlichen Walddistrikte. — Dem sandigen Boden entsprechend herrscht in den meisten Teilen die Kiefer vor; hochstämmige Bäume bilden so prächtige Bestände, daß es ein wahrer Genuß ist, die Forst zu durchwandern.

Wegen der großen Ausdehnung des Waldkomplexes ist der östliche Teil als Neu-Luböner Forst mit eigener Oberförsterei abgetrennt worden; eine Linie von Hermoneiten in der Nähe der Szeszuppe nach den Alxnieswiesen an der Memel bezeichnet ungefähr die Grenze.

Südlich der Szeszuppe bildet die Schoreller Forst ein weites Waldrevier, das sich im Süden bis über die Inster erstreckt und das Hochmoor der Großen Plinis einschließt. Der westliche Teil gehört zu der Oberförsterei Uszballen, deren Gebiet mit der Kackschen Balis 48,4 qkm umfaßt, der östliche bildet die Oberförsterei Schorellen und hat mit der Großen Plinis 72 qkm. Mächtige, zum Himmel aufstrebende Kiefern, die auf schlanken Stämmen ihre Wipfel wiegen, bieten ein prächtiges Aussehen. Ebenso gedeiht die Fichte in reinen und gemischten Beständen im allgemeinen vortrefflich. Fast überall sind in

die Nadelwaldungen Laubholzbestände eingesprengt, bestehend aus Weißbuchen, Eschen und beiden Arten von Eichen, die in hundertjährigem Alter bei einem Stammdurchmesser von 40 cm eine Höhe von 24 m erreichen und bis zum Alter von mehr als 200 Jahren einen kraftvollen Wuchs zeigen. Auch Linden, Birken und Espen sind in die Nadelholzbestände eingestreut, von niederem Laubholz Saalweiden und Ebereschen; an feuchten Stellen hat sich die Erle angesiedelt. — Das Unterholz wird von Weiden, Haselstrauch, Pfaffenhütchen und Heckenkirschen gebildet, während auf moorigen Stellen Sträucher von Himbeeren und Johannisbeeren wachsen.

Durch die Forst schlängelt sich in vielen kurzen Krümmungen die Inster, deren flache Ufer von ausgedehnten üppigen Wiesenflächen eingefaßt sind. Auch sonst hat die Forst eine große Zahl schöner Waldwiesen aufzuweisen, die besonders in den Thälern der kleinen Nebenflüßchen der Inster auftreten und reiche Erträge liefern.

Nordöstlich einer Linie, die Alxnupönen an der Alxnuppemündung mit Rammonischken an einem südlichen Nebenflüßchen der Alxnuppe verbindet, beginnt die Weszkaller Forst und erstreckt sich, 47,2 qkm groß, bis zur Szeszuppe. Sie wurde am Anfange der sechziger Jahre von der Nonnenraupe und dem Borkenkäfer vollständig vernichtet und weist deshalb fast nur jüngere Bestände auf. Ein Durchdringen des Forstes ist sehr schwierig, da aus Mangel an Arbeitskräften die meisten Jagen wenig durchforstet sind. Neben der Fichte, die den Hauptbestandteil der Waldungen bildet, ist auch auf die gruppenweise Einsprengung edler Holzarten, besonders der Eiche und Esche Bedacht genommen worden, so daß die Forst, von den wenigen Kiefernbeständen auf dem reinen Sande und einigen Erlenbrüchen abgesehen, der Hauptsache nach einen Fichtenhochwald darstellt, mit Weichlaubholz einzeln und horstweise gemischt und an geeigneten Stellen durch Eichengruppen belebt.

Die Wälder weiter südlich haben keinen bedeutenden Umfang aufzuweisen, sondern sind in kleinen Beständen über das weite Gebiet zwischen Ackerfeldern und Wiesen verstreut. So die Forsten bei Schaaren, Schillingen, Kl. Tullen, Birkenfelde, Drozwalde u. a., die sämtlich aus Laubwaldungen bestehen. — Nur im Südwesten, in dem Dreieck zwischen Pissa und Inster, breitet sich die 108 qkm umfassende Tzullkinner

Forst mit den Oberförstereien Tzullkinnen und Eichwald aus. Ihr Untergrund besteht vorzugsweise aus humusreichem Lehmboden und trägt dementsprechend weite Laub- oder Fichtenwaldungen neben ausgedehnten gemischten Beständen. Die Kiefer kommt im allgemeinen nur vereinzelt vor. In den moorigen Jagen des Belaufs Mittenwalde, wo ihre mächtigen Stämme sich in großer Zahl in die Höhe recken, dürfte in nicht zu großer Tiefe Sandboden vorherrschen. In nordwestlicher Richtung durchschneiden die Forst zwei Nebenflüßchen der Inster: der aus dem Wilpischer See kommende Striusfluß, bei Pelleningken mündend, und weiter nordöstlich die Gr. Niebudies, die an der Feldmark Rohrfeld vorüberfließt. Das weite, freie Ackerland vom Dorfe und vom Gut Rohrfeld ist fast ringsum von den herrlichen, dunklen Waldungen der Tzullkinner Forst umschlossen.

Bodenbildung. Moore.

Die Bodenbildung selbst ist auf dem Pillkaller Plateau äußerst einförmig; im Kreise Pillkallen betragen die Höhenschwankungen nicht mehr als 60 m, und man kann von Kl. Warningken aus sowohl das 15 km entfernte Pillkallen als das 23 km abgelegene Schirwindt so deutlich wahrnehmen, daß man die Entfernung stark zu unterschätzen geneigt ist. Vereinzelt findet sich eine kegelförmige Erhebung bei Kattenau, die etwa 105 m hoch ansteigt und eine reizende Aussicht bietet.

Größere Waldungen dehnen sich, wie wir gesehen haben, nur im nördlichen und südwestlichen Gebiet aus; im übrigen ist der Boden landwirtschaftlich bebaut und steht in hoher Kultur. Es ist eine Lust, auf den mit Äpfel- und Kirschbäumen bepflanzten Chausseeen zu fahren und den Anblick der reichen Ebene zu genießen, wo frische Wiesenflächen und üppige Felder von Weizen, Gerste, Hafer und Roggen in buntem Wechsel prangen, dicht übersät mit schmucken Dorfschaften und Gütern. Aber die Fahrt darf nicht zu lange währen; denn allmählich ermüdet die stets gleichmäßige Gestaltung des Landschaftsbildes, und trostlos einförmig ist das Aussehen der weiten Gegenden, wenn die Felder leer sind und nur die an den Wegen gepflanzten Alleeen und vereinzelte Wäldchen dem Auge einen angenehmen Ruhepunkt bieten.

Bei weitem der größte Teil der Bodenfläche ist Diluvium, meist aus Lehm und lehmigem Sande bestehend. Unter den alluvialen Gebilden kommen neben kleineren Mooren, die besonders im östlichen Teile über das Gebiet verstreut sind, die Hochmoore der Kackschen Balis, der Großen (Schorellener) Plinis, der Großen Plinis an der russichen Grenze und des Packledimer Hochmoores in erster Linie zur Geltung.

Die Hochmoore, eine für unsere Provinz charakteristische Erscheinung, sind schon an sich nach verschiedenen Richtungen hin interessant. Sie geben uns einen Einblick in die still schaffende Kraft der Natur und zeigen, wie gewaltige Veränderungen auch in der gegenwärtigen Schöpfungsperiode auf dem Erdball hervorgerufen werden, ohne daß es dem kurzlebigen Menschengeschlecht sonderlich in die Augen fällt. Wo sich noch nach der letzten Eiszeit weite, bis über 70 qkm umfassende Seeen ausdehnten, wölben sich jetzt vielerorts, durch die rastlose Thätigkeit der moorbildenden Pflanzen geschaffen, weite Decken von Torferde, fest genug, um Häuser zu tragen und die Kultur des Bodens zu ermöglichen.

Torfbildung tritt ein, wo die Pflanzensubstanz unter einem mehr oder weniger hohen Druck und ohne freien Zutritt des Sauerstoffs der Luft durch den Einfluß des Wassers in Humus- und Ulminsäure verwandelt wird. — In stehenden oder langsam fließenden Gewässern vermögen sich auf diese Weise gewaltige Torfschichten zu bilden, während bei stärkerer Strömung die Pflanzenstoffe mitgerissen und, falls sie in Buchten und Winkeln hängen bleiben, stark mit erdigen Sinkstoffen gemischt werden.

Die Moos- oder Hochmoore sind der Hauptsache nach aus Torfmoosen, Wollgräsern, Simsen und Heidekräutern an Orten entstanden, denen Zuflüsse mit den nötigen Nährstoffen fehlen. Am wichtigsten für die Torfbildung sind von diesen Pflanzen die Sphagnen, die ihrer Entwicklung nach ein unbegrenztes Wachstum zeigen und fröhlich weiter gedeihen, obwohl die älteren Bestandteile des von Blättern mehr oder weniger eingehüllten Stengels allmählich in Torf übergehen und die einmal abgestorbenen Wurzeln sich nicht wieder erneuern.

Die Torf bildenden Pflanzen siedeln sich zunächst am Rande des Gewässers an und verbreiten sich von hier aus allmählich nach der

Mitte. Sobald die im Wasser entstandenen Formen eine feste Decke auf dem Gewässer geschaffen haben, entwickeln sich auch die andern Arten und bilden bald üppige Moospolster, deren ältere Bestandteile allmählich vertorfen, während sie in ihren jüngeren Teilen fortleben und sich nach allen Seiten hin weiter ausbreiten. Da das Wachstum der Sphagnen durch die Feuchtigkeit bedingt ist, so wird die Decke um so stärker werden, je weiter sie sich nach der Mitte des Gewässers ausdehnt und muß an der Stelle, die zuletzt offen ist, also am längsten Feuchtigkeit zu spenden vermag, am höchsten werden. So wölbt sich das Moor bis 6 m über den Rand empor und bildet einen gewaltigen Torfhügel.

Während das Moor nach innen zu wächst, erweitert es sich zugleich an den Außenrändern. Infolge der Thätigkeit der Sphagnen, die durch ihren Bau die Fähigkeit erhalten, das Wasser, in dem sie wachsen, gewissermaßen emporzupumpen, und durch die atmosphärischen Niederschläge, die von den Moospolstern wie von einem Schwamm aufgesogen werden, erhält die Moosdecke eine nicht unerhebliche Menge Feuchtigkeit. Das Wasser sickert allmählich abwärts und sammelt sich am Fuße des Torfhügels, wo es einen sumpfigen Gürtel um das Moor bildet. In diese Sumpfzone wächst dann das Moospolster ebenfalls hinein und dehnt seine Grenzen auch nach außen hin immer weiter aus, wenn ihm nicht durch künstliche Entwässerung Halt geboten wird. Mächtige Bäume werden von dem weiter wuchernden Moose angefressen und stürzen um, ganze Wälder vermag die Moosdecke zu überwachsen und zu begraben. — Wenn das Gewässer, auf dem sich die Moose angesiedelt haben, versiegt, so daß die Sphagnen keine Feuchtigkeit mehr zu spenden vermögen, dann sinkt der Torfberg allmählich zusammen, und das Hochmoor verwandelt sich in ein Flächenmoor. Nach und nach schwinden die Lebensbedingungen für die Torfmoose, und da der Wind erdige Bestandteile zuführt, die sich mit den absterbenden Pflanzenresten verbinden, so siedeln sich bald Gräser an, die vorher nur oasenartig auf kleineren Flächen auftraten; statt der Kiefern- und Birkenkrüppel beginnen Erlen, Birken, Weiden und andere Bäume dem Boden zu entsprießen.

Zuweilen wird diese normale Entwickelung durch mancherlei Ver-

hältnisse gestört. So kommt es vor, daß sich auf der allmählich vertorfenden Pflanzendecke Anschwemmungen von Sand und Schlick in solcher Stärke ablagern, daß die Torfschicht unter Wasser gedrückt und der Vertorfungsprozeß von neuem eingeleitet wird. Da dieser Vorgang sich zuweilen mehrmals wiederholt, so können verschiedene Lagen von Torf, Sand und Schlick im Wechsel nach einander entstehen.

Die Hochmoore sind im Gegensatz zu den Wiesenmooren, die sich vom Grunde des Gewässers aus entwickeln, arm an Kalk und Stickstoff und zeichnen sich durch Lockerheit aus. Der Moostorf enthält nur 1,3 bis 2,4, im Mittel 1,9 % Asche, hat aber wegen des hohen Gehaltes an Wasser- und Sauerstoff, sowie wegen seiner Leichtigkeit einen geringeren Brennwert als der Rasentorf.

Die Flächenmoore werden ebenfalls durch Torfmoose gebildet. Diese siedeln sich aber auf Flächen an, die nur zeitweise Überschwemmungen ausgesetzt sind, so daß ihr Wachstum in den Trockenzeiten Unterbrechungen erleidet. Wird hiedurch auch die Schnelligkeit der Entwickelung beeinträchtigt, so kann doch im Laufe der Zeiten ein solches Flächenmoor eine gewaltige Mächtigkeit erlangen, wofür das Laibacher Moor ein treffendes Beispiel liefert.

Die Kackschener Ball oder Kacksche Balis* ist ein etwa 20 qkm umfassendes, 6 m hoch gewölbtes Moosmoor mit unregelmäßigen Umrissen, das den Namen von den in der Nähe liegenden Dörfern Gr. und Kl. Kackschen führt. Es ist noch im Wachsen begriffen und hat auf der Höhe 22 kleinere Wassertümpel aufzuweisen. Von den schwellenden Moospolstern sickert an den Abhängen beständig Wasser herab, ein Zeichen, daß der ehemalige See noch nicht aufgezehrt ist. Infolgedessen erhält die schmale Sumpfzone, welche die seltensten Sumpfmoose aufzuweisen hat, stets neue Nahrung, wo nicht die durch Torfstiche entstandenen breiten Gräben am Rande die Feuchtigkeit aufnehmen. Außerdem ist die Oberfläche selbst sumpfig und schwer zu betreten, obgleich die Torfdecke eine so große Mächtigkeit erlangt hat, daß man nirgends Schwankungen wahrnimmt. Vor etwa 40 bis 50 Jahren soll auf einem Teil der Kackschen Balis Vieh geweidet haben, doch kann dies nur unter den schwie-

* Das litauische Wort balis entspricht lautlich und begrifflich dem lateinischen palus, bedeutet also eine sumpfige Ebene.

rigsten Umständen geschehen sein; denn auch heute ist der Zustand des Moores derartig, daß selbst an den günstigeren Stellen stets ein Einsinken des Viehes befürchtet werden müßte. Die Pflanzendecke besteht der Hauptsache nach aus Torfmoosen, zwischen denen sich verschiedene Binsen und Riedgräser, die nordische Moltebeere, Wollgräser, die Moosbeere, die Trunkelbeere und andere Moorpflanzen angesiedelt haben. Die spärlich auf dem Moor verstreuten Kiefern, die bis über fünfzig Jahre alt sind, haben es großenteils nur zu einer Höhe von 1 bis 1,5 m gebracht; selten sind sie viel höher als 2 m, und ihre Stammdicke geht im allgemeinen nicht über 5,2 cm hinaus. Die Jahresringe sind infolgedessen äußerst dicht und das Holz hat eine eiserne Festigkeit. Ein etwas besseres Wachstum zeigen die Bäumchen da, wo Hochwald an das Moor stößt; hier treten sie infolge des Anflugs auch in etwas dichteren Beständen auf. Sonst schweift das Auge über eine weite, braune Fläche, und nur die Wölbung des Moores setzt dem Fernblick ein Ziel.

Von der ganzen Fläche der Kackschen Balis sind 18 qkm zur Torfnutzung bestimmt, und jährlich wird 1 ha zu diesem Zweck verpachtet. So finden sich ringsum an den Rändern alte und neue Torfstiche. Die abgetorften Flächen mit saurem Grase werden zur Weide verpachtet oder auch mit Buchweizen und Kartoffeln, seltener mit Roggen oder Hafer bestellt. In den Torfstichen, wo das Moor einem abgeschnittenen Kuchen gleicht, kann man deutlich die Torfbildung übersehen. Die oberen Schichten bilden eine lose Torfmasse, in der die abgestorbenen Teile der oben fortwachsenden Sphagnenstengel über 1 m tief zu verfolgen sind; dann werden weiter nach unten die Schichten fester und verlieren immer mehr die pflanzliche Zusammensetzung. In den untersten Schichten findet man aufrecht stehende, im Boden wurzelnde Stubben von Kiefern und Fichten, die ebenso wie die gewaltigen im Moor lagernden Stämme an den Waldbestand erinnern, der hier von der weiter wuchernden Sumpfzone vernichtet und überwachsen ist.

An einzelnen Stellen, wie am nordwestlichen Rande bei Kackschen, fehlt den Torfgräben die genügende Entwässerung und sie beeinträchtigen infolgedessen die benachbarten Ländereien, da sie zur Zeit der Schneeschmelze das herabfließende Wasser nicht zu fassen vermögen und

das Torfwasser sich, nicht zum Vorteil des Getreidewuchses, über die angrenzenden Ackerfelder ergießt.

Die Große (Schoreller) Plinis (plinis = moorige Ebene) dehnt sich in unregelmäßiger Gestalt östlich von der Kackschen Balis zwischen Inster und Szeszuppe aus und umfaßt etwa 13 qkm. Sie stellt ein auf Lehmboden erwachsenes Hochmoor von mäßiger Erhebung dar, bedeckt von den gewöhnlichen Moorpflanzen, zwischen denen in weiteren Zwischenräumen von einander 1 bis 4 m hohe Kiefern oder kleine Zwergbirken auftauchen. Für ein Alter von 50 bis 80 Jahren zeigen die Kiefern zwar auch hier noch ein winziges Wachstum, übertreffen aber wesentlich die Zwergbäume auf der Kackschen Balis, seitdem durch Abzugsgräben die Entwässerung sowohl nach der Inster wie nach der Szeszuppe befördert worden ist. Das ganze Moor ist in regelmäßige Jagen eingeteilt; auf den Kreuzungspunkten der Gestelle stehen anstatt der üblichen Steine hohe Pfähle, die für den Forscher außer dem Kompaß den einzigen Wegweiser bilden. Einen vorzüglichen Überblick gewinnt man dagegen über das Moor, wenn man eine von den höheren Kiefern am Rande, die bis weit nach unten ihre hakigen Äste ausstrecken, als Aussichtsturm zu benutzen sich bequemt. Man übersieht dann die ganze weite, allmählich ansteigende Moorfläche in ihrer unendlichen Einförmigkeit, umrahmt von der dunkeln Waldfläche, die vielfach mit Ausläufern in das sumpfige Terrain hineinragt. Vollständig vom Moor umrahmt ist am nordwestlichen Rande eine etwa 2,5 ha große Diluvialinsel mit starken Stämmen von Birken, Kiefern und Fichten, die auf dem Lehmboden prächtig gedeihen — inmitten der Moorflächen mit ihrem verkümmerten Baumwuchs und sumpfigen Gelände eine eigenartige Erscheinung!

Die Große Plinis in der Nähe der russischen Grenze zwischen Schirwindt und Schillehnen umfaßt etwa 10 qkm, ist also fast ebenso groß wie die Schoreller Plinis. Ebenso wie diese auf Lehmboden erwachsen, zeigt sie überhaupt ähnliche Verhältnisse; indessen treten bei ihr die Fortschritte der Kulturarbeit in viel höherem Maße hervor. Alljährlich nimmt sie an Umfang ab; zahlreiche Birkengehölze gedeihen fröhlich am Rande als Wahrzeichen der Erfolge, die der Mensch mit seiner Kraft hier erzielt hat.

Das Packledimer* Hochmoor nördlich von Trakehnen dehnt sich über 15 qkm aus und zeigt viel Ähnlichkeit mit der Kackschen Balis. Es war ursprünglich wohl bedeutend höher, ist aber infolge des Alters, sowie der Entwässerungsgräben, die das ganze Gebiet überziehen und das Wasser zur Rauschwe, einem Nebenfluß der Schirwindt, abführen, stark zusammengesunken. Auch die Sumpfzone, die es früher umgab, ist bis auf zwei Tümpel am nördlichen Rande bereits verschwunden, so daß ein Wachstum des Moors nach außen hin nicht mehr stattfindet. — Der Waldkranz, welcher in einer durchschnittlichen Breite von 300 m das Hochmoor umrahmt, ist verhältnismäßig jungen Datums; alte Leute jener Gegend wissen sich noch auf die Zeit zu besinnen, wo nur niederes Erlen- und Weidengebüsch am Rande gestanden hat. Die Waldungen sind auf abgetorftem Terrain erwachsen und bestehen heute allein aus Birken mit eingemischten Kiefern und Fichten. Eine Freude gewährt es, zu beobachten, wie die Birken mit dem Vorschreiten der Torfstiche weiter vordringen. Ohne Zuthun des Menschen bedeckt sich durch Anflug der Boden mit dichten Beständen junger Stämme, die für einen äußerst niedrigen Preis in großen Mengen zur Anpflanzung an Wegen abgegeben werden. Über 46 ha vom abgetorften Boden sind zu Wiesen umgeschaffen und etwa 42 ha werden als Weiden benutzt.

Im übrigen bietet die Moorfläche die gewöhnliche Erscheinung. Moospflanzen, unter denen besonders die Erika hervortritt, geben dem Boden die braune Färbung, und von den Bäumen sind es wieder die Kusselkiefern, die in unregelmäßigen Abständen von einander das Moor bedecken, vielfach allerdings auch durch ebenso krüppelhafte Formen der Birke und durch strauchartige Weiden vertreten. Porsch scheint seltsamer Weise auf dem Moor vollständig zu fehlen, nur auf den ausgetorften Stellen wuchert er üppig. Eine Fläche von etwa 20 ha Moorland am Rande wird zur Ackerwirtschaft benutzt und trägt besonders Kartoffeln und Hafer. Auf der nordöstlichen Ecke des Moores ist die Kolonie Krausen, auf der südwestlichen Eysseln erwachsen. Die Bewohner pachten Äcker, Wiesen und Weiden, auf denen sie auch fremdes Vieh gegen Entgelt groß ziehen, und lassen sich bei den Torfstichen beschäftigen.

---

* pakladim = Höllensumpf.

An allen Seiten werden die Ränder des Moors weiter abgestochen und alljährlich je nach der Witterung und Arbeitskraft etwa 7—10 000 rm Torf gewonnen. Die besseren Sorten sind zum Deputat für Schul- und Pfarrämter bestimmt, die schlechteren Bestandteile kommen als Streu- und Brennmaterial zum Verkauf. 1893—97 wurden 121 Schulen und Pfarreien vom Packledimer Hochmoor aus mit Torf versorgt. Da aber nach der Mitte zu die Torfmasse loser und leichter wird, so kommen in dem gegenwärtigen Etatsraum nur noch 57 in Betracht. — Die Torfschicht ist außerordentlich stark. Schon am Rande ist man bis 5 m Tiefe vorgedrungen, ohne eine Erschöpfung des Lagers nach unten hin herbeizuführen.

Unter den kleineren Mooren sind besonders die Dickiauter, Nowischker und Dwarischker Plinis zu erwähnen, die von dem kleineren Umfange abgesehen — auch die Dickiauter Plinis ist nur etwa 1 qkm groß — mit ihren Moospflanzen und Zwergbäumen einen ähnlichen Charakter wie die beschriebenen Hochmoore tragen.

Der südwestliche Teil Litauens zwischen Angerapp und Pregel.

Das Pregelthal bis Wehlau.

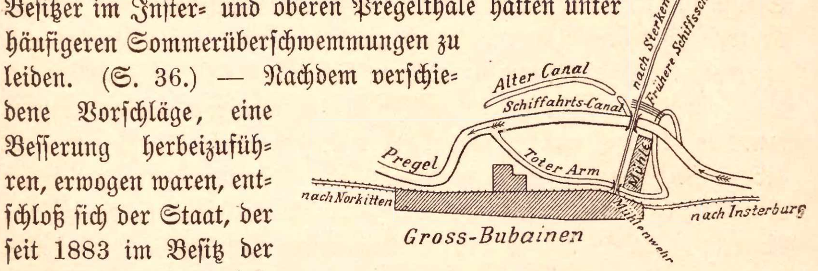
Die litauischen Gebiete westlich von Inster und Angerapp werden durch den Pregel in zwei Abschnitte geteilt. — Von Georgenburg hat das alte Memelthal westliche Richtung und schließt mit den 15—20 m hohen, flach ansteigenden Uferhöhen Wiesenflächen ein, die ebenso wie die Insterwiesen vom Schlick der Frühjahrsüberschwemmungen gedüngt werden. Doch wird dieser Teil, in dem der Pregel sein Bett eingegraben hat, weniger von den Sommerüberschwemmungen heimgesucht als das Insterthal, wenngleich ein starker Westwind bei anhaltendem Regen imstande ist, die Heuernte zu gefährden. Der Nutzen dieser Pregelwiesen ist nicht hoch genug anzuschlagen, da auf dem angrenzenden Höhenboden im Verhältnis zu den Ackerfeldern das Wiesenland ganz zurücktritt und die Niederung ohnehin noch ganze Massen von Heu nach diesen Gegenden liefern muß. Im Regierungsbezirk Königsberg erweitert sich das Thal, das bis dahin eine Breite von 1—2 km

beibehalten hat, und kommt weiter abwärts bis auf die doppelte Breite. Es ist ein Genuß, von der Uferhöhe, an der die Chaussee längs des Flusses hinzieht, über die frischen grünen Auen zu blicken, in denen sich das von Weidengebüsch umrahmte Silberband des Flusses hinschlängelt. Weiße Segel, die hie und da auftauchen, Dörfer und Höfe, die von den Abhängen herabblicken, und die reiche, fruchtbare Umgebung tragen mit dazu bei, das Landschaftsbild noch mehr zu beleben. — Namentlich treten die stattlichen Herrenhäuser der dessauischen Domänen in Schwägerau und Norkitten hervor, die auf hohem Uferrande an der linken Seite emporragen, und auf der rechten Uferhöhe winkt freundlich das reizend gelegene Gut Nettienen, das bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Kgl. Oberförsterei, wahrscheinlich von der jetzt den Nettiener Wald im Nordwesten begrenzenden Padrojer Forst, darstellte. Auf einem Vorsprung giebt hier ein schön erhaltener Ringwall dicht am herrschaftlichen Garten von einer alten Heidenburg Kunde, die ihr Losungsfeuer in Kriegszeiten nach dem Norkitter Schloßberge und Kameniswike an der Angerapp herüberleuchten ließ. Jetzt ruhen dort friedlich auf der bewaldeten Höhe die Toten in der Familiengruft derer v. Rousselle, die vor etwa 50 Jahren mitten auf dem Burgplatze errichtet ist. Von dem Vorsprung selbst aber blickt man hinüber nach dem Gut Althof mit dem bewaldeten Kirchhofsplatze und der Mühle auf der Anhöhe, während westlich davon die stattliche Zauperer Allee, die parallel zu der Chaussee hinzieht, das Pregelthal begleitet.

Auf der südlichen Seite des Pregels gehört ein etwa 4 bis 6 km breiter Strich Landes, von Piaten über Norkitten, Schwägerau und Bubainen, ungefähr 35 km bis zum Diblacker Vorwerk Bärenhof nach Osten ziehend, dem Herzog von Anhalt-Dessau. — Der „alte Dessauer" kaufte den größten Teil dieser Güter 1721 für rund 70000 Thaler, brachte das durch die Pest verödete Land unter Kultur nnd erweiterte es bis 1740 durch neue Ankäufe zu dem heutigen Umfange von 66,57 qkm Ackerland der 15 Domänen, sowie 46,36 qkm Waldland. Wie günstig der Kauf war, zeigte sich darin, daß schon 1800 die jährlichen Einkünfte auf 30000 Thaler gestiegen waren.

Dieser Kauf ist für den oberen Teil des Pregellaufes insofern

von großer Bedeutung gewesen, als sich der Herzog entschloß, 1723 in Bubainen große Mühlenwerke zu errichten. Dabei wurde die Strecke weiter oberhalb, die früher kaum zu befahren war, durch den 2,5 m hohen Mühlenstau schiffbar gemacht, und eine Schleuse, die gleichzeitig erbaut ward, hob die Fahrzeuge empor, um ihnen den Weg nach Insterburg zu eröffnen. Andererseits vergrößerte man wahrscheinlich das relative Gefälle des Flusses durch den oben erwähnten Kanal vom Kirchhofsberge bis in die Nähe von Georgenburgkehlen (S. 39). Indessen trat nun, zumal unter dem Einflusse des Bubainer Mühlenstaues, eine Verengung des Pregelbettes ein, und die Besitzer im Inster- und oberen Pregelthale hatten unter häufigeren Sommerüberschwemmungen zu leiden. (S. 36.) — Nachdem verschiedene Vorschläge, eine Besserung herbeizuführen, erwogen waren, entschloß sich der Staat, der seit 1883 im Besitz der Mühlenwerke in Bubainen war, im Jahre 1886 sowohl das Mühlenwehr wie die Schiffsschleuse zu beseitigen und zwischen den beiden alten Armen einen Durchstich zu machen (s. die Skizze). Dadurch haben die Wiesen im Pregel- und Insterthal eine wesentliche Verbesserung erfahren; dagegen war der lohnende Neunaugenfang, der in dem toten Arm unterhalb des Mühlenwehres betrieben wurde, vernichtet, und der Inhaber der Fischereigerechtigkeit mußte mit 36 000 Mark für den Verlust entschädigt werden. Vor allem aber sind die Hoffnungen der Strombauverwaltung, daß der Fluß sich durch seine eigene Strömung schiffbar erhalten werde, nicht in Erfüllung gegangen. Der obere Pregel versandet von Jahr zu Jahr mehr, so daß er nur bei Hochwasser befahren werden kann. Dadurch wird aber der **regelmäßige** Verkehr, der allein für den Handel von Bedeutung ist, unmöglich gemacht, und die früher wohlhabenden Schiffer in den Dörfern des oberen Pregelthals, wo in Klein- und Groß Bubainen, in Schwä-



Der Pregel bei Groß Bubainen.
Nach der Zeitschrift für Bauwesen.

gerau und Siemohnen Ladeplätze bestehen, sind z. T. verarmt. Die Regierung hat sich deshalb zu umfangreicheren Regulierungsarbeiten entschlossen und gedenkt durch Anlage von Buhnen, Deckwerken und Leitwerken die Fahrrinne des Pregels einzuengen und zu vertiefen. Die Sinkstoffe, welche die Auxinne infolge ihrer rechtwinkeligen Einmündung bei Siemohnen im Pregel absetzt, werden ausgebaggert; der weiteren Versandung in diesem Teile des Flußlaufes soll durch Verlegung der Auxinnemündung weiter abwärts entgegengetreten werden. Nach der Annahme einiger Techniker würde hiedurch und vermittelst anderweitiger Maßnahmen eine Fahrstraße gewonnen werden, auf der Schiffe von 2000 Ctr. Tragfähigkeit mit einem Tiefgang von 0,90 m dauernd verkehren können. Doch giebt es auch Sachverständige, die behaupten, daß dies ohne Anlage von Schleusen nicht zu erreichen sei.

Eine höhere Bedeutung würde die obere Pregelstraße erlangen, wenn es gelänge, unter Benützung der Angerapp eine Verbindung mit der Masurischen Wasserstraße herzustellen. Damit wäre zugleich die Regulierung des Pregels wesentlich erleichtert; denn die kanalisierte Angerapp könnte infolge der Verminderung der Uferabbrüche nicht soviel Sinkstoffe absetzen, würde aber dem Pregel in der Sekunde 12,1 cbm Wasser mehr zuführen und somit eine kräftigere Spülung der Fahrrinne bewirken. Als daher der vor mehr als 25 Jahren entworfene Plan, den Mauersee mit Allenburg zu verbinden, wieder aufgenommen wurde, bemühten sich die Bewohner von Insterburg und Umgegend, statt dessen eine Regulierung der Angerapp zu erwirken, indem sie sich bereit erklärten, eine halbe Million Mark zum Kanalbau beizusteuern. Indessen hält die Regierung sowohl der bedeutenden Kosten wegen, welche die Regulierung der Angerapp verursachen würde*, als auch wegen der kürzeren Verbindung nach dem Ausfuhrhafen Königsberg an dem alten Plane fest, zumal es im Kriegsfalle nicht gleichgültig wäre, ob die Lebensmittel, Munition u. s. w., die auf dem Wasserwege fortgeschafft würden, den Umweg über Insterburg machen müßten oder geradenwegs über Allen-

* Die Linie über Insterburg dürfte etwa 25 Millionen Mark mehr kosten als die Allenburger Linie.

burg nach der Grenze befördert werden könnten. Die Bestrebungen der Insterburger, wenigstens eine bessere Wasserstraße für größere Schiffe nach Königsberg zu bekommen, kann man in gleicher Weise als vereitelt ansehen, weil dies nach den Untersuchungen, die in letzter Zeit angestellt sind, nur durch Herstellung eines bis Wehlau führenden Seitenkanals zu erreichen wäre. Die Kosten würden sich aber auf mehr als 5 Millionen Mark belaufen, so daß sie zu dem in Frage kommenden Verkehr in keinem Verhältnis stünden.

Die Auxinne.

Das Gebiet südlich des Pregelthales zwischen Angerapp und Alle hat seine höchste Erhebung in dem 164 m hohen Kucklinsberge und dem sich daran schließenden Höhenrücken, der am linken Ufer der Angerapp bis zur Südgrenze verläuft. Im übrigen ist das Land, von unbedeutenden Hügelketten abgesehen, flach und eben, steigt kaum über 58 m an und senkt sich allmählich nach Nordwesten zur Alle und zum Pregel. Diese Richtung verfolgen auch die kleinen Flüsse, die das Gebiet entwässern und durch ihre tief eingeschnittenen Thäler etwas Abwechselung in die einförmige Bodengestaltung bringen.

Die Auxinne, d. i. Goldfließ, nimmt ihren Ursprung in der Nähe der Angerapp, südlich von Nemmersdorf, entwässert mit den südlichen Zuflüssen der Delinga und Joduppe (d. i. schwarzer Fluß), die in der Nähe des 142 m hohen Kanzelberges entspringt, den nordöstlichen Teil des an der Angerapp sich erhebenden Höhenrückens und mündet nach einem mäandrischen Lauf unterhalb Norkittens in den Pregel. Im Frühjahre, Herbst und bei Regenwetter schwillt sie oft stark an, überschwemmt die daran liegenden Wiesen und düngt sie durch den mitgeführten Schlick. — Besonders unterhalb Matheningkens hat die Auxinne prächtige Landschaftsbilder geschaffen und eine Wanderung in dem Wiesenthal zwischen den steilen, meist schön bewaldeten Uferhöhen neben dem von Weidengebüsch umkränzten Fluß, der sein klares Wasser eilig abwärts treibt, ist höchst angenehm und lohnend. Vorspringende Uferhöhen weisen noch Spuren von einstigen Befestigungen auf, die zum Schutz der fruchtbaren Gegend errichtet waren;

unter andern Romanuppen, das als ein heidnisches Romowe* angesprochen wird.

Von Auxkallen an, das sich freundlich am rechten Ufer erhebt, wird das Wiesenthal breiter, links von kahlen, rechts von bewaldeten Uferhöhen eingeschlossen. Bei Obehlischken tritt die herzoglich-dessauische Forst mit schöner, besonders aus Fichten und Eichen bestehender Waldung an das rechte Ufer, während an der linken Seite sich die Häuser des Dorfes mit ihren Obstgärten an den Abhängen zu der Anhöhe hinaufziehen, auf der sich malerisch das schmucke, rote Kirchlein erhebt, mit seinem Turm eine weithin sichtbare Landmarke bildend. Die schönste Lage im Auxinnethal hat Ackmenischken. Auf der gegenüberliegenden, in weitem Halbkreise sich öffnenden, schroff ansteigenden Uferhöhe, dem sogenannten Lurleifelsen, blickt man von steilem Abhange tief hinab auf die grünen Matten des Auxinnethals mit vereinzelt aufragenden Fichten und mächtigen Eichen, durchschlängelt von dem Goldflusse, der unter dem dichten Weidengebüsch an den Ufern dahineilt; und drüben sieht man zwischen bemoosten Strohdächern die roten, ziegelgedeckten Häuser des Dorfes Ackmenischken sich malerisch abheben. Dabei wird man umrauscht von dem duftigen Fichtenwalde, der von Obehlischken bis hierher das rechte Ufer begleitet und zur erquickenden Rast in seinem Schatten auf weicher Moosdecke einladet.

Nicht weit von der Mündung umfließt die Auxinne einen bedeutenden, hochragenden Vorsprung, den sogenannten Norkitter Schloßberg, von dem jäh und steil die Ufer nach drei Seiten zum Wiesenthal abfallen. Durch zwei Querwälle auch nach der vierten Seite geschützt, bildete der Ort eine wichtige Feste der alten Litauer, von der zu Kriegszeiten das Losungsfeuer nach dem Schloßberge von Nettienen am rechten Pregelufer und von hier nach Kameniswike an der Angerapp hinüberleuchtete. — Die Querwälle sind zum großen Teil noch erhalten. Auf dem innern befindet sich ein Kirchhof, und eine zugemauerte Öffnung am Abhange bezeichnet den Eingang zu der Totengruft, die darinnen ausgebaut ist; auf dem äußern Walle, der an den Abhängen mit dichtem Strauchwerk bewachsen ist, wiegen alte Linden

* Geweihte Stätte mit dem Sitz des Criwe (Oberpriesters).

ihre Baumkronen und blicken über die Gebäude der Domäne Schloßberg und die steilen Uferhöhen hinab zu dem schönen, freundlichen Wiesenthale, wo sich der Fluß in mäandrischen Krümmungen hinschlängelt:

„Der Auxinne holde Nymphe gießet
Plätschernd dort aus kleinem Silberhorn
Ihrer Wellen spiegelklaren Born,
Der geschlängelt durch die Fluren fließet
Und den Berg mit leisem Flüstern grüßet.“*

Drüben aber schweift das Auge über die Schule und die Gebäude des Gutes Worpillen bis zu den dunkeln Fichtenwaldungen der Astrawischker Forst, während rechts der kleine Bundszebach zwischen steilen, bewaldeten Höhen zur Auxinne fließt, überragt von dem Dorfe Worpillen, das an dem jähen Abhange des linken Ufers wie angeklebt erscheint, während das Dorf Uszbundszen, das in frischem Grün versteckt liegt, von der Höhe freundlich herübergrüßt.

Unmittelbar hinter dem Schloßberge überspannt die Eisenbahnbrücke mit ihren mächtigen Bogen das Thal und unterhalb derselben erhebt sich prächtig auf imposanter Uferhöhe das Herrenhaus der Norkitter Domäne, das nach Norden hin gar stattlich über die Pregelwiesen weit in das Land hineinschaut.

Auch von der Brücke, die nahe der Auxinnemündung bei Siemohnen über den Pregel führt, bietet das Herrenhaus der herzoglichen Domäne, mit dem sich daran schließenden Dorf einen schönen, großartigen Anblick. Über der breiten Stromader des Pregels stehend, hat man zu den Füßen die frischen Wiesen des Pregelthales, durchzogen von den Schlangenwindungen der Auxinne, die im Weidengebüsch versteckt, ihr Wasser dahinrollt. Auf dem zu den Pregelwiesen abfallenden Gelände ziehen sich die Chaussee entlang die freundlichen Häuser Norkittens mit ihren roten Ziegeldächern hin, zwischen denen sich am Fuße des Abhanges die von geschmückten Gräbern umgebene Kirche aus dem Grün stattlicher Laubbäume hervorhebt. — Eine ehrwürdige Allee alter Linden im Hintergrunde, die jetzt etwa 200 m lang ist, sich einst aber etwa 1 km weit bis Weynothen hinzog, erinnert an die schrecklichen Zeiten

* Wilhelm Jordan.

des Einfalls der Russen, die diese Allee nach der Schlacht bei Gr. Jägersdorf zu einem gewaltigen Lazarett umschufen. Wie viele haben dort ohne ärztliche Hilfe verblutend, unter dem Schatten der prächtigen Linden ihre Seele ausgehaucht! Als die Franzosen 1812 bei Norkitten ihr Feldlager aufschlugen, setzten sie sich ein übles Denkmal, indem sie in rohem Vandalismus, um Laubbuden zu errichten, den westlichen Teil der stattlichen Allee niederhieben.* Links von dem herzoglichen Herrenhause blicken wir über die weiten Pregelwiesen nach dem auf der Höhe liegenden Wiepeningken und Mangarben hinüber, wo eine Mühle ihre Riesenarme reckt; vor uns aber führt die Chaussee, die noch vor wenigen Jahren von stolzen, schlanken Pappelbäumen eingefaßt war und einen Schmuck der Gegend bildete, nach dem Dorfe mit seinen geselligen und liebenswürdigen Bewohnern.

Die sonstigen Gewässer im südwestlichen Litauen. Die Forsten.

Unterhalb Aurkallens dehnt sich zwischen dem Aurinne- und Pregelthal die herzoglich-dessauische Forst aus, die 46,36 qm umfaßt. Außer den Nadelhölzern, die zum größten Teile aus Fichtenholz bestehen, haben die Waldungen Eichen, Espen, Linden, Birken, Erlen und Weißbuchen aufzuweisen. — Eine große Zahl mächtiger Eichenstämme geht aus den herzoglichen Forsten nach Berlin, wo sie zum Fournieren von Möbeln verwandt werden; aber auch in den Nachbardörfern Wiepeningken und Schwägerau haben die vorzüglichen Hölzer, welche die Waldungen liefern, eine umfangreiche Stuhlfabrikation hervorgerufen. Es wohnen in den beiden Orten etwa 50 Tischler, die sich hauptsächlich diesem Industriezweig widmen; in Wiepeningken ist außer einem Windmotor, der zum Holzschneiden dient, auch ein Petroleummotor von zwei Pferdekräften thätig; letzterer freilich in einer Tischlerei, welche die verschiedenartigsten Möbel, besonders Salonmöbel liefert. Diese Fabrikate gehen zum größten Teile nach Berlin, wo sie in den großen Möbelmagazinen unter der Berliner Ware verkauft werden.

Allein an Eichen werden in diesen Forsten jährlich für etwa

* Polenz, Chronik von Norkitten.

70 000 Mark umgesetzt, während die übrigen Holzarten, soweit sie als Brennholz eingeschlagen oder zu Nutzzwecken verkauft werden, rund 60 000 Mark jährlich einbringen. Vom Fichtenholz geht eine Menge in nassem Zustande nach Königsberg, wo es in der Papierfabrik verarbeitet wird.

Unter den Zuflüssen der Auxinne von der rechten Seite ist die Dittowa am wichtigsten, welche die Brödlauker Forst durchfließt, in der Nähe des Kirchdorfes Didlacken vorübergeht und bei Wittgirren sich mit der Auxinne vereinigt. An der Mündung bildet sie mit dem Thal der Auxinne einen hohen Vorsprung, der eine alte Heidenburg getragen zu haben scheint.

Die Brödlauker* Forst umfaßt etwa 26 qkm** und zieht sich, nördlich von Brödlauken beginnend, langgestreckt nach Süden bis in die Nähe der Auxinne, wo sich das Karkliener Grünlandsmoor anschließt. Auf dem lehmigen, sehr schwer durchlässigen Boden ist fast überall für gehörige Entwässerung gesorgt, und die prächtigen, sorgsam gepflegten Bestände von Fichten und Eichen liefern bei gutem Absatz in der ländlichen Umgebung zu jeder Jahreszeit so hohe Erträge, daß die Bewohner Insterburgs zum großen Teile billiger wegkommen, wenn sie ihren Bedarf an Brennholz von Johannisburg und Lötzen, ihr Nutzholz von Tilsit beziehen. — Den herrschenden Holzarten der Fichte und Eiche sind noch Hainbuchen, Eschen, Birken, Erlen und namentlich Espen beigemischt. Als der Orkan vom 17. Januar 1818 den größten Teil der zum Abholzen geeigneten Fichtenbestände niedergerissen hatte, war die Neuaufforstung eine sehr mangelhafte, und die Folge davon das Überhandnehmen der Espe, die jetzt auf größeren Flächen in reinen Beständen vorkommt. — Der Schaden, welchen der Nonnenfalter und Borkenkäfer in den fünfziger und Anfang der sechziger Jahre angerichtet hatte, ist durch sorgsame Pflege wieder gut gemacht worden, obwohl alle Fichten, die über Stangenholzalter hinausgingen, vernichtet waren.

Im Norden schließt sich an diese Brödlauker Forst der 5 qkm

---

* bredis = Elenn; laukas = Feld.

** Zu der Oberförsterei Brödlauken gehört noch das Packledimer Moor mit 15 qkm (S. 50), so daß der ganze Bezirk 41 qkm groß ist.

große freundliche Insterburger Stadtwald an, der in geringer Breite hinziehend, sich auf etwa 5 km Insterburg nähert und mit seinen frischen Laubholzbeständen die Erfrischung suchenden Städter anlockt. Von diesem führt ein schmales, z. T. tiefes Thal bis nach Insterburg und entwässert einen Teil der nördlichen Waldungen. Wenn die Tschernuppe, die in diesem Thale der Angerapp zueilt, auch nur ein mäßiges Bächlein ist, so erweitert sie sich doch stellenweise zu langgestreckten Teichen,* und speist in einiger Entfernung von der Stadt, wo sie zum umfangreichen Mühlenteich angestaut ist, die teilweise auch mit Dampf betriebene Schlägersche Mühle. Nachdem sie das liebliche Thal beim „Bergschlößchen" durchflossen hat, tritt sie hinter dem mächtigen Bahnwall in das reizende Schützenthal ein, das mit Recht den Stolz der Insterburger bildet. Die prächtigen Höhen, die steil den Thalkessel umrahmen, sind mit dichten Laubwaldungen, insbesondere mit Buchen bedeckt, und wohlgepflegte Gänge, auf halbem Abhange, hoch oben am Rande und in der Thalebene selbst angelegt, bieten anmutige Spaziergänge. Der Bach eilt hier plätschernd zwischen grünen Rasenflächen an der kleinen Tannenschonung in der Thalebene vorüber, und an dem flachen Weiher, dessen Oberfläche im Sommer die Schwäne mit ihrem stolzen schneeigen Gefieder durchfurchen. Weiter unterhalb überstaut er infolge eines Dammes, den einst die Ritter am Schlosse angelegt haben, das ganze Thal und bildet den sogenannten Schloßteich, der sich bis in die Nähe der Angerapp durch ganz Insterburg hinzieht und mit den abfließenden Gewässern einst das Räderwerk einer großen Mühlenanlage in Bewegung setzte. — Einen zweiten Abfluß haben die Ritter auf der andern Seite um das Schloß geleitet, um dieses vollständig mit Wasser umgeben zu können.

An dem obern Ende des Schloßteiches steigen die bewaldeten Abhänge zu der Höhe mit dem Garten des Gesellschaftshauses, unter deren Schutz die Insterburger Jugend im Winter sich auf blinkender Schlittschuhbahn bei elektrischer Beleuchtung belustigt, und auf einem kleinen Inselchen daneben erhebt sich der zierliche Pavillon des Schlittschuh-Clubs, passend zu dem prächtigen Bilde, den das an-

---

* Diese Teiche sind jedenfalls durch die künstlichen Anstauungen des Bächleins bei Insterburg hervorgerufen.

stoßende Schützenthal bietet. — Wo der Abhang des Thales einen weniger steil ansteigenden, sich weit dehnenden freien Platz bildet, der mit grünem Rasen bedeckt ist, erhebt sich das imposante Kriegerdenk=



Das Schützenthal bei Insterburg.
Nach einer Photographie von Wilh. Hohlfeld Nachf. (Alphons Schmidt) in Insterburg.

mal, eine Germania mit lorbeerumkränztem Schwerte, und auf der entgegengesetzten Seite des Thales erinnert ein Gedenkstein an den frühern Oberbürgermeister Korn, den Schöpfer dieser herrlichen Anlagen des „Stadtparkes“, wie er sie amtlich, und mit Vorliebe auch im Privatverkehr, benannte.

Unterhalb Didlackens liegt zwischen der Dittowa und der Auxinne die Pabbeler Forst*, die einen abgetrennten Bestandteil der Brödlauker Forst darstellt. Bei der flachen Lage und dem undurchlässigen, meist aus Schluff und Mergel bestehenden Untergrunde neigt der Boden zur Versumpfung und Moorbildung, und etwa die Hälfte dieser Waldungen besteht aus trocken gelegtem Bruch, der mit Kiefern und Birken bestanden ist. Ein echtes Moorgebilde ist der schöne Pabbeler See, dessen tiefschwarzes Gewässer mit seiner unbewegten Oberfläche geheimnisvoll inmitten dunkler Fichten- und Kiefernwaldungen lagert. Die herrliche Natur lockt alljährlich in großer Zahl Ausflügler nach diesem Fleck Erde, und ihr fröhliches Treiben steht in eigenartigem Gegensatz zu dem feierlichen Ernst und dem melancholischen Charakter des stillen Seees mit seiner Umgebung.

Die Flüsse südwestlich von der Joduppe und Auxinne gehen mit Ausnahme der kleinen Menge, die an Gr. Jägersdorf vorbei geradenwegs zum Pregel fließt, zu der Alle.

Der bedeutendste, die Swine, entströmt dem 65 m hoch gelegenen Nordenburger See, der außer den Gewässern mehrerer Flüßchen auch die des Rehsauer und des Engelsteiner Seees aufnimmt. Auf der Strecke bis Muldszen, wo sie vorwiegend nördliche, zuletzt nordwestliche Richtung einschlägt, nimmt sie von links bei Kl. Gnie die Wickerau auf und treibt die Mühlen von Nordenburg, Hochlindenberg, Kl. Gnie und Sokallen. Von Muldszen wendet sie sich nach Westen und fließt an dem herrlich gelegenen Nagurren vorüber (S. 63). Etwas weiter abwärts bei Schönrade nimmt sie von der rechten Seite die Ilme auf und mündet als ansehnliches Flüßchen bei Allenburg in die Alle.

Zwischen der Ilme, Joduppe und Auxinne dehnt sich das 115,5 qkm große Waldrevier der Astrawischker Forst mit den Oberförstereien Astrawischken und Kranichbruch aus.

Dem schweren Boden entsprechend, dehnen sich weite Bestände prächtiger Fichten aus, die hie und da von Laubholzparzellen unterbrochen sind. Die Kiefer nimmt einen verhältnismäßig geringen Raum

---

* pabalys = Gegend an einem Moosbruche.

ein, dagegen beschattet die Erle wie gewöhnlich die feuchten und moorigen Teile der Waldfläche. — Der Wildreichtum der Waldungen hatte in früherer Zeit die Wilddieberei großgezogen und die Forstleute hatten den Wildschützen gegenüber keinen leichten Stand. Heute dürfte



Nagurren.
Nach einer Photographie von G. Klagemann in Cranz.

die Forst wohl zu denjenigen größern Waldungen zu rechnen sein, die am wenigsten von Wilddieben heimgesucht werden.

Da der Boden der Forst z. T. ähnliche Verhältnisse aufweist, wie in den Pabbeler Waldungen, so ist er an vielen Stellen von ausgedehnten Moorstrecken bedeckt. Am wichtigsten sind die Moore von Stagutschen, Kiauken und Skungirren. — Auf dem Skungirrer Moor, das 239 ha umfaßt, ist von Soldat-Wittgirren im Jahre 1890 eine Torfstreufabrik begründet, die jährlich eine Stich-

fläche von etwa 0,3 ha ausnützt. Die ganze Nutzungsfläche für Torfstreu beträgt in dem Moor 30 ha.

Auch die Flächen südlich von der Swine sind sehr waldreich. Neben ausgedehnteren Waldstrecken ist eine große Zahl von kleinern Waldkomplexen über das Gebiet verstreut und fast überall, wo man einen Ausblick über das Gelände hat, sieht man dunkle Forsten am Horizont auftauchen. Diese Waldungen, in welche sich vielfach fruchtbare Ackerfelder eindrängen, die Felder und Wiesen, zwischen denen sich größere und kleinere Waldbestände erheben, die schmalen Wasseradern, die sich in vielen Windungen durch die üppigen Auen schlängeln, die freundlichen Dörfer und Güter, die über die fruchtbare Gegend verstreut sind, die Chausseeen und Landwege, welche die Fluren durchschneiden, alles das wirkt zusammen, die sonst einförmig gestaltete Landschaft in buntem Wechsel zu beleben.

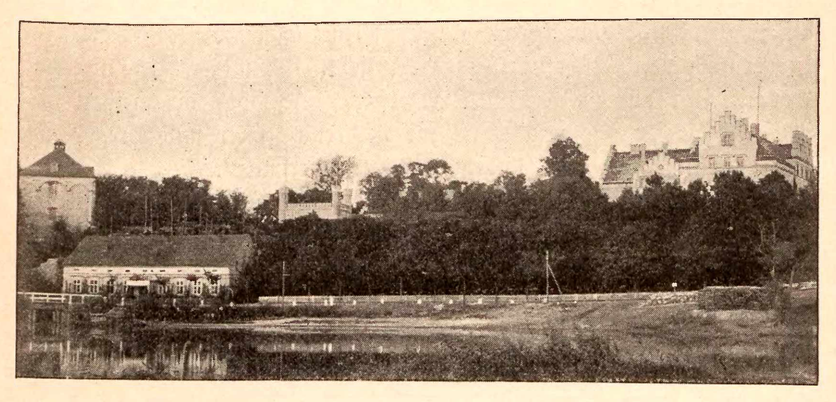
Das von der Wickerau und Swine umklammerte Gebiet wird von der Omet durchflossen. — Sie entspringt in der Nähe des Mauerseees aus zwei kleinen Quellflüssen, dem Schwarzen und Weißen Fließ, und hat bis zu ihrer Mündung bei Allenburg im ganzen nordwestlichen Lauf. Bei dem Städtchen Gerdauen bildet sie einen kleinen See, auf dem bis zum Anfange dieses Jahrhunderts sich ein Schwimmbruch befand, eine schwimmende Insel von 350 Schritt Länge und 250 Schritt Breite, die zur Viehweide benützt wurde und vom Winde in Bewegung gesetzt, mit dem Vieh von einem Ufer zum andern trieb. Am Anfange dieses Jahrhunderts zerteilte sich das Inselchen und die einzelnen Stücke sind dann nach und nach teils durch ausgerissene Dämme, teils durch die Schleusen weggegangen.

Die Höhe von Schloß Gerdauen, die sich imposant an der nordöstlichen Ecke des Seees erhebt, bietet einen angenehmen Ausblick auf die malerisch gelegene Stadt Gerdauen, die von dem Bau der alten Ordenskirche mit ihrem viereckigen Turm überragt, am Westufer des Seees und der Omet hinaufsteigt. Nach Südwesten schweift das Auge über den blinkenden Spiegel des Seees und die grünen Wiesenflächen nach den reichen Ackerfeldern, die sich weithin ausdehnen, während unten am Schloßberge das Wasser des Seees über die Mühlenschleuse in das Bett der Omet rauscht. Das Schloß selbst aber bildet mit

seinen altehrwürdigen Bauten, den wohlgepflegten Gärten und Anlagen eine Zierde der kleinen Landstadt.

Von der rechten Seite nimmt die Omet den Abfluß auf, der südöstlich von Gerdauen entspringt und in der Nähe von Allenburg mündet.

Umfangreichere Moorgebiete sind südlich der Astrawischker Forst nicht vorhanden, doch haben die Moore auf der Feldmark des Gutes Hohenfelde in der Nähe von Friedland und bei Pentlack unweit Nordenburgs insofern Bedeutung, als sie von den bis jetzt



Schloß Gerdauen.

Nach einer Photographie von P. Rosenow in Königsberg.

gemessenen die tiefsten in der Provinz darstellen. Bei Hohenfelde wurde 17 m tief noch kein Grund gefunden, während man bei Pentlack bis zu 24,6 m Torfschlamm feststellte. Das Pentlacker Moor ist außerdem ein Beispiel für überschlemmte Moore. (S. 47.) Bei den Erdarbeiten für die das Moor durchquerende Chaussee fand man unter 1,5 m festem, oberflächlich entwässertem Torf blauen Lettenboden. Als aber der Damm beinahe fertig war, versank er plötzlich, und alle Nachschüttungen wollten nichts verschlagen. Man stellte Bohrungen an und fand, daß eine nur wenige Dezimeter starke Lettenschicht über den Torfschlamm des Moores, der bis zu 24,6 m anhielt, geschwemmt war und nach der Senkung dieser Schicht die Torfbildung von neuem begonnen hatte.

Das Nadrauer Plateau.

Die Gewässer von Nadrauen.

Nadrauen nördlich vom Pregel zwischen Deime, Inster und Memelthal ist ein sanft welliges Plateau mit meist mildem, sandigem Lehmboden von etwa 33 m mittlerer Höhe, auf dem sich hin und wieder niedrige Hügel von Sand und Kies erheben. Die Bodenanschwellungen sind am bedeutendsten in einer Linie, die sich in geringer Entfernung von Inster und Pregel hinzieht. Von hier flacht sich das Terrain sehr allmählich nach Nordwesten ab, so daß die meisten Gewässer in dieser Richtung abfließen, während Inster und Pregel nur kleine Zuflüsse von dem Nadrauer Plateau erhalten.

Die Tilszelle, die bei Balandszen entspringt, hat bis Jonienen nördliche Richtung und wendet sich erst von hier nach Nordwesten. Im allgemeinen anspruchslos und bescheiden, erweitert sie sich an einigen Stellen zu umfangreichen Teichen und bildet bei Willmantienen ausnehmend liebliche Partieen. Kurz vor ihrer Mündung in Tilsit, wo sie zu dem mächtigen Mühlenteich angestaut ist, treibt sie die zeitweise auch mit Dampf arbeitende Schloßmühle, und in ihrer Mündung, die unterhalb der Schleuse zu einem Hafen ausgebaut ist, halten die Pontons der Tilsiter Schiffbrücke ihren Winterschlaf.

Südwestlich von der Quelle der Tilszelle, nahe bei Grünheide entspringt die Arge, die bis Argeningken nördliche Richtung hat, sich unterhalb dieses Ortes aber entschieden nach Westen wendet. Sie umspannt ein ganzes Büschel von Flüssen, die alle nicht zu weit von ihrem linken Ufer entspringend, nordwestliche Richtung einschlagen und sich mit ihr zu einer gemeinsamen Wasserader, der Laukne, verbinden. In das dunkle, moorige Gewässer der Laukne ergießen sich auch Parwe und Timber, die beide in der Nähe des rechten Drojeufers entspringen. Der Timberstrom mündet bei der Vereinigung der Laukne mit dem Nemonien, der des Nähern bei dem Memeldelta behandelt werden wird.

Die Droje fließt ungefähr mit der Inster in gleicher Richtung,

geht an Padrojen und Gr. Berschkallen vorüber und mündet unterhalb Sterkeningkens in den Pregel. — Die Wasserscheide besteht also hier aus einer ziemlich geraden Linie, die an den Quellen von Timber, Parwe, Arge und Tilszelle vorübergeht.

Westlich von der Timberquelle dehnt sich die Gr. Muppiau aus, ein niedriges Hochmoor von ca. 13 qkm Umfang, das etwa 30 m ü. M. und 20—25 m über dem Pregelthal auf lehmigem Untergrund erwachsen ist. Es hat nur geringe Abwässerung durch den Skirusgraben nach der Auer und durch die Schwentoje nach dem Timberflusse. Die künstliche Entwässerung ist aber sehr schwierig, da es an der nötigen Vorflut fehlt. Eine kostenfreie Herstellung von Abzugsgräben wäre überdies nur möglich, wenn Torfstiche gemacht würden oder das Moor unter Kultur käme; da indessen die Muppiau rings von Waldungen oder Höhenacker umkränzt wird, so ist die Nachfrage nach Torf in der Umgegend nicht von belang, und ein Absatz auf weitere Entfernung hin dürfte wegen des Mangels an schiffbaren Gewässern unmöglich sein. Den Moorboden zu kultivieren, zeigen die Anwohner aber äußerst geringe Neigung, weil es ihnen nicht an Kartoffelacker fehlt, wie das in der Niederung der Fall ist. So ist es gekommen, daß das Moor noch im Anfange der siebziger Jahre nicht nur völlig unbenützt, sondern auch bis auf wenige Wochen im Jahre gänzlich unzugänglich war, obwohl inselartig im Moosbruch umfangreiche Hochwaldparzellen gelegen sind.

Jetzt führt bereits eine Straße von Süden nach Norden quer durch das Moor und macht ebenso die Waldparzellen erreichbar, wie sie den Verkehr von lästigen Ummwegen befreit. An den Rändern sind durch Entwässerungsgräben bereits große Strecken trocken gelegt, die sich mit Birken und Kiefern bedeckt haben.

Westlich von der Muppiau zieht sich ein mäßig breites Wiesenthal in nordwestlicher Richtung vom Pregel bei Norkitten bis zur Deime bei Schellecken, in welchem sich nach Südosten die Auer, nach Nordwesten die Mauer hinschlängelt. Die Quellen der beiden Flüßchen liegen in der Druskenschen Forst bei Aszlacken nahe aneinander, doch steigt auch im Frühjahr das Wasser bei der Schneeschmelze nicht so hoch, daß das flache Gelände dazwischen überflutet und eine zusammen-

hängende Wasserader hergestellt wird. Dies war früher der Fall, als sich die Memelgewässer noch durch das Pregelthal wälzten und einen so hohen Wasserstand hervorriefen, daß in dem Thale der Auer und Mauer ein Abfluß nach der untern Deime und dem Kurischen Haff stattfand, ebenso wie im Thal der bei Taplacken mündenden Nehne, wo noch heute das Pregelhochwasser bis Kukers heraufgeht, also bis auf eine Entfernung von etwa 10 km vom Thale der Stimbel, einem Nebenflüßchen der Deime. Ein Zusammenhang zwischen dem bei Schmeerberg mündenden Stimbelflüßchen und der Nehne besteht heute ebenfalls nicht mehr, doch ist die Wasserscheide bei Peremtienen und Krakau kaum erwähnenswert und kann überhaupt nur auf eine Länge von etwa 1400 m als bestehend angesehen werden.

Die Waldungen.

An das „Gebrüch und die Wildnis", die zur Zeit Hennenbergers Nadrauen bedeckte, erinnern nur noch im Südwesten die weiten Waldungen, die einige Kilometer nördlich der Königsberg-Insterburger Chaussee beginnen und sich bis zur Memelniederung hineinziehen, wenn auch die herrlichen Forsten heute alles andere als den Namen „Wildnis" verdienen. Auf dem fruchtbaren, lehmigen Boden, der fast überall den Untergrund in den Forsten bildet, sind prächtige Bestände von Fichten und Eichen erwachsen, die durch ihre Schönheit und Fülle nicht nur das Auge erfreuen, sondern bei vorzüglicher Pflege auch reiche Erträge liefern. — Dazwischen haben sich auch andere Laubhölzer wie Hainbuchen, Birken, Espen und Linden eingedrängt und bilden häufig natürliche geschlossene Horste. Nur wo der Boden mit Torf oder Moosen bedeckt ist, läßt die Ertragsfähigkeit nach; hier haben die Erle und Birke, sowie Esche und Eberesche Raum zur Ansiedelung gefunden. In den Teilen der Forst, die bereits auf entwässerten Moosbruchgebieten stehen, finden sich nur Kiefern und Birken; und schon bei der Annäherung an das Moosbruch fällt die allmähliche Abnahme der bessern Holzarten ins Auge. — Stellenweise tritt auch reiner oder lehmiger Sandboden mit schönen Kiefernbeständen auf, die nur teilweise mit Fichten und Laubhölzern gemischt sind.

Das ungeheure Waldgebiet besteht aus der Leipener-, Druskenschen-, Poppelner-, Alt- und Neu-Sternberger- und einem Teile der Padrojer Forst, die sämtlich mit einander in unmittelbarem Zusammenhang stehen. Es erstreckt sich von Norden nach Süden etwa 25 km, in der größten Ausdehnung von Osten nach Westen ungefähr 30 km, und wenn sich auch vielfach kultivierte Striche in die Forsten drängen, so bildet der zusammenhängende Hauptteil noch ein Waldmeer von mehreren Quadratmeilen. — Es gab früher nur einen einzigen fahrbaren Weg durch dieses Gebiet, der noch heute der „Bärenkastenweg" heißt, und von Labiau über Mehlauken führt. Da bei dem Orte Gr. Baum an dieser Straße der Zoll erhoben wurde, so hieß der Mittelpunkt der Forsten der „Große Baumwald".

Die wilden Himbeeren, die besonders auf dem moorigen Boden in dem nördlichen Teile der Forsten in ungeheuren Mengen gedeihen, bilden einen nicht zu unterschätzenden Handelsartikel. Sie werden besonders bei den Kaufleuten in Mehlauken abgesetzt, die Himbeersaft daraus bereiten und diese Ware weithin versenden.

Der Wildreichtum ist von jeher in diesen Waldungen sehr groß gewesen. Außer Hasen, Rehen und dem edlern Vogelwilde gab es mächtig viel Sauen und Elche; auch Auerochsen und Bären waren nicht selten. Der Auerfluß und die Auerwiese dürften dem Auerochsen ihren Namen verdanken, der neben dem Elch auf der Hennenberger-schen Karte gerade für diese Waldungen bildlich dargestellt erscheint. Freilich hat auch die Wilddieberei hier arge Blüten gezeitigt, und noch heute sind die Orte Gertlauken und Szargillen wegen der Wilddieberei berüchtigt. 1867 wurde ein Jäger im Einzelkampf erschossen, ein zweiter erlitt im Jahre 1873 dasselbe Schicksal, und vor kurzem hat man dem Förster Komm einen Denkstein gesetzt, welcher dem tötlichen Schuß eines Wilderers zum Opfer fiel. Auch der letzte Auerochs endete im vorigen Jahrhundert (1789) durch die Kugel eines Gertlauker Wilddiebes. Zeitweise sind ganze Militärkommandos, Jäger und Oberjäger, in die Dörfer gelegt, welche wegen ihrer Wilddieberei bekannt waren; aber sobald sie fort waren, zog auch der Bauer wieder in den Wald. — Nicht zum wenigsten sind an diesen Zuständen die Kolonieen schuld, die seit Friedrich d. Gr. mitten in dem Waldgebiet

angelegt wurden und nicht den nötigen urbaren Boden erhielten. Außer den Wildschützen haben auch Holzdiebe, Bettler und Landstreicher hier in großer Zahl ihre Heimat.

Die Salzquelle bei Gr. Ponnau. Der Petschulatsche Berg.

Die nordöstlichen Gebiete von Nadrauen haben außer den Holzungen der Padrojer Forst, von der einzelne Stücke dort verstreut liegen, wenig Wald und bilden zum größten Teil weite, fruchtbare Ackerfelder und Wiesen, die mit Dörfern, Gehöften und Herrschaftssitzen dicht besät sind. Auch am Pregel zieht sich ein breiter Streifen Ackerland hin, in das die Waldungen nur an einzelnen Stellen zungenartig hineinragen. — Von besonderem Interesse sind die Uferhöhen des Auerthales bei Gr. Ponnau, wo zur Ordenszeit lohnende Salzwerke errichtet waren. Neben diesem alten verfallenen Salzbrunnen auf der Anhöhe, die nicht weit von der Mündung des Schmackergrabens zu seinem mit Salzpflanzen bestandenen Thale auf der linken Seite abfällt, hat die preußische Bergbaugesellschaft 1857—59 den Bohrer 77,7 m tief hinabgesenkt, um von neuem dort Ausbeute an Salz zu erzielen, doch sind die Bemühungen erfolglos geblieben. Das Wasser hatte in den obern Schichten nur etwa 0,5% Salzgehalt. Bei 62 m schien zwar der Salzgehalt zu steigen, er nahm aber bei größerer Tiefe wieder ab.

Die Quelle sprudelt noch heute lustig aus dem Bohrloch und wird wegen des Salzgehaltes in der Umgegend vielfach zum Baden kranker Kinder und zum Viehtränken verwertet. Nach den Untersuchungen des Herrn Apotheker Schmitt in Norkitten hatte auch im Sommer 1897 das Wasser, wie es aus der Quelle hervorsprudelte, nur 0,64% Salz; wenn man indessen in betracht zieht, daß noch an anderen Stellen der Gegend sich Spuren von Salzquellen finden, und daß der Name Drusken (druska = Salz) dort wiederholt vorkommt, so dürfte vielleicht die Hoffnung auf Salzgewinnung bei Ponnau nicht endgültig aufzugeben sein.

Auf der rechten Seite des Auerthales erhebt sich bei Ponnau der Petschulatsche Berg, der steil aufsteigend, einen Blick auf die

dunkeln Waldungen der Druskenschen Forst und nach dem Pregelthal hin über die weite flache Gegend gewährt, in welcher das tiefer eingeschnittene Auerthal den Blick über Gnottau und Schukischken bis Norkitten frei macht, während zu den Füßen das grüne Wiesenthal mit dem schmal sich hinschlängelnden Silberfaden der Auer friedlich daliegt und jenseits desselben die Gebäude von Gr. und Kl. Ponnau nebst der Windmühle auf dem nahen Hügel sich malerisch abheben. — Eigentümlich ist dem kahlen, spärlich mit Gräsern, Erika und Thymian bedeckten Berge ein großer Reichtum an kleinern und größern Steinen, der sich auch weiter im Thale des Schmackergrabens zeigt. Sie haben Veranlassung zur Herstellung einer Flachsgrube* gegeben, deren Mauerwerk aus starken Felsen zusammengefügt, fast den Resten eines gewaltigen Schloßbaues ähnelt. An Geschieben ist übrigens die ganze Gegend reich;** die bedeutensten zeigen sich im nordwestlichen Teile von Nadrauen, wo früher weite mit Steinen übersäte Palwen lagerten. Jetzt sind die Flächen zum größten Teil frei, und der Boden wird beackert, da seit etwa 40 Jahren zu Wasser und z. T. auch auf der Bahn Steine in bedeutenden Mengen ausgeführt werden. Ungeheure Massen liegen aber noch im Innern der Erde und in den Forsten verborgen und harren künftiger Ausbeute.

Das Memeler Plateau.

Das Memelthal. Die Juraforst.

Die Grenze des Pillkaller und Nadrauer Plateaus bildet im Norden das Memelthal, welches diese Gebiete vom Memeler Plateau scheidet.

Die Memel (lit. Nemonas oder Niamunas), vor Zeiten Chronos geheißen, entspringt bei Horszow in Rußland in einem Walde südlich von Minsk und wird bis zur preußischen Grenze Njemen genannt.

---

* Sie dient zum Trocknen von Flachs über einem Feuer, das in der ausgemauerten Grube angezündet wird. — ** Vgl. S. 6.

Der russische Name Nieman stammt von niemoj = stumm (lett. méms). Darnach wäre Mémule die Stumme, und es müßten die Deutschen die Benennung den Letten entlehnt haben, die wohl einst bis an die untere Memel ihre Wohnsitze vorgeschoben hatten.* Sie hat im ganzen Laufe vorwiegend westliche Richtung; nach Norden wendet sie sich nur von Grodno bis Kowno, wo sie den Baltischen Höhenzug durchbricht und mit den schroffen Ufern, die sie bildet, stellenweise an den Donaustrom unterhalb Passaus erinnert. Auch von Kowno abwärts hat das Memelthal auf russischem Gebiet herrliche Landschaftsbilder aufzuweisen. „Die Gegend, sagt Wutzke, ist romantisch schön, die Thalfläche bildet im Frühling und Sommer einen Blumenflor und die Anhöhen sind z. T. von Laubhölzern, die in üppigem Wachstum stehen, eingefaßt, aus deren Gruppen auf den Anhöhen hin und wieder große schwarze Kreuze hervorragen, die Ruheplätze der Verstorbenen bezeichnend und oft mit Blumenkränzen und Guirlanden so geziert, daß sie das Herz zu heiligen Gefühlen anregen." Hiebei dürfen wir freilich nicht außer Acht lassen, daß Wutzke im Jahre 1820 schreibt, und daß die barbarische Waldverwüstung, von der er selbst Beispiele zu erzählen weiß, inzwischen in den schönen Waldbeständen an den Ufern arg aufgeräumt hat. Die Nähe des Stromes gab Anlaß, gerade hier die Wälder niederzuschlagen; streckenweise sind aber auch ganze Waldungen, z. T. mit prächtigen Laubhölzern, niedergebrannt worden, um Land zum Ackerbau zu gewinnen.

In der Nähe der Grenze, bei Jurborg ändert sich der Charakter der Uferlandschaften vollständig. Von gleichförmigen, oft ganz niedrigen Ufern eingefaßt, ist der Strom, der hier in meist geradem Lauf weite Ebenen durchströmt, kaum wiederzuerkennen. Wir sind in das Becken des ehemaligen Juraseees eingetreten, der sich vor dem Durchbruch der Obereisselner und Schreitlaugkener Berge über mehrere Quadratmeilen hin anstaute und den Boden mit eisenhaltigem Heidesand bedeckte. Der Abfluß fand früher nach Südwesten im Inster- und

---

* Andere leiten den Namen Memel von dem litauischen Nemonas ab, indem das n in m, das n in l verwandelt ist, ein Vorgang, der bei der Übernahme litauischer Wörter ins deutsche des öfteren wiederkehrt.

Pregelthale statt; als aber die Höhen im Westen so tief durchnagt waren, daß der Spiegel des Seees sich senkte, verringerte sich allmählich die Wasserfülle des südwestlichen Abflusses und versiegte schließlich vollständig. Die Gewässer des Juraseees aber hatten Raum gefunden, nach dem Kurischen Haff abzufließen, und auf dem trocken gelegten Boden erwuchsen die Waldungen der Trappöner und der Juraforst.

Die Juraforst bedeckt einen Flächenraum von 130 qkm und zerfällt in die Oberförstereien von Schmalleningken und Jura.

Dem sandigen Boden entsprechend herrscht hier die Kiefer vor, die auf den trockenen Bodenlagen in ganz reinen Beständen vorkommt und von recht guter Beschaffenheit ist. Nur hin und wieder zeigen sich einzelne Birken oder spärlicher Fichtenanflug. Mit der größern Frische des Bodens mehrt sich die Beimischung anderer Baumarten, namentlich der Fichte, Birke, Erle und Espe; auf den feuchteren Strichen sind diese Hölzer die vorherrschenden. — Die zahlreichen Einsenkungen, die bei der etwas welligen Bodengestaltung im Innern des Gebietes auftreten, sind bruchig, und diese Stellen haben z. T. einen größeren Umfang; 54 ha werden zum Torfstich benutzt.

Die Forst hat durch häufige Waldbrände und den Fraß der Engerlinge, die in ihrer Gefräßigkeit die Wurzeln der nachwachsenden jungen Bäumchen vernichten, schwer zu leiden. Die Schmuggler, welche den Wald durchziehen, haben trotz des Schutzes, den er ihnen gewährt, an seinem Gedeihen wenig Interesse, und gar oft entstehen nicht nur infolge von Fahrlässigkeit sondern auch durch Böswilligkeit dieser Gäste gewaltige Waldbrände, die weite Strecken der Forst vernichten; die starke Verbreitung der Engerlinge macht aber die Wiederaufforstung nicht selten äußerst schwierig. So wurde eine Waldfläche von etwa 2,5 qkm im Jahre 1864 niedergebrannt, und wenn auch einige Fortschritte in der Aufforstung zweifellos zu erkennen sind, so ist es trotz aller Anstrengungen doch bis heute nicht möglich gewesen, den Schaden auszubessern, da die neuen Kulturen zum größten Teile immer wieder vom Engerling vernichtet werden.

Das Brennholz aus dieser Forst geht die Memel abwärts nach Ragnit, Tilsit und Königsberg, doch ist der Absatz wegen des Wettbewerbs mit Rußland voll Schwierigkeit.

Im Westen tritt die Juraforst auf einigen Stellen bis gegen 6 km vom Rande des ehemaligen Juraseees zurück und läßt Raum für eine verhältnismäßig breite Ebene mit Wiesen und Ackerland, durch welche sich die oberhalb Ober Eisselns mündende Jura hinschlängelt. Sie entspringt tief in Rußland östlich von Stolgi und entwässert hier durch Aufnahme längerer Nebenflüsse ein weites Gebiet. Von Laugszargen an bildet sie eine kurze Strecke die Grenze und tritt in der Nähe von Wartulischken in Preußen ein. Zum Treiben von Mühlen kann sie nicht verwertet werden, weil die Strömung bei Hochwasser zu stark ist und die Wiesenebene weit überschwemmt wird. Dagegen eignet sie sich zur Flößerei von Langholz und trägt bei gewöhnlichem Wasserstande bis Weszeningken, also 4 km weit, Kähne von 125 Tonnen Tragfähigkeit.

Aus der Juraforst selbst fließt der Memel der kleine Wischwillbach zu, der durch die Mühlenanlagen bei Wischwill seine Bedeutung erhält. Die Öl- und Graupmühle nebst der Walk-, Papier- und Schneidemühle, die Goldbeck im vorigen Jahrhundert als „sehr wichtige und einträgliche Mühlenwerke" bezeichnet, sind freilich seit etwa 30 Jahren nicht mehr, weil die Erträge zu wenig lohnend waren, um sie zu erhalten, auch der Kupferhammer hat mittlerweile dies Schicksal geteilt; dagegen treibt noch heute die Wischwill wie in alter Zeit den Eisenhammer, vor dem sie zu einem schönen Mühlenteich angestaut ist. Seit zehn Jahren setzt sie außerdem eine zum Gut Wischwill gehörige Mahlmühle in Bewegung, die im neuesten Stile errichtet, recht gute Erträge liefert.

Die kleine Swentoyn, welche auf der rechten Seite bei Schmalleningken in die Memel mündet, ist nur als Grenzflüßchen von belang; dagegen fließt ihr auf der linken Seite ein der Jura ebenbürtiges Gewässer in der Szeszuppe (d. i. Amselfluß) zu, die wir bereits oben (S. 40) des nähern kennen gelernt haben. Sie ergoß sich früher der Juramündung fast gegenüber in die Memel, im Jahre 1891 wurde indessen die Mündung ein Kilometer weiter aufwärts verlegt, um den Versandungen des Memelstromes vorzubeugen. Auf ihrem Rücken befördert die Szeszuppe Langholz aus den angrenzenden Forsten und ist 12 km weit auch mit Kähnen bis zur Tragfähigkeit von 100 Tonnen zu befahren.

Von den Gewässern der Jura und Szeszuppe, die auf den Wasserstand der Memel zeitweise einen erheblichen Einfluß haben, verstärkt, tritt dieser Strom zwischen Eisseln und Schreitlaugken in das mächtige Durchbruchthal, das sich 12 km lang bis zum Rombinus hinzieht und etwa 30 m tief in die Höhen einschneidet. Die herrliche Uferlandschaft wird in malerischer Hinsicht von keiner Gegend Litauens erreicht und steht einigen Partieen bei Mainz nicht viel nach. Großartig spiegelt sich das linke, steil aus dem Strome aufsteigende Ufer mit seinen dunkel bewaldeten Schluchten in den blauen Fluten. Von den wohlgepflegten Promenaden, die am Abhange unter dem Schatten der Laubbäume von Ober Eisseln bis Ragnit führen, und von den Höhen, wo einst die Burgen der alten Litauer in das Land hineinblickten, schweift der Blick über das breite, frische Wiesenthal, in welchem der gewaltige Strom in majestätischer Ruhe seine Gewässer hinwälzt, zu den prächtig bewaldeten Bergen, die am rechten Memelufer aus dem Wiesenthale aufsteigen. — Von den Burgen der Litauer gaben noch in der Mitte dieses Jahrhunderts wallartige Erhebungen auf den Höhen der fünf Bergrücken Kunde, die sich östlich von Tussainen in einer Erstreckung von 2 km zwischen tiefen Schluchten erheben. Auf dem westlichsten, dem Kaukarusberge, hauste der mächtige Berggeist Kaukarus mit vielen dienenden Geistern, und auf dem Großen Schloßberge lag die Burg, mit deren Fall 1276 der Anfang zur Eroberung Schalauens gemacht wurde.

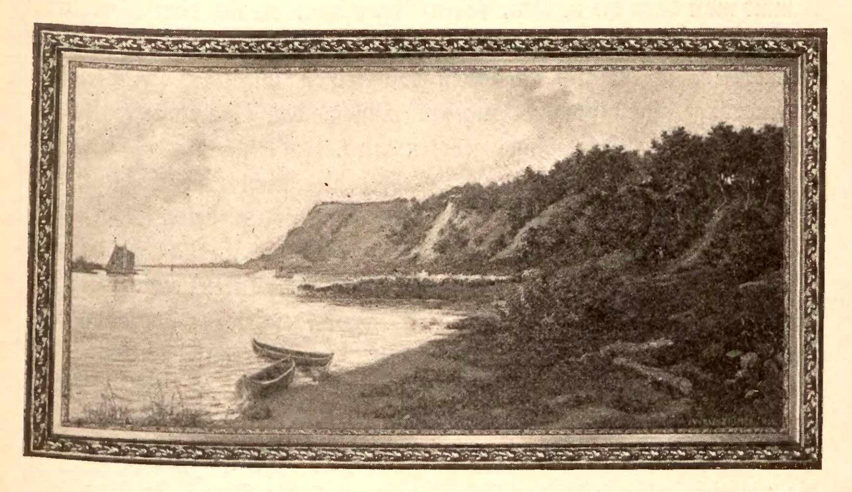
Unstreitig den reizendsten Punkt dieses Durchbruchthales bildet aber das idyllische Ober Eisseln mit seinen prächtigen Anlagen, wo Natur und Kunst aus dem Dickicht, das einst den flüchtigen Kaukarusfürsten und dessen Tochter schützend aufnahm, einen paradiesischen Fleck Erde geschaffen haben.

Imposant ragt eine Reihe freistehender Säulen auf, die breite Promenade am Memelufer begleitend. Sie bestehen nicht aus Marmor oder Gestein — ihr viereckiger Fuß, der runde, nach oben sich verjüngende Schaft, alles ist aus lebendem frischen Fichtengrün gebildet, so dicht und so ebenmäßig, als wäre eine zusammenhängende Masse von einem Meister bearbeitet worden. Hinter dieser Säulenreihe erhebt sich terrassenförmig das Gelände mit den geschmackvollen Garten-

anlagen, umgeben von zierlich geformten, heckenartigen Einfassungen, zwischen denen in symmetrischer Ordnung weitere lebende Baumsäulen aufragen. Zwischen zwei Säulenreihen in der Mitte der Anlagen aber steigt man auf breitem Gange empor zu dem einfachen, von hohen alten Bäumen beschatteten Gasthause, über dem sich der Signalberg bis zu 100 m erhebt, der höchste Punkt Litauens nördlich von Pissa und Pregel. — Völlig frei schweift hier oben von dem prächtigen Kastanienrondel, das der Erhebung bei den Anwohnern auch den Namen Kastanienberg eingetragen hat, der Blick nach allen Richtungen; es ist ein weit ausgedehntes Rundgemälde, das die schönsten Partieen Litauens umfaßt. — Über die weiten Wiesenflächen, in denen Memel und Jura ihre Gewässer vereinigen, blickt man auf die Waldungen des Jurabeckens, die sich wie dunkele Meereswogen, in Streifen abstufend, hinziehen, und darüber hinweg bis nach Rußland hinein; über das zwischen Gebüsch und Hügeln versteckte idyllische Unter Eisseln und über die Trappöner Forst bis zum russischen Städtchen Jansbork, das jenseits der Grenze in der Nähe des linken Memelufers auftaucht. Im Süden führt eine stattliche Pappelallee zu dem nach dem Mühlenberge auf- und absteigenden Ober Eisseln mit seinen freundlichen Häusern, und jenseits dehnt sich weithin bis zum Horizont das fruchtbare, mit Dörfern übersäte Gelände aus. Dazu die herrliche Stromlandschaft im Westen, wo die Kaukarushöhen, Tussainen, Ragnit und der Rombinus am andern Ende des Durchbruchthals mit einem Blick zu überschauen sind. —

Die 33 m hohe, abbrüchige Wand des Rombinus steigt zwischen Bittehnen und Krakonischken am rechten Stromufer schroff und steil empor, und der Berg steht auch heute noch, wo er seiner letzten Zierde, der wenigen Bäume, beraubt ist und gewaltige Erdmassen zur Memel abgestürzt sind, in seiner Nacktheit großartig da. Einst war er von einem dichten undurchdringlichen Laubwalde bedeckt, und auf der Höhe ragte ein länglich runder, etwa 7,5 cbm umfassender Block von rotschwarzem Granit 1,7 bis 3 m aus der Erde, in die er tief eingebettet war. Gisevius weiß zu erzählen, daß auf der schräg geebneten Oberfläche des Steines in fast diagonaler Richtung ein Schwert abgedrückt gewesen sei, darunter ein Zeichen, das einem Tempel ähnlich

gesehen habe, ferner eine Hand und ein Menschenfuß nebst einer Menge von Tierfußtapfen. Doch läßt sich ein Beweis für die Richtigkeit dieser Angaben nicht liefern, da Gisevius selbst den Stein nicht gesehen hat, Ranke aber, der den Berg um das Jahr 1800 besuchte und dessen Schilderungen sonst zuverlässig sind, von seiner eigenartigen Oberfläche nichts zu berichten weiß. Wenn wir angesichts dieser Thatsache die Behauptung des Gisevius aufrecht erhalten wollen, so müssen wir an-



Rombinus.
Nach einer Photographie von R. Minzloff in Tilsit.

nehmen, daß am Anfange unseres Jahrhunderts die Oberfläche des Steines schon stark verwittert gewesen sei. — Wirkte hier das geheimnisvolle Rauschen des Laubwaldes, der feierliche Ernst der heiligen Stätte auf den frommen Sinn des Litauers, so bezauberte sein für Naturschönheiten empfängliches Gemüt nicht weniger das Panorama, das sich vor seinem Auge entfaltete. Tief unten zu den Füßen der mächtige Strom, der in Form eines gewaltigen Fragezeichens seine Gewässer in der breiten, frischen Wiesenebene von Ragnit zum Tilsiter Schloßberge hinüberwälzt; links die schroffen, zum größten Teile belaubten Ufer von Tussainen und der Stadt Ragnit, die im dichten Grün der Gärten versteckt, fast nur mit dem grotesken Bau der Ritter-

burg und dem Kirchturme aus dem frischen Laube hervorragt; rechts die Stadt Tilsit mit ihren hochragenden Türmen, und dahinter die Niederung, die mit ihren unzähligen Gehöften und Baumreihen in weiter Ferne in den Horizont taucht; jenseits des Memelthales zwischen Ragnit und Tilsit fruchtbare Äcker und Wiesen, Dörfer, Höhen und prächtige Baumschläge — ein reiches, herrliches Bild, dem in der Ferne am Horizont eine galerieartige Baumreihe den Abschluß giebt. Nimmt man dazu die nackten, jähen Uferwände, die sich vom Rombinus bis Bittehnen hinziehen, und die schönen Waldungen auf dem rechten Memelufer, in die sich Bittehnen mit seinen hügeligen Ackerfeldern hineindrängt, so wird man zugeben müssen, daß eine Landschaft von höchstem Reize unserm Auge geboten wird.

In der alten Zeit waren die Städte hier nicht vorhanden; neben den Dörfern ragten nur die Heidenburgen auf den steilen Ufern des Memelthales; aus der Niederung blinkten weite Wasserflächen zwischen wüster Waldwildnis herüber; wie weit die Ackerfluren, wie weit die Waldungen reichten, können wir nicht mehr entscheiden; das aber steht fest, daß die Gegend auch in ihrem alten Gewande auf das Naturvolk der Litauer den tiefsten Eindruck gemacht haben muß. — Daher verlegten sie den Sitz mächtiger Gottheiten auf den Berg und bevölkerten ihn mit den neckischen Laumen. Hier wurde die Schicksalsgöttin verehrt, die zugleich Helferin bei der Geburt war, und die Frauen durften diese Stätte nur im festlichen Gewande betreten, wenn sie nicht mit Krankheiten gestraft werden wollten. — Als einer der schönsten Punkte in der landschaftlich am reichsten ausgestatteten Gegend Litauens bildete der Rombinus den religiösen Mittelpunkt für das litauische Volk; und die große Zahl von Burgen, die wir in dieser Gegend zu beiden Seiten der Memel verhältnismäßig nahe bei einander finden, legt Zeugnis dafür ab, welchen Wert man ihr beilegte.

An dem mächtigen Granitblock auf dem Rombinus sollen den Göttern Opfer dargebracht sein, und alljährlich lockte ein religiöses Fest, das unter Gesang und Tanz gefeiert wurde, die Litauer von den fernsten Grenzen ihres Gebietes hierher. Es wird erzählt, daß Fürsten bis von Moskau und Smolensk nach dem Rombinus gewallfahrtet seien, um dort die Huld der Götter zu erflehen. Diese Wallfahrer erschienen

nicht mit leeren Händen, und so hatte der Rombinus eine Fülle von kostbaren Schätzen aufzuweisen.

Bis zum Jahre 1276 führten die Litauer bei dem Sitze ihres Kurche ungestört ein friedliches, glückliches Leben. Da kamen die eisengepanzerten Männer des Deutschen Ordens mit tausend im Belagerungskriege wohlgeschulten Schützen heran, überfielen und zerstörten die Heidenburg auf dem Schloßberge in der Nähe von Ragnit und wandten sich von den rauchenden, mit dem Blut der erschlagenen Männer getränkten Trümmern nach dem Rombinus, in dessen Nähe die Burg Ramige gelegen war. Dies Ereignis kam so plötzlich und unerwartet, daß die Priester wenig von ihren Schätzen zu retten vermochten. Nachdem sie das Wertvollste im Schoß der Erde geborgen, flohen sie eiligst davon. Sie sind nicht wieder zurückgekehrt; die Fremdlinge, die unter Raub und Mord das Kreuz als Symbol des Glaubens und der Liebe aufpflanzten, setzten auch hier sich dauernd fest; und so ruhten die Schätze bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts im Rombinus verborgen. Da erst hat man eine Menge von silbernen, zinnernen, kupfernen und auch goldenen Geräten, die wohl als Priesterschmuck und Opfergeschirr verwandt worden waren, ans Tageslicht befördert.

Die Laumen aber verließen, wie die Sage erzählt, mit goldenen Kronen und silbernen Gürteln geschmückt, auf Kähnen, welche von Laub und Blumen umwunden waren, die entweihte Stätte, indem sie in ihrem Gesange Kunde gaben von den zurückgebliebenen Schätzen:

„Dort in dem Berge
Grabet behende!
Dort ist verscharret
Golden Geräte;

Unter dem Steine
Liegt es bewahret;
Wem es beschieden
Der mag es erben!“

Die Sage machte daraus goldenes Ackergerät und eine silberne Wiege; denn der Litauer hörte nicht auf, den Berg auch fernerhin mit Scheu und Ehrfurcht zu betrachten. Noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts sah der Schiffer, wenn er in dunkler Nacht mit dem kleinen Nachen die Wogen der Memel durchfurchte, den alten Opferherd von Geistern belebt; wenn ein Hochzeitswagen

vorüberfuhr, so verfehlte man nicht, an dem Stein zu beten; nach Krankheiten pflegten kleinere Gaben dort niedergelegt zu werden. Auf das goldene Ackergerät und die silberne Wiege hörte der Litauer nicht auf zu hoffen, bis der Opferstein infolge beklagenswerter Gleichgültigkeit gegen das ehrwürdige Denkmal gesprengt und die Stätte, die ihn getragen hatte, vom Strome verschlungen war.

Es knüpfte sich ein alter Glaube daran, daß der Zorn der Götter den treffen würde, der es wage, diesen Opferstein anzutasten; der Berg aber werde zu Grunde gehen, wenn einmal der Stein von ihm genommen sei. Nun kam am Anfange dieses Jahrhunderts, wohl 1811, der Müller Schwarz aus dem nahe liegenden Dörflein Barten auf den Gedanken, zwei Mühlsteine daraus hauen zu lassen und trotz des Jammerns der litauischen Bevölkerung, die Unheil für das Land befürchtete, wurde sein Vorhaben ausgeführt. Doch mußten die Arbeiter den Frevel schwer an ihrem Leibe büßen, und der Müller Schwarz kam verarmt und elend in seiner Mühle um. Auch der Rombinus scheint die Prophezeihung wahr zu machen, wenigstens haben seitdem gewaltige Bergrutsche an seinem Ruin gearbeitet. — Der sprindige Boden, der überall kleinere und größere Quellen an den Abhängen hervorsprudeln läßt, wird durch die Thätigkeit des Wassers besonders nach der Flußseite zu unterwühlt und es scheinen sogar mächtige Hohlräume im Innern zu entstehen. Infolgedessen bilden sich Risse am Bergrande und lösen mächtige Stücke von der Uferhöhe los. Diese stürzen selten über, rutschen vielmehr im allgemeinen bei unveränderter Horizontallage der Oberfläche, auf der selbst grünende Bäume aufrecht stehen bleiben, bis zum Fuße des Berges hinab, wo sie allmählich vom Strome weggespült werden.

Schon aus dem vorigen Jahrhundert haben wir Nachrichten, daß der Rombinus zuweilen Bergrutschen ausgesetzt gewesen sei; doch können die Verwüstungen nicht so groß gewesen sein, wie in diesem Jahrhundert, wo bis zum Jahre 1835 bereits gegen 230 Schritt weggerissen waren. Es erscheint das natürlich, wenn wir in Betracht ziehen, daß früher der Hauptarm der Memel von Ragnit geradenwegs an Neuhof vorüberfloß, wovon noch jetzt die toten Gewässer dort Kunde geben. Der am Rombinus vorüberziehende Nebenarm hatte wohl nicht

die Kraft, so schnell die abgestürzten Massen wegzuräumen, so daß sie, unten lagernd, dem Berge Halt geben konnten.

Die beiden größten Bergrutsche, die wir kennen, fanden in den Jahren 1835 und 1878 statt. Den erstern hat niemand aus eigener Anschauung beobachten können; denn es war Nacht, und dazu tobte ein heftiger Südoststurm, der schon drei Tage angehalten hatte. Das donnerähnliche Getöse aber, das die Erde erdröhnen ließ, hörten die Leute, die noch wach waren, bis Bittehnen; auch Hirten, die in ziemlicher Entfernung auf der anderen Seite der Memel ihre Herden hüteten, wurden dadurch erschreckt. — Am Morgen fand man etwa 400 Schritt lang einen kreisförmigen Einschnitt, im Durchschnitt 27 m breit, auf eine Höhe von rund 33 m hinabgestürzt. Dabei hatte das untere Ende der herabstürzenden Masse sich unter dem unversehrt gebliebenen Uferrand, wahrscheinlich in einem umfangreichen Hohlraum, in den Strom vorgeschoben und einen mächtigen Damm in dem Gewässer aufgetrieben.

Der Bergsturz am 21. Juli 1878 fand in den Vormittagsstunden bei heiterem Wetter statt, das schon mehrere Wochen vorher gewährt hatte. In einer Länge von 116 m setzte sich der Rand des Memelufers plötzlich in Bewegung und stürzte bis zu etwa sieben Zwölftel der ganzen Uferhöhe hinab. Die untere Bodendecke glitt abwärts, und durch den Druck wurden die Thonmassen am Boden des Memelstromes bis zu 2,3 m über den Wasserspiegel gepreßt, so daß die dort ankernden Holzflöße trocken gelegt wurden.

Man sucht jetzt dem Berge durch Anpflanzungen mehr Festigkeit zu geben, doch haben sich die dünnen Stämmchen, die man dem sandigen Boden anvertraut, noch wenig entwickelt.

Nachdem die Memel in kühn geschwungenem Bogen vom Rombinus zu den südlichen Uferhöhen zurückgekehrt ist, verfolgt sie diese bis in die Nähe von Splitter, wo sich das Flußthal zu der mächtigen Ebene der Niederung erweitert. — Den östlichsten Punkt der südlichen Uferhöhe dicht am Strome bildet der Tilsiter Schloßberg, wo man bei einer nach allen Seiten hin fast unbeschränkten Aussicht ein im reichsten Wechsel sich darstellendes Landschaftsgemälde überblickt: Rundum, in der Ebene und auf den Höhen fruchtbare, wohlangebaute Ackerfelder mit zahllosen

Dörfern und Höhen, dazu das Wiesenthal mit dem mächtigen Strom, die schroff aufsteigende Bergwand des Rombinus und die dahinter liegenden dunkel bewaldeten Schreitlaugker Höhen, in der Ferne im Norden das hoch gelegene Dorf Piktupönen, überragt von der Zinkkuppel des hölzernen Kirchturmes und den beiden Mühlen, die auf erhabenem Bergrücken ihre Flügel kreisen lassen, im Westen Tilsit-Preußen mit den sich tief herabziehenden Gärten und dem dunkelbelaubten Engelsberge, hinter welchem Tilsit mit seinen Türmen auf den blauen Fluten des Stromes zu schwimmen scheint, und ganz im Hintergrunde der gewaltige Bau der großartigen Eisenbahnbrücke, die den mächtigen Strom überspannt. Alle diese Schönheiten an einem 4 km von einer großen Stadt entfernten Orte wurden bis vor etwa 25 Jahren so wenig gewürdigt, daß man den Berg als Weide benutzte. Da erst ließ Herr Oswald, der Besitzer des Berges, die Anhöhe mit Nadel- und Laubbäumen bepflanzen, wohlgepflegte Gänge und zierliche Blumenbeete anlegen und die immer mehr einwachsenden Anlagen nach und nach so vervollständigen, daß der einst verödete Sandhügel zu einem beliebten Ausflugort der Tilsiter geworden ist. An die alte Burg, die vor Zeiten auf diesem Berge gestanden hat, erinnert nur noch ein Graben; die Wallreste, die bis vor zwei Jahrzehnten sichtbar waren, sind bereits völlig verschwunden.

Westlich vom Schloßberge ist am linken Ufer der Memel Tilsit-Preußen und die Stadt Tilsit erwachsen, die sich zwischen dem Strom und dem Mühlenteiche in imposanter Ausdehnung mit ihren stattlichen Gebäuden hinzieht, überragt von den Kirchtürmen, unter denen sich der deutsch-evangelische durch seinen kunstvollen Bau heraushebt. Der 350 m breite Memelstrom bietet mit seinen Segelschiffen, Kähnen, Holzflößen und Dampfern ein bunt bewegtes Bild dar; er erinnert zugleich an die unglückliche Zeit im Jahre 1807, wo er die auf verankerten Holzflößen mitten im Strom errichteten, innen und außen prächtig dekorierten Zelte trug, in denen von Napoleon und dem Zaren Alexander I. über das Schicksal Preußens entschieden wurde. Einen herrlichen Überblick über die Stadt und ihre Umgebung gewinnt man von der 30 m hohen Galerie auf dem Turme der deutsch-evangelischen Kirche.

Ein so friedliches Bild die Memel im Sommer gewährt, wenn sie zwischen üppigen Wiesengründen ihre Wassermassen dahinwälzt, ebenso furchtbar ist sie im Frühjahre durch ihre Überflutungen. Die dicken Eismassen, die auf dem Strom von Rußland heruntertreiben, werden vielfach zusammengeschoben, türmen sich auf und verstopfen dann das Bett bis auf den Grund. Die wogenden Fluten ergießen sich infolgedessen weit und breit über das flach liegende Land und richten zuweilen großen Schaden an. In den oberen Teilen des Stromes kommt es hin und wieder vor, daß sogar ganze Häuser von der Gewalt der Strömung weggeschwemmt werden. Ein im Gehrsaß errichtetes hölzernes Gebäude, das im Jahr 1804 von diesem Schicksal betroffen wurde, ist dadurch bekannt geworden, daß es nach weiter Reise beim Schloß Keymehlen abgesetzt wurde und auf einem neu errichteten Fundamente hier wieder in bewohnbaren Zustand gesetzt werden konnte.

Diese Überschwemmungen machen es erklärlich, daß bis zum Jahre 1767 im preußischen Gebiet die Memel nur vermittelst Fähren passiert werden konnte. Zwar haben die Russen 1756 bei Tilsit an drei verschiedenen Orten schwimmende Brücken errichtet, diese wurden jedoch beim Rückzuge wieder abgebrochen. Erst nach dem Frieden von Hubertusburg, als Friedrich der Große allen Landesteilen die eifrigste Fürsorge zuwandte, ging man daran, für die Dauer eine Schiffbrücke bei Tilsit auf königliche Kosten zu erbauen. Sie ruht auf 36 Prahmen und ist ohne die Auf- und Abfahrt 377 m lang; zwei Durchlaßöffnungen von 23,10 m und 28 m Weite sichern den Verkehr auf dem Strome. Freilich läßt diese Verbindung noch viel zu wünschen übrig; denn im Herbst wird die Brücke des hohen Wasserstandes wegen abgefahren und ruht bis zum Frühjahre in dem Winterhafen an der Mündung der Tilszelle. Wenn dann das Eis nicht einen natürlichen Übergang herstellt, so ist hier jeder Verkehr nach Norden unterbrochen. Es war deshalb für die nördlichen Teile Litauens von der höchsten Bedeutung, daß 1872—75 das 4 km breite Memelthal bei Tilsit überbrückt wurde, um die Eisenbahnverbindung zwischen Tilsit und Memel zu ermöglichen. Drei gewaltige eiserne Brücken in Fischbauchkonstruktion, die zu den großartigsten Bauten unserer Zeit zu rechnen

sind, und mit einem Kostenaufwande von 5625000 Mark erbaut wurden, führen die Bahn über den Memelstrom und die toten Arme Uszlenkis und Kurmerszeris, die bei Hochwasser, wenn die weiten Wiesenflächen überschwemmt werden, eine Menge Wasser abführen. Die Brücken sind für zwei Geleise eingerichtet; deshalb kann den Landfuhrwerken, so lange nur ein Geleise gebraucht wird, die Benutzung gestattet werden. Die Schienen sind in der Mitte gelegt, so daß zu jeder Seite eine Fahrstraße frei bleibt. Früher war der Verkehr auf der Eisenbahnbrücke nur erlaubt, wenn die Schiffbrücke abgebrochen war und die Eisdecke nicht Festigkeit genug besaß, um Fuhrwerke zu tragen; seit 1896 aber steht an den Markttagen die Überfahrt das ganze Jahr hindurch offen. In jedem Falle wird allerdings für die Benutzung der Brücke ein Zoll erhoben.

Mit Fähren kann der Strom an verschiedenen Stellen überschritten werden. Bei Ragnit, Trappönen und Schmalleningken sind Kettenfähren; bei Tilsit, Tussainen, Unter Eisseln, Baltupönen und Kassigkehmen Seilfähren hergerichtet.

Die Willkischker Höhen und der Jurahöhenzug.

Die Uferhöhen an der Memel, die wir vom Signalberge bis zum Rombinus kennen lernten, setzen sich nördlich der Memel im Willkischker Höhenzuge fort und gipfeln im 80 m hohen Abschrutenberge, sowie dem weithin sichtbaren Kapellenberge, der bis 75 m ansteigt. Der Jurahöhenzug, der sich nördlich der Senke bei Ablenken anschließt und bis zur russischen Grenze hinzieht, hat seine bedeutendste Erhebung im nördlichen Teile bei Kreywöhnen, wo er 81 m hoch aufragt.

Der Kapellenberg, an dessen Fuß sich der Mergensee, ein alter Memelarm, hinzieht, hat seinen Namen von der Kapelle der Familiengruft, welche die Gutsherrschaft von Schreitlaugken auf dem kahlen, mit Ackerfeldern bedeckten Gipfel errichtet hat. Es ist eine zur halben Höhe abgestumpfte glatte Pyramide von etwa 6 m Höhe, deren Plattform von einem Kreuze geschmückt ist. Über der Thüre an der Westseite trägt eine große schwarze Eisentafel die Inschrift: „Ruhe-

stätte für die Familie Dreßler.“ Weiter abwärts ist der Gipfel von einem Kranz schattiger Eichen umrahmt, an den sich in malerischen Abstufungen dunkle Kieferwaldungen und Laubhölzer verschiedener Art anschließen. Herrlich sind vor allem die umfangreichen Eichenbestände, die das Vorwerk Dalwitz auf drei Seiten umrahmen; unter dem Schatten starker Eichen und gut gedeihender Buchenbestände steigen wir auf der Landstraße zu den Wiesenflächen des Memelstromes hinab. — Von der Höhe des Kapellenbergs hat man einen schönen Blick auf das Memelthal, dessen gegenüberliegende Ufer amphitheatralisch aufsteigen, gekrönt von der Stadt Ragnit, die mit dem Ritterschloß und dem Kirchturm aus ihrem dunkeln Grün hervortaucht. In der Ferne schimmern die Türme von Tilsit und weit im Süden ragt die Kirche von Szillen am Horizont empor, während im Südosten und Osten der Blick über die malerische Landschaft von Eisseln und die Forsten im Jurabecken bis Wischwill gleitet. — Nach den andern Seiten ist der Blick durch Waldungen verdeckt; es bietet deshalb der Karkusenberg auf Feldmark des Gutes Wallenthal einen freiern Rundblick: die grasreichen Wiesenmatten mit den Silberadern von Jura, Szeszuppe und Memel, der Blick in die Ferne bis Szillen, Wischwill und Tauroggen jenseits der russischen Grenze schaffen hier ein Landschaftsgemälde von höchstem Reize.

Der Ostrand dieses vereinzelt dastehenden Höhenzuges, dessen Entstehungsart uns noch nicht bekannt ist, fällt im allgemeinen steil zum Thale des Juraflusses ab und bildet mit den bewaldeten oder von frischem Wiesengrün prangenden Schluchten und schroffen Vorsprüngen malerische Partieen. Dazu der Blick auf das weite Jurabecken, das glatt wie eine Tafel daliegt: zwischen üppigen Wiesen schlängelt sich der Jurafluß in vielen Windungen hin; zahlreiche Gruppen von Buschwerk, lange Baumreihen, die das Gefilde durchschneiden, und Ackerfelder mit Gehöften beleben die ausgedehnte Fläche, und dahinter zieht sich die dunkle Juraforst bis nach Rußland hinein. Nicht weniger aber wird das Auge durch die lieblichen Landschaftsbilder im Westen erfreut, durch die sanft ansteigenden, bis zum Gipfel mit üppigen Getreidefeldern bedeckten Hügel, die grünen Rasenpartieen in den Thalebenen, die freundlichen Dörfer und Güter, die aus Gebüschen und Gärten hervorlugen.

Die vorteilhaftesten Standpunkte bieten die zahlreichen hochgelegenen Orte, die einst Heidenburgen getragen haben. Oft erscheint die gewöhnlichste Gegend, von hier aus betrachtet, im überraschendsten Reiz, wie von einem Landschaftsmaler sorgsam und mit Kunstgeschmack ausgewählt. — Die anmutigen Volkssagen, die an diese Schloßberge mit ihren eigenartigen Formen anknüpfen, spiegeln den Eindruck wieder, den von alters her die herrliche Landschaft auf ihre Bewohner gemacht hat. Zwar ist der Phantasie weiter Spielraum gelassen, wenn sie die Laumen hervorzaubert, die mit den Menschen ihr neckisches Spiel treiben, oder die alte Hexe, die unter dem Berge auf glühendem Eisenstuhl sitzt, oder den trauernden Berggeist, der mit stummen Gästen an langer Tafel Platz genommen hat — aber immer wieder erscheint derselbe Grundgedanke, der uns bei vormaligen Reichtümern ein glückliches, frohes Leben in diesen schönen Gefilden zeigt, das erst durch grausenhafte Verwünschung unter wüstem Männermorden und Wehklagen der verlassenen Frauen und Mädchen zu Grunde gegangen ist. Die Erinnerung an die Zeiten, wo die geharnischten Ritter unter Plünderung und Zerstörung aller Festen und Gebietersitze den Bewohnern die Religion der Liebe aufzwangen und die Freiheit des Volkes vernichteten, ist den Bewohnern in den Sagen erhalten geblieben. —

Noch heute sind die Reste der alten Festen in der Abste bei Absteinen, dem Wartulischker Schloßberge bei Schillinnen, dem Gillander Schloßberge bei der Mühle Ablenken, dem Greizener Schloßberge bei dem Gute Ablenken und dem Scharkaberg bei Kallehnen zu erkennen. — In der heidnischen Zeit flammten hier, wenn der Angriff eines Feindes erwartet wurde, die Feuerzeichen von Berg zu Berg, um die streitbaren Männer zu den Waffen zu rufen.

Auf der eigenartig gestalteten Abste nördlich von Absteinen, von der man nach allen Seiten hin freie erquickende Aussicht hat, tauchen noch heute alljährlich, wie die Sage geht, zwei Mädchengestalten aus dem Innern des Berges, wo sie das Jahr hindurch in tiefem Schlafe ruhen. Es ist dies an dem Tage der Zerstörung der Burg, die von verschmähten Freiern der Fürstentochter Selmyte gemeinsam mit den in das Land eingedrungenen Feinden überfallen wurde. Selmyte warf

in kühnem Mute selbst die Brandfackel in das Schloß, als ihr Vater und Bräutigam, die vom Verlobungsmahle zum Kampf aufgeschreckt wurden, gefallen waren. Laima aber geleitete sie nebst ihrer Freundin in das Innere des Berges, wo auch die Schätze geborgen wurden. Dort harrt sie, von einem silbernen Hahne bewacht, der Erlösung. Wenn in der Johannisnacht ein unbescholtener Jüngling an den Berg tritt und das richtige Sprüchlein findet, dann kräht der Hahn, die Prinzessin erwacht, und es wird eine fröhliche Hochzeit gefeiert. — Der Schloßberg der Abste dacht sich in südlicher Richtung ab und ist dicht mit Bäumen und Strauchwerk bewachsen. Der Pflug zieht seine Furchen bis in seine nächste Nähe und fördert des öftern Reste von Rüstungen aus der Ordenszeit zu Tage. — Das silberhelle Bächlein Abst, das dem Höhenzuge entquillt, friert auch im strengen Winter nicht zu, und läßt Gras in seinem Flußbette üppig hervorsprießen. Es ist eine von den warmen Quellen, die tief im innern Schoß der Erde ihren Ursprung haben und in dieser Gegend verschiedentlich gefunden werden. Der Volksglaube aber hat dem Wasser eine verjüngende Kraft zugeschrieben und am Ostermorgen vor Sonnenaufgang pflegen die litauischen Mädchen in der Abst zu schöpfen, um sich dadurch ihre Jugendfrische zu erhalten.

Südlich von Absteinen, liegt bei Kellerischken eine ziemlich bedeutende Anhöhe, die durch einen gewaltigen erratischen Block, der früher hier lagerte, ihren Ruf erlangt hat. Es ist der Sidabrinnis (zu ergänzen kalnas = Silberberg), dessen wüste, schroff abgewehten Wände steil zum Jurathale abfallen, während an der entgegengesetzten Seite, wo er sich sanft abdacht, die begrünten Abhänge in ein üppiges Wiesenthal übergehen. — Der Granitblock wurde die „versteinerte Kutsche" oder der „versteinerte Hochzeitswagen" genannt, in welchen der Sage nach der Abenteurer Skolein verwandelt wurde, als er mit der Tochter des reichen Fürsten vom Sidabrinnis-Schlosse entfliehen wollte. Beim Neubau des Gutes Wallenthal wurde er gesprengt und zum Bau der Fundamente verbraucht. Er lieferte nicht weniger als zwölf Klafter Steine und genügte zum Ausbau der Fundamente von sämtlichen Gutsgebäuden.

Weiter nach Norden gelangen wir über das malerisch gelegene

Kirchdorf Willkischken, wo einst von den eingewanderten Fremdlingen die überlisteten Riesen niedergemacht wurden, in eine hügelige Gegend, die von Spalten, Schluchten und tiefen Gründen zerrissen ist und dadurch teilweise einen wildschauerlichen Charakter bekommt. — Ein vereinzelter, stark belaubter Berg auf der Feldmark von Matzurmaten, im Wiesenthale hart an der Jura, zeigt uns den letzten Zufluchtsort, den die Barstukken und Laumen mit ihren Schätzen gefunden haben. Auf seiner Höhe, die einst eine Heidenburg trug, liegt jetzt ein friedlicher Kirchhof, der zu den schönsten Ruhestätten zählen dürfte. — Vor Willkischken erinnert ein Hügel neben dem Unkenteiche, in welchem eine verzauberte Prinzessin, die noch der Erlösung harrt, allabendlich ihren traurigen Unkenruf ertönen läßt, an den Einfall der Russen im Jahre 1758. Während das Jurathal verwüstet wurde, die Häuser und die Kirche von Willkischken in Flammen aufgingen, bereiteten die Russen dem Geistlichen auf jener Anhöhe, die infolgedessen Kryzusberg genannt wurde, einen qualvollen Tod. — Der Schloßberg nördlich vom freundlichen Dorfe Wartulischken ist wie die Abste Zeuge von vernichtenden Kämpfen gewesen, durch welche die Wartuleburg in Asche und Staub gelegt wurde, und noch heute stürmen dem Volksglauben nach an dem Tage der Zerstörung Reiter mit Pferden ohne Köpfe, welche die Entscheidung in dem Vernichtungskampfe herbeiführten, über den Berg. Sie verschwinden dann im Teufelsgrunde, einer wilddüstern, tiefen Schlucht mit fast senkrecht abschüssigen, teils nackten, teils mit Gestrüpp bedeckten Wänden, die unten so nahe an einander gerückt sind, daß nur für einen unter düsterm Laube dahinrieselnden Bach der nötige Raum bleibt.

An ähnliche grause Zeiten erinnert auch der malerisch gelegene Schloßberg von Gillanden, aus dessen Innerm die Stimme des Geistes einst allen Rat und Trost spendete, die aus weiter Ferne dorthin pilgerten, bis das Schloß von wilden Horden zerstört und niedergebrannt wurde. Er erhebt sich am obern Ende eines überaus anmutigen Thales, in dem sich langgestreckt vom Dorfe Gillanden bis zum Ablenker Mühlendamm der Gillander Schloßteich hinzieht. Dieser wird von dem kleinen Flüßchen Baltuppe gespeist und eilt am untern Ende, nachdem die Gewässer in Schleusen abfließend, das

Räderwerk der Mühle von Ablenken in Bewegung gesetzt haben, wieder in Gestalt eines Flüßchens zur Jura. In dem oberen Teile rücken die hohen Ufer auf etwa 33 m an einander und engen den Teich derartig ein, daß man eine Brücke hinüberführen konnte. Die schönen Laubwaldungen und dichten Sträucher, die in frischestem Grün oberhalb der Brücke am südlichen Uferrand emporsteigen, mit den dunkeln Nadelholzwaldungen, die weiter aufwärts die Höhen bekränzen, spiegeln sich duftig in der klaren, ruhigen Wasserfläche, und nahe dem Schloßberge hallt von der Wasserfläche ein fünffaches Echo wieder, als Antwort der fünf Schwestern Gillandas, die bei der Zerstörung der Burg dort in Bäume verwandelt worden sind. Sie hören auch jetzt nicht auf nach der Schwester zu rufen, die aus Verzweiflung in den Fluten Erlösung von ihrem unaussprechlichen Leid suchte, als sie zu spät kam, um durch ihre eigne Aufopferung den Vater und das Schloß zu retten. — Der untere Teil des Teiches dehnt sich behaglich in die Breite, indem Binsen von den Ufern weit hineinwachsen. Hier schließen sich an die klare Wasserfläche unmittelbar die Ackerfelder, welche die sanft ansteigenden Uferglände bedecken.

Nicht weit vom Gillander Schloßteiche in der Nähe der Ablenker Mühle sprudelt eine der warmen Quellen aus dem tiefen Schoß der Erde, ein köstlicher Brunnen, dessen Wasser neben viel kohlensaurem Kalk etwas freie Kohlensäure enthält und sowohl im Sommer wie im Winter eine Temperatur von 6 bis 7° R. aufweist.

Nördlich vom Gillander Schloßteich zieht bei dem Gut Ablenken eine tiefe Schlucht mit steilen Abhängen in das Land hinein, so dicht mit Bäumen und Sträuchern bedeckt, als gelte es, das ganze Thal mit duftigem Laube zu füllen. Unter dem dunkeln Blättermeer aber plätschert fröhlich ein Bächlein dahin, das seinen Weg nach dem Juraflusse sucht.

Das Schloß auf dem Greizener Berge bei dem Gut Ablenken ist der Sage nach durch den Verrat eines fremden Sängers gefallen, der den feindlichen Troß herbeilockte. Nur dadurch, daß Laima die Burg von Flammen und Rauch umhüllt, vor den starren Augen der Feinde in den Abgrund sinken ließ, wurde es vor der Vergewaltigung durch Feindes Hand bewahrt.

Die Sage vom Scharkaberge, der sich weiter nordöstlich mit herrlicher Rundsicht bei Kallehnen erhebt, erinnert an eine Niederlage der Ordensritter. — Fremdlinge, die sich im Schloß Eingang zu verschaffen gewußt hatten, versprachen, daß eine ganze Schiffsladung mit singenden Schwänen ankommen würde. Die Brüder des Fürsten waren aber auf der Hut, und als sie in dem Schiff, das unter freudigem Gesange ankam, Männer entdeckten, die unter ihrer weißen Umhüllung blinkende Panzer und Waffen hatten, fielen sie über diese her, verbrannten das Fahrzeug und vernichteten die Mannschaft. Nichts destoweniger räumten auch sie das Feld, indem sie die Burg, wo sie einst glücklich gelebt hatten, den treulosen Fremdlingen überließen.

Die schönen Landschaftsbilder ziehen sich in dieser Gegend bis zur russischen Grenze hin, und geradezu überraschend wirkt das Thal, das vor den Blicken des Wanderers auftaucht, wenn er jenseits des Zollhauses von Laugszargen der russischen Barriere zustrebt: ein üppiger, von einem klaren Bache durchrieselter Wiesengrund, der mit Gruppen von Sträuchern und Laubbäumen malerisch besetzt ist, umrahmt von steil ansteigenden, mit dichtem Laubwalde bedeckten Höhen. — Nur hie und da erhebt sich eine Kiefer oder eine regelmäßig gewachsene Fichte, die gleichsam segnend ihre Arme über das idyllische Landschaftsbild ausbreitet.

Auch von der Chaussee, die von Tilsit nach Laugszargen führt, bieten die Landschaften des Willkischker und Jurahöhenzuges mit den zur Sommerzeit im Schmucke der Fruchtfelder prangenden Hügeln einen freundlichen Anblick. Unwillkürlich macht der Wanderer auf der Höhe im Süden von Piktupönen Halt, um das ausdrucksvolle Gelände zu überschauen: Auf der Erhebung im Westen recken zwei Windmühlen ihre Riesenarme und verarbeiten die Erträge der reichen Gefilde; nach Osten blickt man hinab in eine weite Ebene mit Getreidefeldern, Wiesen, verstreuten Bäumen und schön gruppierten Hainen; dahinter steigt fast gebirgsartig erscheinend, das Hügelland in mannigfach wechselnden Formen malerisch empor; am Horizont aber tauchen die dunkeln Waldungen des Jurabeckens auf und geben dem Landschaftsbilde einen würdigen Rahmen.

Das Memeler Plateau.

Der mehr als 110 km lange Streifen Landes nördlich der Memel, der sich vom Willkischker und dem Jura-Höhenzuge bis Nimmersatt hinzieht, hat von dem Thale der Memel und des Kurischen Haffes bis zur russischen Grenze eine durchschnittliche Breite von 15—20 km und ist von etwas weiterem Gesichtspunkte als die südwestliche Abdachung, als der Rand des großen russischen Plateaus von Samogitien aufzufassen. Zu der Niederung des Memeldeltas fällt dieser Landstreifen, der den Namen Memeler Plateau erhalten hat, fast durchgängig in mehr oder weniger scharf ausgeprägten Rändern ab, die etwa 10—13 m ansteigen. Nördlich von Prökuls zeigt indessen der Boden am westlichen Rande noch einmal eine kleine Anschwellung und bildet den Memeler Höhenzug. Dieser beginnt nahezu 8 km nördlich vom Memeler Tief mit der Holländischen Mütze, einer bewaldeten Höhe, die sich dicht am Ostseestrande erhebt. Sie stellt eine für die Schiffer weithin sichtbare Landmarke dar und dürfte bei der Vorliebe der Altvordern für vorspringende Uferhöhen mit landschaftlichen Reizen eine geweihte Stätte zur Verehrung der Götter gewesen sein. Die größte Breite und Höhe erreicht dieser Höhenzug bei Memel, wo er sich 5,5 km weit ausdehnt; er gipfelt nordöstlich der Stadt in der Nähe von Schaulen mit nahezu 40 m. Südöstlich von Memel wird er allmählich schmaler und niedriger und endet bei Prökuls mit einer Breite von 2 km und einer Höhe von 20—27 m. — Noch niedriger ist seine weitere Fortsetzung, der Windenburger Höhenzug, der sich sehr bald nach Südwesten wendet und zwischen dem Iszlisz- und Augstumal-Moor auf der einen, dem Szwinzelner Moor und dem Kurischen Haff auf der anderen Seite bis zur Windenburger Ecke verläuft. Er hat schließlich nur noch eine Höhe von 5 m aufzuweisen, erstreckte sich aber einstens viel weiter in das Haff hinein. Die Steinbank, die in südwestlicher Richtung noch heute etwa 6 km weit ins Haff zu verfolgen ist, stellt den Rest von diesem Teile des Höhenzuges dar, von dem die Fluten das lose Erdreich weggespült haben. Die Litauer be-

zeichnen die Steinbank mit „ackmen“, d. i. „gesunkene Stadt“, und eine alte Sage weiß von dem Untergang einer Burg zu erzählen, die einst hier gestanden haben soll. Es spiegelt sich darin die Erinnerung an die Zerstörung der Landzunge wieder, die auch in historischer Zeit von den Fluten des Haffes hart mitgenommen ist. Das alte Ordensschloß, welches 1360 zum Schutze der Rußmündung auf der Spitze der Landzunge errichtet war, und eine beträchtliche Anzahl anderer Gebäude haben in den Wogen des Kurischen Haffes ihr Grab gefunden. Im Jahre 1680 erhielt das Kirchdorf Windenburg, welches die Hennenbergersche Karte von 1576 auf der Spitze der Landzunge zeigt, noch einen neuen Pfarrer, aber schon 1705 mußte die Kirche abgebrochen werden, und bald darauf sind die Reste samt dem ganzen Dorfe vom Erdboden verschwunden. Erst in den sechsziger Jahren dieses Jahrhunderts hat man auf der äußersten Spitze der Landzunge eine Steinpflasterdossierung angebracht, um den dort errichteten Leuchtturm gegen die Wogen des Haffes zu schützen. — Zweifelhaft erscheint indessen die Angabe Gieses, der 1826—28 diese Gegend durchforschte, daß die Windenburg „18—34′ tief unter dem Wasserspiegel des Kurischen Haffes, eine Meile südwestlich vom jetzigen Dorfe Windenburg in der Richtung zwischen Rossitten und Nidden“ gelegen habe. „Die Mauern, so erzählt er, mit wussegrünem Moos schon stark bewachsen, haben um sich eine etwas größere Tiefe und sind der Aufenthaltsort der Fische bei stürmischem Wetter, daher die Stätte fast immer von Fischern der Gegend besucht ist, die daher fast jeden Stein kennen, indem sie mit Stangen ihre Netze daran befestigen und durchsuchen. Nur bei sehr stillem und klarem Wetter ist die dunklere Stätte von dem übrigen Grunde zu unterscheiden. Von der Stätte aus bis zur jetzigen Windenburger Eck bildet der Grund des Haffs gleichsam ein Erdriff, das sich meerwärts stets erhöht und noch eine Meile von der Windenburger Eck aus dem Wasser tritt.“ — Auffallend ist indessen, daß Giese von einem Erdriff spricht, während gegenwärtig dort zumeist Steine und grober Sand lagern. Es ist nicht recht ersichtlich, warum gerade in den letzten 70 Jahren das lose Erdreich fortgeschwemmt sein soll, das Jahrhunderte lang den Fluten getrotzt hätte. Auffallend ist ferner, daß bei einem Wegspülen des Erdreiches auf mehr als 16,5—32,5′

Höhe* die Ruinen der Mauern eine so regelmäßige Form behalten haben sollen, daß der Fischmeister Lagnitis noch 1828 einen abgeschlossenen Lageplan zeichnen konnte. Die Richtigkeit des Lageplans vorausgesetzt, fragt es sich aber, warum das Gemäuer, das Jahrhunderte lang Stand gehalten hat, gerade in den letzten 70 Jahren spurlos verschwunden sein sollte. Endlich ist zu beachten, daß selbst die ältesten Leute sich nicht auf die Schloßfundamente zu besinnen wissen; denn wenn auch gerade in den letzten Jahrzehnten der litauischen Bevölkerung alte Überlieferungen völlig entschwunden sind, so dürfte dieser Platz, der eine so reiche Einnahmequelle bedingte, doch eine Ausnahme gemacht haben.

In dem Aprilheft des „Preußischen Archivs" von 1790 findet sich außerdem ein Gedicht, das die Fluren bei „Veilenhof" an der Ostseite des Kurischen Haffes besingt. „Wo uns der biedere Landmann die Spuren der greisenden Vorzeit mit dem Schauergefühl heiliger Ehrfurcht gezeigt." Diese „Spuren der greisenden Vorzeit" werden in der Fußnote als die Spuren eines alten Schlosses gedeutet, das „an der Wendburgschen Ekke" gestanden habe. Wenn aber diese Spuren 1790 noch bei einem Spaziergang „durch Fluren und lachende Saaten" zu erblicken waren, können sie 1828 nicht schon eine Meile im Haff gelegen haben! Endlich sagt Hennenberger (1595), daß man die Mauern von dem Ordensschloß** „ein meil vom Cracker ort" noch sehen könne. Die „Cracker ort" zeichnet er aber östlich von der Minge, wo sie heute gelegen ist, also etwa eine Meile von der jetzigen Windenburger Ecke.

Mag nun auch 1828 die Fortsetzung des Höhenzuges unter dem Haff die Bezeichnung eines „Erdriffes" verdient haben, sicher ist, daß mächtige Granitblöcke daraus hervorragten und zwar in solcher

* Giese giebt 18—34′ unter dem Wasserspiegel an. Da die Senkung des Bodens nach Berendts Berechnung etwa 3″ im Jahrh. betragen hat, so ist mit 1,5′ gewiß nicht zu wenig abgezogen. Dabei muß aber berücksichtigt werden, daß nun noch die ganze Höhe dazu kommt, um welche die Fundamente der Burg den Haffspiegel überragt haben.

** Das Giesesche Mauerwerk als Reste einer alten Heidenburg anzusprechen, dürfte nicht angängig sein, weil diese Festen nicht derartig gebaut waren, daß ihre Trümmer Jahrhunderte lang den Fluten des Haffes trotzen konnten.

Menge, daß sie der Flößerei und Schifffahrt äußerst gefährlich waren; denn 1831 bildete sich ein Verein, um diese Steine aus der Fahrrinne zu beseitigen.*

Während der Ausführung dieser Arbeiten wurde im Jahre 1837 von dem Verein auf der Windenburger Ecke ein hölzerner Turm errichtet, in dem 11 m über dem Wasserspiegel von Mitte September bis zum Schluß der Schiffahrt und vom Aufgang des Eises bis Mitte Mai eine Öllampe brannte, um an dieser gefährlichen Stelle dem Schiffer einen Orientierungspunkt zu bieten. Als bei Auflösung des Vereins im Jahre 1842 der Staat die Leuchte übernahm, bestimmte er, daß sie von Mitte Juli bis Mitte Mai ununterbrochen brennen sollte, damit auch die Schlittenfuhrwerke auf dem Haff sicherer ihren Weg finden könnten; und 1862 wurde der baufällige hölzerne Turm durch einen massiven achteckigen ersetzt, in welchem ein Fresnel'scher Apparat 6ter Ordnung in einer Höhe von 12 m über dem Haff seit dem 24. Januar 1863 sein weißes, festes Licht spendet.

Die Steinmassen, wie sie sich in der Bank vor der Windenburger Ecke infolge der Vernichtung der Landzunge angehäuft haben, sind keine vereinzelte Erscheinung in dem Memeler Plateau. Umfangreiche Geschiebe treten auch sonst in fortlaufenden Zügen und noch viel häufiger in Gruppen auf. Besonders mächtige Steinlager enthält der Boden in der Umgegend von Memel. Bei dem Bau der Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder, die unfern der Stadt an der Crottinger Chaussee im Jahre 1838 erbaut wurde, stieß man 6,60 m tief auf eine Steinlage, die so vorzüglich geschichtet war, daß sie für ein künstliches Steinpflaster gehalten wurde; auch beim Ausheben des Winterhafens wurde eine Menge großer Gesteine ans Tageslicht gefördert, und nördlich von der Holländischen Mütze bezeugen die gewaltigen Blöcke am Strande, welche Steinmassen die weggeschwemmten Uferhöhen im Innern enthalten haben. Unmittelbar hinter der Grenze vor der russischen Stadt Crottingen, wo die natürliche Beschaffenheit des Bodens durch die Kultur noch wenig

* Diese Wegräumung reichte nicht bis zu dem von Giese bezeichneten Burgplatz.

Wandel erfahren hat, sind weite Palwen mit Felsblöcken geradezu übersät.

Die eigentliche Höhe des Memeler und Windenburger Höhenzuges sowie größere Strecken der Mulde bestehen aus fruchtbarem Lehm, während im übrigen das Diluvium des Plateaus zum größten Teile mit altalluvialem Heidesand überdeckt ist, aus dem nur einzelne Buckel mit Lehmerde hervorragen. Weite Palwen und wenig ergiebige Sandflächen sind deshalb diesem nördlichsten Teil unseres deutschen Vaterlandes eigentümlich. Schon zwischen Tilsit und Heydekrug betreten wir nordwestlich von dem Willkischker und Jurahöhenzuge ein Gebiet, wo magere Felder mit Kiefernwaldungen, Weidepalwen mit Wachholder und Heidekraut, mit Moorgrund und Kupsten bedeckt, nebst beweglichen Sandflächen den Hauptbestandteil des Bodens ausmachen, und nicht unzutreffend hat der Volkswitz weiten Flächen westlich von der Taurogger Chaussee den Namen der „Tatarei" oder des „Litauischen Sibiriens" beigelegt. Die alten Dünenketten, die Heydekrug in weitem Bogen umlagern, ziehen sich weiter nördlich bis in die Gegend von Prökuls und bilden die höheren Punkte in diesem ebenfalls mit Sandflächen, Heideland, Nadelholz und bodenarmen Feldmarken bedeckten Gebiete. Erst auf den russischen Gefilden ändert sich die Beschaffenheit des Bodens, und Wutzke mag nicht Unrecht haben, wenn er den Verlauf der Grenzlinie mit dem schnellen Bodenwechsel in Verbindung bringt. Die Bewohner der fruchtbaren Fluren im Osten scheinen es nicht der Mühe für Wert gehalten zu haben, die sandigen Flächen und Brüche am Haff nach dem Recht des Stärkern in Besitz zu nehmen.

Aus den ungünstigen Bodenverhältnissen erklärt sich die geringe Bevölkerungsdichtigkeit des Memeler Plateaus, und es darf nicht Wunder nehmen, daß die Bewohner in der Kultur mit den übrigen Litauern nicht gleichen Schritt gehalten haben. In den „Notizen von Preußen" (1795) wird nicht nur darüber geklagt, daß das Gebiet nördlich der Memel im Verhältnis zu den übrigen Teilen der Provinz außerordentlich menschenleer sei, sondern es lautet auch das Urteil über die Kultur der Bewohner nicht gerade schmeichelhaft. „Der Bauer in der Memelschen Gegend," so heißt es, „ist noch am meisten zurück; daselbst wird

noch wenig gesponnen und gewebt. Auch die Reinlichkeit herrscht unter diesen noch sparsam."

Ebenso werden in den Schilderungen der nächsten Jahrzehnte immer wieder die „weiten, wüsten Weideländereien" in diesen Gegenden hervorgehoben. Mila erzählt 1821 von den „großen Heiden" bei Heydekrug, und läßt dort wohl irrtümlicherweise die kleinen Schafe weiden, die man in der Lüneburger Heide Heidschnucken nenne; die Gegend bei Prökuls schildert er sogar als ein Torfmoor und eine unwirtbare Sandwüste, die nur durch wenige fruchtbare Ackerfelder unterbrochen werde.

Die Kultivierung dieser Gebiete konnte nur äußerst langsam von statten gehen, da der an und für sich arme Wirt nicht imstande war, den Heideboden in Ackerland zu verwandeln. Die Losleute wurden hier die eigentlichen Pioniere der Bodenkultur. Diese erwarben sich für einen geringen Preis ein Stück Land, das unter den obwaltenden Verhältnissen für den früheren Besitzer wenig oder keinen Wert hatte, erbauten sich dort eine Hütte von Lehm und machten alljährlich durch Spatenarbeit mit Hilfe ihrer Familie einen Teil urbar, je nachdem ihnen Arbeitskräfte zur Verfügung standen und Zeit neben dem Erwerb des täglichen Brotes übrig blieb. Immerhin umfaßte der Höhenboden des Kreises Heydekrug noch im Jahre 1868 177 qkm Weiden und 33 qkm Ödland neben 153 qkm Ackerland und 108 qkm Wiesen. Die Holzungen, welche 54 qkm umfaßten, waren zum großen Teil recht dürftig und die 57 ha, die auf die Gärten entfallen, kommen kaum in Betracht. Es gab besonders in der Nähe der russischen Grenze Heiden, die sich 3—6 km weit in die Länge erstreckten und nur vereinzelt stehende Hütten aufzuweisen hatten.

Auch heute befinden sich noch bedeutende Landflächen auf dem Memeler Plauteau im Urzustande, und gewähren nur magerem Rindvieh und groben Schafen eine kümmerliche, vorherrschend aus Heidekraut bestehende Weide, wenn sie nicht als völlig ertraglose Sandwüste daliegen. Ihre Kultivierung erscheint um so dringender geboten, als sie nicht selten die Nachbarländereien in erheblichem Maße schädigen. Der trockene, in hügeliger Lage vorkommende Sand wird nämlich besonders da, wo er vom Weidevieh losgetreten ist, fortwährend vom Winde bewegt und in die frischen Niederungen hereingetrieben. Erreicht

nun die aufgewehte Sandschicht eine solche Höhe, daß es der Oberfläche an Feuchtigkeit mangelt, so hört fast aller Pflanzenwuchs auf, und die fruchtbare Weidefläche wird in eine Sandwüste verwandelt. Die Provinzialverwaltung hat sich deshalb bereit erklärt, Beihilfen zu gewähren, wenn derartiges Unland je nach seiner Eigenart in Wälder, Äcker, Wiesen oder Weiden verwandelt wird, und es ist zu beklagen, daß die Besitzer trotz alledem aus Unverstand nur zögernd an das Kulturwerk herangehen.

Die Flüsse des Memeler Plateaus.

Das Memeler Plateau ist der Breite nach von einer Reihe verhältnismäßig schmaler, aber tiefer Thäler durchfurcht, auf deren steilen Uferhöhen einst eine ganze Zahl heidnischer Burgen gestanden haben mag. Auch heute blicken noch an verschiedenen Stellen alte Burgwälle als Reste früherer Befestigungen von den Höhen herab. — Die Flüsse, welche in diesen Thälern die Gewässer des Plateaus von Samogitien der Memel oder dem Haff zuführen, sind verhältnismäßig klein, schwellen jedoch bei Hochwasser bedeutend an und haben dann einen reißenden Lauf. Den südlichen Teil durchschneiden Leithe und Sziesze, von denen die erstere oberhalb der ersten Teilung des Rußstroms, letztere oberhalb der Gabelung des Atmatharmes mündet.

Die Sziesze setzt bei Kallnuggen das Räderwerk einer Mühle in Bewegung und tritt bei Heydekrug in die Ebene des Memeldeltas. Hier ist der Fluß bis zur Mündung zu einer fahrbaren Tiefe ausgebaggert und stellt so die wichtige Wasserverbindung her, die Heydekrug mit dem Haff hat.

Weiter nordwestlich bilden Minge und Dange die wichtigsten Flußläufe. — Die Minge (spr. minje) kommt aus Rußland und hat bis zum Memeler Höhenzuge südwestliche Richtung; dann begleitet sie diesen nebst seiner Fortsetzung bis zum Einfall in die Knaup, einen kleinen Bussen des Haffes. Die Wasserverbindung zwischen der Atmath und der Stadt Memel neben dem Haff, die weiter unten des Nähern behandelt werden wird, ist durch den Unterlauf der Minge wesentlich erleichtert worden. — In früherer Zeit wandte sich die Minge unterhalb Prökuls ganz oder teilweise in das Thal zwischen dem Memeler

und Windenburger Höhenzuge, wo jetzt die Drawöhne dem Haff zufließt. Im Laufe der Zeit ist indessen die Abmündung vollständig vermoort, so daß nur noch selten bei besonders hohem Wasserstande ein Abfluß in dieser Richtung stattfindet.

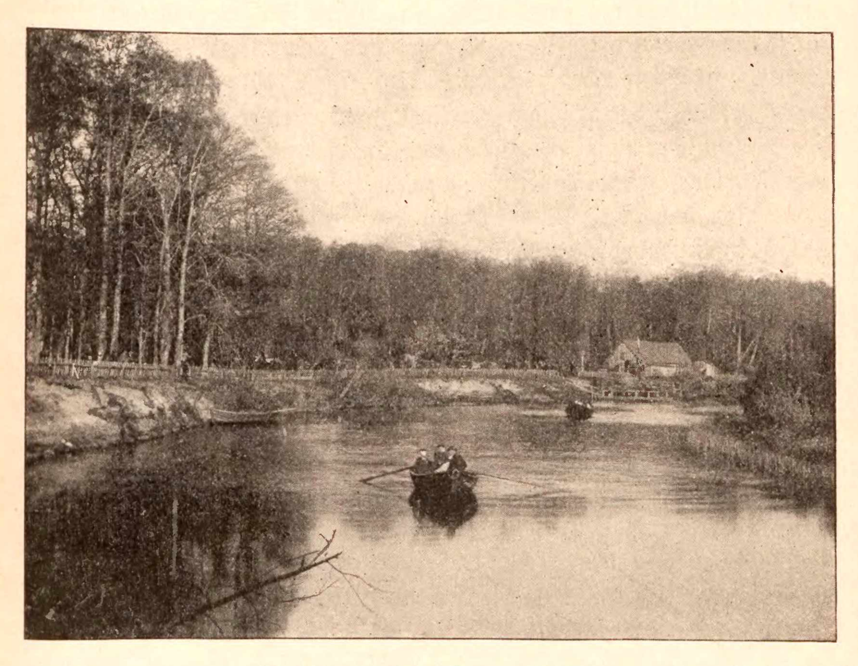
Die wichtigsten Nebenflüsse der Minge, die Wewirsze und Tenne, kommen ebenfalls aus Rußland. Sie sind sehr klein und haben nur durch die tiefen Thäler, mit denen sie in das Plateau einschneiden, ihre Bedeutung erhalten.

Die Dange (spr. danje; danga altpr. = Fluß), die bei Bajohren auf preußisches Gebiet tritt, ist kaum 50 km lang und führt im allgemeinen wenig Wasser in ihrem Bette. Nur bei der Schneeschmelze im Frühjahre schwillt sie an und verursacht dann gewöhnlich einen nicht unerheblichen Eisgang.

Schon auf russischem Gebiet giebt ihr Thal der Stadt Crottingen, die sich malerisch auf der linken Uferseite erhebt, ein stattliches Aussehen. Hervorragend schöne Partieen hat sie aber auf dem preußischen Gebiet geschaffen, wo sie den Memeler Höhenzug durchschneidet. Tauerlauken im Dangethal war wegen seiner idyllischen Lage der Lieblingsort der Königin Luise, die während ihres Aufenthalts in Memel im Jahre 1807 dort oft unter der „Luiseneiche" geweilt hat.

Prächtige Schluchten sind auch durch die kleinen Bäche geschaffen, die ihr von der rechten Seite zufließen. Gar lieblich liegt das Gut Purmallen mit seinen roten Ziegeldächern in freundlichem, mit Laubbäumen bestandenem Wiesenthale zwischen hohen Uferwänden, von denen die südliche mit Waldungen besetzt, etwa 12 m steil in die Höhe ragt. An ihrem Fuße plätschert lustig das kleine Purmallebächlein dahin, das durch seine rastlose Thätigkeit im Laufe der Jahrtausende das tiefe Purmallethal ausgegraben hat. Die starke Schicht des obern Diluviums ist vollständig durchnagt und darunter eine etwa 38 cm mächtige Schicht diluvialer Kohle bloßgelegt, deren Bildung in die Interglacialzeit (S. 7) fällt. Diese Reste der Interglacialzeit wurden anfangs für tertiäre Braunkohle gehalten und veranlaßten in den siebziger Jahren die geologisch wichtige Bohrung, durch die man weitere Schätze zu erschließen hoffte. Aber noch 70 m unterhalb der Kohlenschicht förderte der Bohrer Diluvium zu Tage, und stieß schließlich, nachdem er 6 m Grünsand,

der wahrscheinlich der Bernsteinformation angehört, durchsunken hatte, auf die Juraformation, so daß die Hoffnung auf Braunkohle aufgegeben werden mußte. Indessen setzte man die Bohrung noch bis zu einer Tiefe von 289 m fort, wobei schließlich 13 m vom Mitteldevon* durchsunken wurden.



Das Dangethal bei Tauerlauken.
Nach einer Photographie von M. Garfein in Memel.

Als der Bohrer in den Zechstein eingedrungen war, sprang ein mächtiger artesischer Quell hoch empor. Er wurde später vom Besitzer des Gutes in die Ställe geleitet und zum Tränken des Viehes benutzt. Da aber lange Verhandlungen wegen des Ankaufes gepflogen waren, so hatte die Regierung inzwischen eine Anzahl Röhren herausnehmen lassen, und dies ist wohl der Grund dafür, daß der Druck nachgelassen

* Das Devon gehört dem Altertum der Erde (paläozoischem Zeitalter) an.

hat. Doch sprudelt das Wasser auch jetzt noch Sommer und Winter lustig aus dem Bohrloche und nimmt seinen Weg zum nahen Purmallebach.

Bei Tauerlauken, 8,8 km oberhalb der Mündung ist die Dange im Mittel 2—2,5 m tief und trägt Schiffe bis zu 200 Tonnen Tragfähigkeit. Dabei hat sie eine Breite von 35—38 m aufzuweisen und erscheint als ein ansehnlicher Fluß. Die Umgegend bietet indessen nichts, was einen lebhaften Verkehr auf dem Gewässer hervorrufen könnte. Höchstens sieht man einen mit Ziegel beladenen Prahm oder einen Lastkahn, der mühsam getreidelt wird; selten gleitet ein kleines Dampfboot über die Wasserfläche, um eine Vergnügungsgesellschaft nach dem schön gelegenen Tauerlauken zu befördern.

Von äußerster Wichtigkeit sind dagegen die letzten 2,7 km unterhalb der Eisenbahnbrücke, die mit ihren fünf imposanten Bogenöffnungen das Dangethal im Osten der Stadt überspannt. Hier erheben sich die stattlichen roten Gebäude der Fabrik Union, wo die Gesteine ferner Länder zu Düngemitteln verarbeitet werden, hier lagern mächtige Stämme aus den Wäldern Rußlands an den Ufern und harren der weitern Bearbeitung durch die Schneidemühlen, deren Schlote hoch aufragen. Von der Union bis zu den Gärten der Stadt ziehen sich am ganzen Dangeufer mächtige Holzstapel hin und entziehen den Strom vollständig den Blicken des Wanderers, auch wenn er die höher gelegene Chaussee entlang schreitet. Bald rücken die Häuser der Stadt Memel näher an die Ufer, die von mächtigen Bollwerken gesäumt sind; gewaltige Dampfer, Segelschiffe und Kähne bedecken die Wasserfläche; Reihen von Speichern neben dem Bollwerk stehen bereit, um die Ladungen in ihren weiten Räumen zu bergen. — Die ganze 6 ha umfassende Wasserfläche von der Eisenbahnbrücke bis zum Tief ist ein gewaltiger Hafen mit einer mittlern Tiefe von 4,44 m, dessen Benutzung nur zeitweise im Winter durch die feste Eisdecke beeinträchtigt wird. Die Hauptstraße der Stadt überschreitet den Fluß neben dem stattlichen Börsengebäude, mit seinem runden Turme, vermittelst einer langen eisernen Drehbrücke, die 1877—79 an Stelle der hölzernen Klappbrücke erbaut wurde. Weiter unterhalb, wo früher nur eine Fähre unterhalten wurde, überspannt ihn seit 1829 eine hölzerne Klappbrücke, die dem Prinzen Friedrich Karl zu Ehren die „Karlsbrücke"

benannt worden ist. Außerdem wird der Verkehr zwischen beiden Ufern noch am obern Ende der Stadt durch eine Fähre unterhalten.

Dieses herrlichen Flußhafens hat sich Memel nicht immer zu erfreuen gehabt. Mächtige Granitblöcke, die das Diluvium bei Memel in großen Massen erfüllen und die auch bei der Aushebung des Winterhafens erhebliche Schwierigkeiten verursachten, lagerten sowohl in dem untersten Teile der Dange wie vor der Mündung im Tief und machten die Schiffahrt beschwerlich; hatten doch einige ein Gewicht von nicht weniger als 3—800 Ctr. Dazu kam, daß von der Mündung der Dange aufwärts ein etwa 235 m langes künstliches Steinlager aufgeschüttet war, das aus Kalk-, Kiesel- und Feldsteinen bestand, gemischt mit Metallstücken und Kanonenkugeln.* Es wird erzählt, daß die Danziger den Streit zwischen den Polen und dem Orden, der sich der Lehnshoheit des mächtigen Nachbarn entziehen wollte, benutzt hätten, um den Handel Memels dauernd lahm zu legen. Im Jahre 1520 seien sie mit drei bewaffneten Schiffen herangefahren, hätten die Stadt verheert und durch Vernichtung des Hafens den Handel Memels auf ihre Stadt zu lenken gesucht.**

Thatsächlich war seit jener Zeit die Einfahrt in die Dange, die damals den alleinigen Hafen bildete, äußerst gefahrvoll, so daß alljährlich mehrere Schiffe beschädigt, z. T. auch gänzlich vernichtet wurden. Im Jahre 1728 war die Steinlage in der Dange noch 72 m lang und 36 m breit; die Tiefe des Flusses betrug hier selbst bei Hochwasser nur etwa 2,4 m.

Da entschloß man sich im Jahre 1740, an eine Räumung des Flußbettes zu gehen, und wenn diese auch höchst unvollkommen gewesen zu sein scheint, so soll man doch eine Tiefe von 3,1 m erzielt haben. Gründlicher waren die Arbeiten, die 1814—16 durch Veit ausgeführt

---

* Daß die großen Granitblöcke künstlich hingeschafft seien, läßt sich schwer annehmen, da die Mühe eine ganz außerordentliche gewesen wäre und mit kleinen Steinen genau dasselbe zu erreichen war. Zudem lagerten solche Blöcke, wie ich schon erwähnte, nicht nur in der Dange, sondern auch vor der Mündung im Tief.

** Hagen schließt aus Graliths Geschichte von Danzig, daß die Dange schon 1457 von den Danzigern verschüttet worden sei (Btge. z. K. Pr.'s 1817 S. 217 f.)

wurden. Vermittelst einer Baggermaschine hat er nicht weniger als 80 Achtel Steine aus der Dange entfernt, und nachdem eine Keilmaschine auch die mächtigen Granitblöcke gehoben hatte, wurde der Strom bis zu 4 und 4,7 m vertieft.

Im Jahre 1833 ist auch der Festungsgraben, der die jetzt verfallende, zum Teil niedergerissene Citadelle umgiebt und der durch den sogenannten Dasselschen Graben mit der Dange in Verbindung steht, dem Schiffahrtsverkehr dienstbar gemacht. Binnenfahrzeuge, Reisekähne und kleinere Seeschiffe, die so lange im Winter den Dangehafen beengten, durften fortan dort überwintern, und ein ganzer Wald von Masten ragt heute friedlich um den grünen Wall, den die bewaffneten Krieger lange geräumt haben.

Das Küstengebiet des Memeler Plateaus.

Das Tief bildete bis zum Jahre 1857 einen großen Außenhafen, wo zum Verladen von Gütern keine Vorkehrungen getroffen waren. Nur zum Löschen des Ballastes waren zwei Stellen am östlichen Ufer hergerichtet und in der Bucht zwischen diesen beiden „Ballastplätzen" fanden Fischerböte eine sichere Unterkunft. Vom Süderballastplatz bis zum Schmelzer Hafen zog sich eine Reihe von Wassergärten hin, die durch doppelte Pfahlreihen mit dazwischen liegenden Schwimmbäumen von dem Tief abgeschlossen wurden und zur Aufnahme der Holzflöße dienten. Hinter den Holzplätzen, die sich daran schlossen, ließen die Schneidemühlen ihre Flügel im Winde kreisen, bis die Dampfkraft Arbeitsstätten schuf, die von Wind und Wetter unabhängig waren.

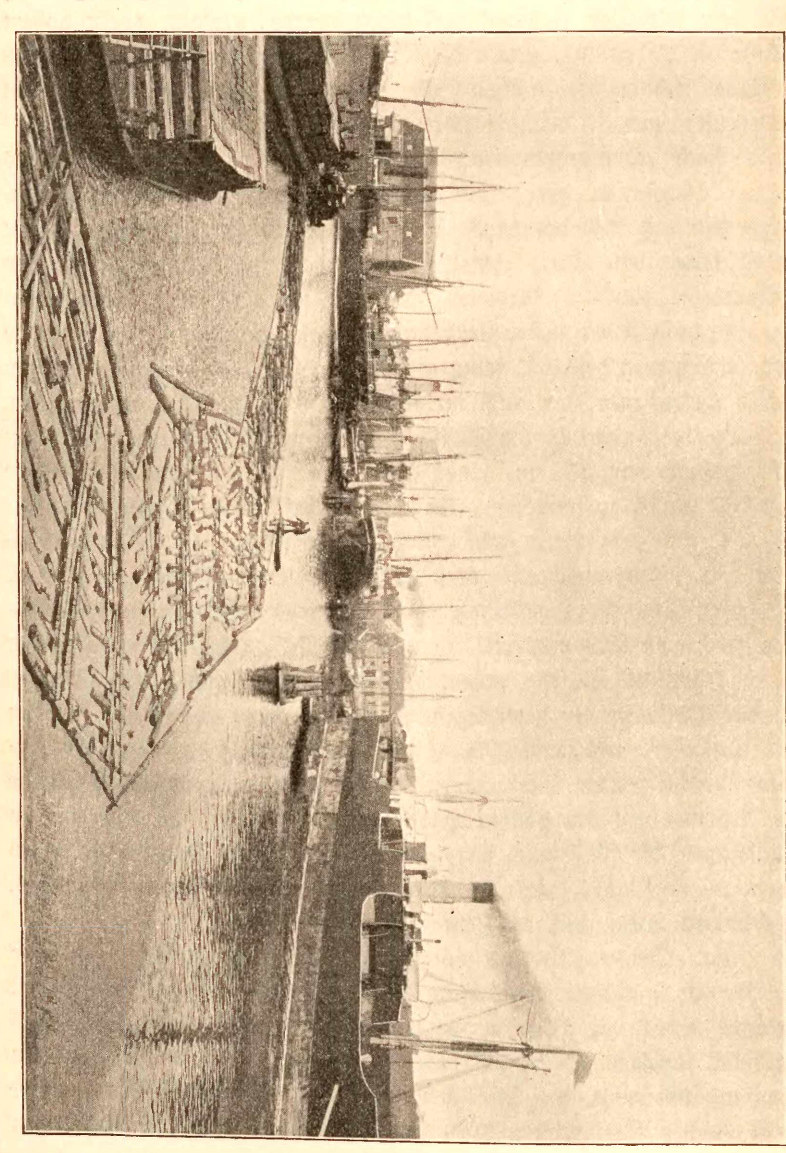
Inzwischen ist das Leben im Memeler Tief reger geworden. Schon 1857 fing man an, am Norderballastplatz Petroleum zu löschen und den Süderballastplatz zum Verladen anderer Waren in Benutzung zu nehmen. Der Ballast mußte nun zum großen Teil an der Nehrung gelöscht werden — sehr zum Verdruß der Schiffer, die zuweilen nur unter großen Schwierigkeiten die leeren Schiffe über das Tief zu leiten vermochten. — Als dann 1876—77 der Süderballastplatz statt des

baufällig gewordenen Bollwerkes eine 305 m lange Kaimauer erhielt und als er darauf 1878 durch einen Schienenweg nach der Hafenbahn mit dem Memeler Bahnhof verbunden wurde, gewann er in hohem Maße an Bedeutung, zumal die Tiefe am Ufer 5 m beträgt, so daß größere Schiffe sich dicht an die Reibpfähle vor der Kaimauer zu legen vermögen.

Noch reger wurde der Verkehr im Tief durch den Ausbau des Winterhafens, der bereits 1876 durch die 1,5 km lange Hafenbahn mit dem Bahnhof in Verbindung gebracht wurde und im Jahre 1880 seine volle Tiefe erhielt. Er verdankt seine Entstehung dem Krimkriege, der den Memeler Schiffsverkehr im Jahre 1854 gegen den Durchschnitt der beiden vorhergehenden Jahrzehnte um das Doppelte hob, so daß man beschloß, neben dem Süderballastplatz einen geräumigen Hafen auszubauen, der auch im Winter den Schiffen zugänglich wäre, so lange die Fahrrinne im Tief überhaupt passiert werden kann. Bei einer Länge von 250 m, einer Breite von 180 m und einer Tiefe von 5,7 m ist er imstande, eine Menge der größten Schiffe aufzunehmen, und eine ganze Zahl von Fahrzeugen vermag sich an die Kaimauer zu legen, welche die drei Uferseiten gürtet, sei es, um die voll geladenen Räume zu entleeren oder die hohlen Bäuche zu füllen. — Die mächtigen Dampfer mit ihren bunten Wimpeln, die träge in der stillen Bucht des Hafens ruhen, das geschäftige Treiben der Arbeiter, die das Umladen der gewaltigen Lasten besorgen, die Segler, Nachen und Dampfer, welche die Fläche des Tiefes hinter der den Winterhafen abschließenden Steinmauer durchfurchen, und im Hintergrunde die Nehrung mit der nackten Höhe des Sandkruges und den dunkeln Waldungen der Plantage, welche die vorgelagerten Dünenhügel überragen — dies alles zusammen bietet ein der Seestadt Memel würdiges, großartiges Bild, reich an Leben und Abwechselung.

Von Memel zieht sich bis Nimmersatt an der russischen Grenze der Strand in nördlicher Richtung hin, ohne Einbuchtung, ohne Hafen, meistens belebt von Fischern, die dort ihrem Gewerbe nachgehen. Das Gelände, welches sich daran schließt, ist auf weite Strecken hin von Flugsand überweht, den die Westwinde hinübergetrieben haben. Erst 2—4 m tief kommt man beim Graben auf die alte Oberfläche, den

roten Diluvialmergel, der in der nördlichen Spitze Litauens überall zu Tage liegt. Auch nördlich von der Holländischen Mütze, wo der



Der Winterhafen in Memel.

Nach einer Photographie von J. Greve in Memel.

(Aus dem „Führer durch Memel".)

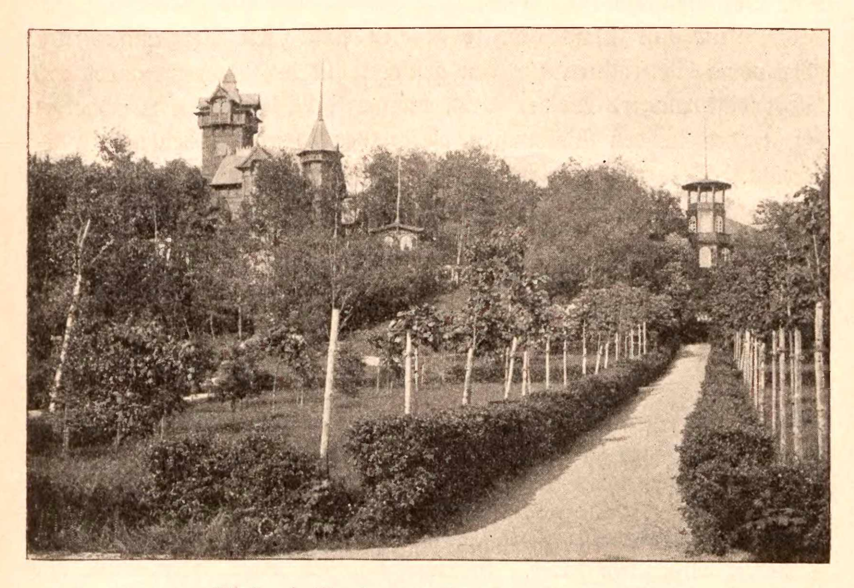
Plateaurand näher an die Küste tritt, hat ein Streifen Landes unter dem Flugsande zu leiden, und die magern Sandflächen, die bei Nimmersatt in weiter Ausdehnung mit Kiefern und Erlen bepflanzt sind, stehen in schroffem Gegensatz zu den sich östlich daran schließenden Fluren mit fruchtbaren Getreidefeldern, verstreuten Waldoasen, freundlichen Dörfern und Gehöften. Die See arbeitet an der ganzen Küste von der Holländischen Mütze nordwärts ebenso wie am samländischen Strande unaufhörlich an der Vernichtung des Festlandes. Die herabsickernden Tagesgewässer, Verwitterung und Brandung wirken zusammen, um nach und nach beträchtliche Teile der höheren Uferränder in die See zu stürzen, wo sie von den Wogen zerrieben werden. Die thonigen, thonig-kalkigen und humosen Bestandteile fallen der See als Beute anheim, da sie sich erst bei ruhigem Wasser absetzen, während Sande, Steine und größere Blöcke am Ufer zurückbleiben und auf weite Strecken den Seeboden bilden. Eine Reihe gewaltiger Granitblöcke, die aus dem Strande hervorragen oder in der Nähe des Ufers den sie umflutenden Wogen trotzen, sind Zeugen dieser vernichtenden Thätigkeit.

Südlich von der Holländischen Mütze, wo der Plateaurand im Durchschnitt 600—800 m von der See zurücktritt, so daß sich durch den Flugsand eine verhältnismäßig sanfte Böschung bilden konnte, hatten die versandeten Flächen am Anfange dieses Jahrhunderts eine bedenkliche Ausdehnung angenommen. Während östlich von der Crottinger Straße sich fruchtbare Felder ausdehnten, lagerten westlich davon weite Sandebenen mit mächtigen Dünenwällen, die bei einer Breite von mehr als 3,5 km das Bestreben zeigten, sich immer weiter über die Ackerfluren zu verbreiten. Die großen Waldungen, die noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Flächen am Seestrande bedeckten, waren durch den Flugsand vollständig vernichtet; der Rest auf der Holländischen Mütze betrug kaum 5 ha. Da auch diese letzten Waldbestände in Gefahr waren, so wurde infolge der Wichtigkeit, welche sie als weithin sichtbare Landmarke für die Schiffer hatten, i. J. 1817 beschlossen, ihre Unterhaltung und Bewirtschaftung der Memeler Kaufmannschaft zu übertragen. Zu gleicher Zeit erhielt letztere einen Teil der sich im Süden anschließenden toten Dünen und öden Sandschollen zum Festlegen und Bepflanzen, und i. J. 1834 wurde ihr das ganze

übrige Dünengebiet nördlich von Memel bis zur Holländischen Mütze, in einem Umfange von etwa 350 ha übergeben, zu dessen Aufforstung die Überschüsse der Hafenbaukasse verwandt werden sollten. Unter der Leitung des Plantagen-Inspektors Riechert, dessen Andenken ein einfacher Obelisk innerhalb der Anlagen ehrt, begann jetzt eine segensreiche Thätigkeit auf den kulturfeindlichen Sandflächen, deren Weiterverbreitung die i. J. 1811 angelegten Weidenpflanzungen und Sandfangzäune wenig zu hemmen vermocht hatten.

Im Jahre 1870, als der Staat den Hafen wieder übernahm, war die Festlegung und Aufforstung nahezu vollendet, und die Plantage ist heute mit ihren Nadelwaldungen und eingesprengten Beständen an Laubholz geradezu ein Kleinod der Stadt Memel. Ein schöner Promenadenweg durch die Anlagen bietet einen erquickenden Spaziergang nach dem Leuchtturm, dessen schlanker, hochragender Bau sich auf einer Anhöhe am Ausgange des Tiefs erhebt und in seinem rot-weißen, schachbrettartig verzierten Gewande einen malerischen Anblick gewährt. Von seiner Galerie schaut man über die mächtige, dunkele Waldfläche der Plantage, über die endlosen Fluten des wogenden Meeres, über die ruhige Fläche des Haffes mit den Dampfern, Segelschiffen und Fischerböten; und längs des Landstreifens der Nehrung, welche sich zwischen den Fluten der Ostsee und des Haffes hinzieht, schweift der Blick bis Schwarzort, Nidden und Rossitten, deren dunkle Waldungen sich von den kahlen Dünenkämmen deutlich abheben. Neben dem Tief aber überschaut man das Häusermeer der Stadt, aus dem die drei Kirchtürme imposant herausragen, während abseits der Turm des Postgebäudes sich schüchtern hervorwagt. Und im Vordergrunde recken wie gewaltige Wächter zwei Windmühlen auf der Höhe ihre Riesenarme. — Im Winter ist die Landschaft etwas verändert. Zwischen dem frischen Grün der Nadelwaldungen strecken die Laubholzbestände dürr ihre kahlen Zweige empor; aber malerisch schön ziehen sich die Fischerhäuser von Mellneraggen am Strande hin, auf langgestreckter, von den Waldungen der Plantage umsäumter Schneefläche, und zwischen den traulich herüberwinkenden Häusern erheben sich verstreut Laubbäume, die ihres Sommerschmuckes beraubt, melancholisch ihre Äste emporstrecken, als fühlten sie sich fremd in diesem reizenden Winter-

idyll. Dazu kommt bei stärkerem Frost die glitzernde Eisfläche, die weit in die Ostsee hineinragt und im Tief bei guter Eisbahn von bunt wimmelnden Menschenmengen belebt ist. Am Fuße des Leuchtturmes aber ladet uns im Sommer und Winter das freundliche Gasthaus Strandvilla, das im Grün des Waldes fast versteckt liegt, zur Erholung ein, bevor wir die Weiterwanderung antreten.



Försterei (Kaufmannsplantage) bei Memel.
Nach einer Photographie von M. Garfein in Memel.

Ein längerer Weg durch die Plantage führt zu dem über fünf km entfernten Badeort Försterei, dessen zierliche Villen an der obern Kante des steil abfallenden Plateaurandes malerisch aus den Waldungen herausragen, welche den Abhang und die Ebene bedecken. Hier besitzt eine Zahl größerer Kaufleute in Memel ihr Tuskulum, wo sie fern von dem Geräusche der Handelsstadt und den Aufregungen des Comptoirs in friedlicher Ruhe neue Kräfte sammeln für ihren anstrengenden Beruf. Nach den Waldungen im Norden, wo man von den Uferhöhen einen prächtigen Blick auf das Meer hat, führen wohl-

gepflegte Gänge. In ihrer Nähe finden sich die beiden Bergkiefern, von denen die größere mit den weiten Verzweigungen ihrer am Boden hinkriechenden Äste ein kleines, dichtes Kieferngehölz von etwa 70 Schritt Umfang für sich zu bilden scheint. An der See aber bietet die geschmackvolle, von Herrn Kommerzienrat Pietsch zum gemeinen Wohl errichtete Strandhalle ein Plätzchen, wo man träumend auf die unendliche See hinauszublicken vermag.

Weite mit Sand bedeckte Flächen sind zwar nicht aufgeforstet, aber vor weitern Überwehungen geschützt, ist der Boden benarbt und bildet eine magere Weide, z. T. dicht mit Büschen von Wachholder besetzt, der in den Waldungen dieser Gegend eine bedeutende Höhe erreicht. Derartige „Palmen" dehnen sich besonders bei Försterei aus, wo der Blick frei nach allen Richtungen über das ebene Gefilde gleitet, bis in der Ferne der dunkele Wald auftaucht, der fast von allen Seiten die kahlen Flächen umrahmt.

Litteratur.

Die litauischen Gebiete zwischen Goldap und Nimmersatt sind in der Litteratur sehr ungleich behandelt. Während die Vorzüge einiger Gegenden sowohl vom Standpunkte des Reisenden, wie des geologischen Forschers und des Volkswirtes eine eingehende Behandlung erfahren haben, sind andere Teile vollständig unberücksichtigt geblieben, auch solche, die gar manche eigenartige Schönheit aufzuweisen haben. Hervorzuheben sind wegen ihrer vorzüglichen landschaftlichen Schilderungen die Aufsätze Passarges in seinem Buche „Aus baltischen Landen" (Glogau 1878), wenn sie auch, was den Inhalt betrifft, an Zuverlässigkeit manches zu wünschen übrig lassen und teilweise veraltet sind. Beachtenswert sind die Arbeiten von Rogge, „Geschichte des Kreises und der Diöcese Darkehmen", 1873; von Weiß, „Litauen und Masuren", Rudolstadt 1878, und das Werk über „Die Provinz Preußen, Festgabe für die Mitglieder ꝛc.", Königsberg 1863. — In der großen Reihe von gediegenen Abhandlungen in den „Schriften der phys.-ök. Gesellschaft" bieten die von Berendt und Jentzsch ein ganz hervorragendes Interesse; in den „Beiträgen zur Kunde Preußens" sind besonders die Arbeiten von Wutzke bemerkenswert, in den „Preußischen Provinzialblättern" und den Jahrgängen der „Altpreußischen Monatsschrift" neben einer ganzen Zahl wertvoller Arbeiten, die von Klinggräff (1874), Gisevius (1859) und Wutzke (1831 und 1842).

In der „Zeitschrift für Bauwesen", die hauptsächlich in den Jahrgängen 1861, 1867, 1884, 1885 und 1888 in betracht kommt, ist für das vorliegende Gebiet am wichtigsten die Abhandlung von Lönartz, „Beseitigung des Mühlenstaues in der Schiffahrtsschleuse im Pregel bei Gr. Bubainen" (1888), wo das Angerapp-, Inster- und das obere Pregelthal eingehend beschrieben sind. — Eine große Zahl schätzenswerter Arbeiten ist ferner enthalten in dem „Centralblatt der Bauverwaltung", in den „Schriften des preußischen Forstvereins", den „Berichten der Central-Moor-Kommission", den „Mitteilungen der litauisch-litter. Gesellschaft", den „Sitzungsberichten der Altertumsgesellschaft Prussia" u. a. Auch einige Provinzialzeitungen wie die „Königsberger Hartungsche", die „Ostpreußische", die „Insterburger Ztg.", das „Memeler Dampfboot" u. a. bringen beachtenswerte Artikel über das vorliegende Gebiet.

Die Beschreibungen der Kreise Heydekrug (1869), Insterburg (1863), Stallupönen (1868), Tilsit (1867), Ragnit (1869) und Gumbinnen (1863) sind leider sehr alt; außerordentlich wertvoll ist dagegen die „Statistische Beschreibung des Kreises Pillkallen" von Schnaubert, Pillkallen 1894. — Unter den Programmarbeiten kommen die von Berent, „Die Wasser- und Eisverhältnisse der Memel bei Tilsit" (1892) und von Thomas, „Litauen nach den Wegberichten" (1885) in Betracht. — Von statistischen Werken sind hervorzuheben: die im einzelnen nicht ganz zuverlässige „Statistik des deutschen Reiches. Neue Folge." Bd. 39, T. I, Berlin 1891; der „Führer auf den deutschen Schiffahrtsstraßen (1893), und das „Statistische Handbuch für den preußischen Staat", Berlin 1893.

Mühsamer hat man zu suchen, wenn man die Zustände in den frühern Zeiten erforschen will. Zerstreut finden sich Beschreibungen und Notizen in Bock, „Versuch einer wirtschaftlichen Naturgeschichte von Ost- und Westpreußen", Dessau 1782—85, in dem „Erläuterten Preußen" (1728 f.), in den „Acta Borussica" (1730—32), den „Annalen Preußens" (1792—83), in der „Preußischen Sammlung" (1747—50), dem „Preußischen Archiv" (1790—98), in den „Notizen von Preußen" (1795 f.), dem „Preußischen Sammler" (1773—75), in dem Manuskript von Lucanus, „Preußens alter und jetziger Zustand" (1742), in Goldbeck, „Vollständige Topographie des Königreichs Preußen" (1785—88), in Hennenbergers „Erclerung der preuß. größern Landtaffel", Königsberg 1595, in Hartknoch, „Altes und Neues Preußen", Frankfurt und Leipzig 1684. — Kritisch behandelt sind teilweise die Zustände in älterer Zeit von Töppen, „Historisch-comparative Geographie von Preußen", Gotha 1858, und Lothar Weber, „Preußen vor 500 Jahren", Danzig 1878.

Auch die Reisebeschreibungen von Brand, Wraxall, Mila, Feyerabend u. a. bieten nach vielen Richtungen hin einen Einblick in die Zustände früherer Zeiten.

Von Aktenstücken und Plänen sind besonders die der Hafenbauinspektion in Memel hervorzuheben, die ein sehr wertvolles Material liefern.

Des Genauern ist die einschlägige Litteratur zusammengestellt von Rautenberg, „Ein Wegweiser durch die Zeitschriftenlitteratur", Leipzig 1897, und von R. Reicke, E. Reicke und v. Schack, „Die landeskundliche Litteratur der Provinzen Ost- und Westpreußen", Königsberg 1892. — Wer aber die genußreichsten Studien machen will, um die Landschaften in dem Kleide kennen zu lernen, das sie heutzutage schmückt, der ziehe zur schönen Sommerszeit hinaus in die litauischen Fluren und ergötze sein Auge an den herrlichen Landschaftsbildern, die Gottes Hand hier geschaffen hat. Er wird finden, daß die lebende Natur eine beredtere Sprache führt und wärmere Empfindungen wachruft, als die besten Schilderungen es je vermocht haben.

Klima.

Das Klima Litauens hat bereits einen stark nordischen Anstrich. Der kurze Frühling geht fast unvermittelt in den heißen Sommer über, und der früh eintretende, oft von rauhen Stürmen durchtobte Herbst macht einem kalten Winter Platz, der nicht selten einen schroffen Wechsel in der Witterung aufzuweisen hat. Die durchschnittliche Jahrestemperatur erreicht in Litauen ungefähr dieselbe Höhe wie in den übrigen Teilen der Provinz. — Nach den Beobachtungen der Jahre 1848—85 betrug sie in Tilsit + 6,4° C., in dem bei Lyck gelegenen Klaussen, wo der südlichern Lage die größern Erhebungen des Bodens gegenüberstehen, nur + 6,3° C. — Zwar steigt sie in Königsberg auf + 6,7° C., doch hat andererseits das ganz im Norden auf flachem Vorlande in der Nähe des Meeres gelegene Memel, wo die Seewinde mildernd einwirken, eine durchschnittliche Temperatur von + 6,6° C.

Die Einkehr des Frühlings ist freilich in den einzelnen Teilen der Provinz nicht gleichmäßig. Während im Königsberger Bezirk die Frühjahrsbestellung der Äcker in der ersten Hälfte des April beginnt, so wird sie im Insterburg-Gumbinner Bezirk erst gegen Ende dieses Monats möglich, und nördlich der Memel kann man nicht früher als mit dem Beginn des Mai an die Bestellung der Felder gehen. Hinter den westlichen Provinzen steht Litauen, was die Entwickelung der Natur

im Frühjahr betrifft, weit zurück. Selbst in dem Königsberger Bezirk, der doch weit mehr begünstigt ist, blühen die Blumen im Durchschnitt 20—25 Tage später als in der Oberrheinischen Tiefebene.

Der April ist in Litauen im allgemeinen rauh und unfreundlich; dabei zeichnet er sich durch große Unbeständigkeit aus. Auffallend warme Tage wechseln oft mit empfindlicher Kälte. — Auch im Anfange des Mai ist es oft noch bitter kalt, und die Temperatur scheint wenig Rücksicht darauf zu nehmen, daß die Bewohner Litauens nach deutschem Brauch in fröhlichem Liede die milde Luft zu feiern pflegen, die dieser Monat den westlicher gelegenen Gegenden Deutschlands spendet. Nachtfröste und schlackiges Wetter sind bis zur Mitte des Wonnemonats an der Tagesordnung; erst in der zweiten Hälfte beginnen andauernd warme Lüfte zu wehen, die den so lange zurückgehaltenen Pflanzenwuchs dann mit Macht, oft urplötzlich zur Entwickelung bringen.

Im ganzen muß man den Frühling als rauh und kalt bezeichnen; zuweilen ist es Ende März kälter als am Anfange des Januar. Sehr nachteilig für den Pflanzenwuchs sind die Nachtfröste, die bis tief in den Juni hinein einzutreten pflegen und von dem Volksglauben auf drei bestimmte Tage: Pankratius (12. Mai), Servatius (13. Mai) und Bonifatius (14. Mai) gelegt werden. Die Gärtner, welche auf der Hut sein müssen, daß diese „Eisheiligen“* ihnen nicht die jungen Triebe vernichten, wissen indessen, daß ihre Einkehr unregelmäßiger ist, und daß auch kalte Nächte andern Datums sie in der Nachtruhe zu stören pflegen, weil ihre Pfleglinge mit einer schützenden Decke versehen werden müssen. Oberlehrer Heydenreich in Tilsit stellte fest, daß in der ganzen Zeit von 1819—1870 nur an 10 der bezeichneten Tage verderbliche Nachtfröste eingetreten sind. —

In manchen Jahren nehmen diese Spätfröste in Litauen wie in ganz Ostpreußen einen gar bedenklichen Charakter an. Im Jahre 1350 fiel beispielsweise noch am Pfingstabende bei heftiger Kälte so viel Schnee, daß er 0,65 m hoch lag; erst am sechsten Tage wurde der Boden durch einen warmen Regen von der winterlichen Hülle befreit. —

* Für das alljährliche Auftreten dieser kalten Tage und ihre regelmäßige Wanderung nach Südwesten sind verschiedene Hypothesen, aber noch keine sichere Erklärung gegeben.

Sobald die warme Frühlingssonne den Landmann aus dem Winterschlafe weckt, wird die Thätigkeit auf den litauischen Gefilden eine äußerst rege; denn es gilt, in der verhältnismäßig kurzen Zeit, die das Klima hier der Ackerbestellung einräumt, eben dasselbe zu leisten, was in den westlichern Gegenden in längerer Zeit mit Muße bewerkstelligt werden kann. Die Frühjahrsbestellung, die im nördlichen Litauen im Mai beginnt, zieht sich bis in die zweite Hälfte des Juni hinein, und am 20. August nimmt bereits die Wintersaatbestellung ihren Anfang. Im südlichen Teile der Landschaft aber wird wie fast in ganz Ostpreußen die Arbeitszeit nur um wenige Tage ausgedehnt. Auch die Erntearbeiten drängen sich im allgemeinen auf die kurze Frist von Ende Juli bis Mitte September zusammen. Dadurch wird der Landmann gezwungen, unverhältnismäßig zahlreiche Arbeitskräfte an Menschen und Zugtieren zu halten, um bei günstiger Witterung die Bestellungs- und Erntearbeiten schnell durchführen zu können. In dem weitern Verlauf des Jahres fällt es dann schwer, die Arbeiter nutzbringend zu beschäftigen; deshalb greifen die größern Landwirte vielfach zu dem Aushilfsmittel, daß sie in der dringendsten Zeit polnische Arbeiter und Arbeiterinnen mieten, die durch den höhern Lohn, der im preußischen Litauen gezahlt wird, über die Grenze gelockt werden.

Der Sommer hat im allgemeinen eine hohe Temperatur aufzuweisen. In manchen Jahren tritt im Juli und im August eine geradezu tropische Hitze ein, die sich bis + 25° und 30° R. steigert und nicht selten längere Zeit anhält; doch sorgt auch eine Reihe von rauhen Tagen dafür, daß der Litauer nicht durch die warmen Sonnenstrahlen entnervt wird. — Leider tritt der Temperaturwechsel oft in recht schroffer Weise hervor, besonders in den Küstengegenden, wo zuweilen an warmen Tagen durch plötzlich auftretende Seenebel in kurzer Frist eine empfindlich kühle Temperatur hervorgerufen wird. Die häufigen Erkrankungen an Rheumatismus in Litauen dürften auf diese Temperaturverhältnisse zurückzuführen sein.

Der Herbst hat oft bis in den November hinein eine angenehme Witterung aufzuweisen; aber ebenso oft ist er auch rauh, stürmisch und regenhaft. Die Abnahme der Temperatur, die sich im September merklich geltend macht, pflegt im Oktober einen Stillstand aufzuweisen,

und man spricht in diesem Monat von einem sogenannten Nachsommer. — Besonders milde und andauernd ist der Herbst in den Gebieten, wo sich der Einfluß der See und des Haffes geltend macht, weil diese Gewässer langsamer die im Sommer aufgenommene Wärme abgeben. Freilich läßt sich hier auch der Frühling schwerer von der Sommerwärme verdrängen, da die kalten Wassermassen die Luft wesentlich abkühlen.

Nach den Beobachtungen Heydenreichs in Tilsit fiel dort in dem Zeitraume von 1819—70 der erste Winterschnee in 32 Jahren im November, in 16 im Oktober und in je einem Jahre im September bzw. im Dezember.

Wie der Sommer sich durch hohe Wärmegrade auszeichnet, so führt der Winter in den Monaten Januar und Februar oft ein grausam strenges Regiment, und im März lassen in der Regel Schnee und Stürme den Gedanken an den Frühling kaum aufkommen, wenn auch gegen das Ende des Monats die Sonnenstrahlen den Schnee zum Schmelzen bringen und in den letzten Tagen der Storch und der Kiebitz einzukehren pflegen.

Diese Gegensätze im Klima haben auf den Pflanzenwuchs einen großen Einfluß. So vertragen beispielsweise Lorbeeren und Rhododendren eine mittlere Temperatur von — 3° R.; in Litauen können sie indessen trotz der viel größern Höhe der Durchschnittswärme nicht fortkommen, weil durch eine zeitweilige Temperatur von — 18° bis 28° R., wie sie die Landschaft nicht selten im Winter aufzuweisen hat, alle zarten Gehölze vernichtet werden.

Am unerträglichsten ist die Kälte, wenn der scharfe Wind ungehemmt von den eisigen Flächen Rußlands in Litauen eindringt, und es ist als ein Glück anzusehen, daß auch im Winter ein öfterer Temperaturwechsel eintritt und besonders heftige Kälte nur drei bis vier, höchstens fünf Tage anzuhalten pflegt. — Die Temperatur der einzelnen Jahre ist nichts weniger als gleichmäßig. Während beispielsweise die Winter von 1822 und 1884 so milde waren, daß Litauen nicht den Sommervorrat an Eis zu liefern vermochte, hat sich in andern Jahren selbst die Ostsee auf weite Strecken hin mit einer Eisdecke überzogen, so daß Schlittenfahrten von der litauischen Küste bis Danzig und Lübeck über das Meer unternommen werden konnten. In einigen Jahren

soll es sogar möglich gewesen sein, mit dem Schlitten bis zur schwedischen Küste zu gelangen. — Von der Kälte des Winters i. J. 1698 können wir uns einen Begriff machen, wenn wir hören, daß der Litauer noch lange Jahre hindurch danach rechnete, also etwa „fünf Jahre vom ersten kalten Winter" zählte, wenn er das Jahr 1703 bezeichnen wollte.

Bezeugt ist ferner die ungewöhnliche Kälte vom 8. bis zum 14. Januar 1740, die allerdings in mehr oder weniger heftigem Grade ganz Europa heimgesucht hat. Auf der Wache waren in diesen Tagen vielen Soldaten die Glieder angefroren, einige wurden sogar tot aufgefunden; Reisende langten tot und steif auf den Schlitten vor den Thoren der Städte an. Sperlinge fielen starr gefroren von den Dächern und selbst Ratten und Mäuse fand man durch die Kälte getötet in den Häusern. Rehe und Hirsche wurden in den Wäldern ein Opfer dieses ungewöhnlichen Frostes.

Der Niederschlag ist in Litauen wie in ganz Ostpreußen reichlich und erlangt bei Tilsit, wo Beobachtungen angestellt sind, eine durchschnittliche Höhe von 69 cm. Dies ist dem Einfluß des Meeres zu danken, das dem Lande zwar rauhe Stürme bringt, aber im allgemeinen auch für einen angemessenen Wechsel von feuchter und trockener Witterung sorgt. Etwas ungünstig ist diese Verteilung nur insofern, als die Niederschlagsmenge des Sommers die des Frühjahrs fast um das Doppelte übertrifft, so daß bis Johannis der Regen oft zu spärlich, während der Erntezeit zuweilen zu reichlich eintritt. „Mai kühl und naß, füllt dem Bauern Scheun' und Faß!" — Dieser Spruch wurzelt in der Erfahrung, daß der Regenmangel in der Maienzeit gar oft die Ernte beeinträchtigt. Immerhin ist die Dürre nicht so zu fürchten als übermäßige Feuchtigkeit, und ein Hauptmittel, den Acker zu verbessern, ist in Litauen und Ostpreußen überhaupt die Drainage, durch welche der Boden trockener und wärmer gemacht wird. Als im Jahre 1826 die Regenhöhe um die Hälfte hinter dem Durchschnitt zurückblieb, hatte die Landwirtschaft zwar darunter zu leiden, doch stand dies in keinem Verhältnis zum Jahre 1867, wo infolge der ungewöhnlichen Niederschläge, welche die Regenhöhe auf 1,08 m brachten, ein Notstand in der ganzen Provinz ausbrach.

Das Wintergetreide und die Kartoffeln brachten in diesem Jahre im Regierungsbezirk Gumbinnen durchschnittlich nur die Hälfte der Mittelernte, und da das höher gelegene, sandige Masuren unter der Nässe nicht besonders zu leiden hatte, so dürfte für Litauen nur ein Drittel der Mittelernte zu rechnen sein. Es sah hier so traurig aus, daß ohne die energische Hilfe der Regierung, die zinsfreie Darlehen gewährte, die Landschaft weithin verödet worden wäre. Ohnehin verlangte der Typhus, dem die schlecht ernährten Bewohner wenig Widerstand entgegenzusetzen vermochten, große Opfer.

Im Winter ist die Niederschlagsmenge noch etwas geringer als im Frühling; da außerdem infolge des häufigen Temperaturwechsels die Schneedecke öfters zusammenschmilzt, so erreicht sie im allgemeinen keine bedeutende Höhe. Im Winter 1882/83 und 1884/85 ist beispielsweise eine Schlittenbahn überhaupt nicht zustande gekommen. Zuweilen fällt aber der Schnee in größern Mengen, und bei etwaigen Stürmen findet dann ein so heftiges Schneetreiben statt, daß mächtige Wälle aufgetürmt werden, die den Verkehr auf den Landstraßen und Eisenbahnen zu sperren vermögen. So betrug am 15. Februar 1897 die Höhe der Schneedecke bei Memel (Dange) 46 cm, bei Tilsit (Memelstrom) 51 cm, bei Insterburg (Pregel) 38 cm; und ähnlich sah es in den übrigen Teilen der ganzen Provinz aus. Von allen Seiten kamen Hiobsposten über außergewöhnliche Verkehrsstörungen. Memel war mehrere Tage von der Außenwelt vollständig abgeschnitten; im Insterburger Kreise mußte der Gottesdienst in verschiedenen Kirchen ganz ausfallen; Schlitten, die man notgedrungen auf den Landstraßen zurückgelassen hatte, verwehten vollständig und konnten erst bei eintretendem Tauwetter wieder fortgeschafft werden. Lyck scheint in ähnlicher Lage gewesen zu sein wie Memel. „Nun kann," so schrieb wenigstens die Lycker Zeitung, „die ganze Welt — mit Ausnahme von Lyck natürlich — untergehen, und die Türken können sich bei den Kretern die blutigsten Köpfe holen — wir leben wie in China; wir sehen nichts, und wir hören nichts . . . ."

Infolge der verhältnismäßig bedeutenden Feuchtigkeit der Luft ist die Zahl der heitern Tage in Litauen gering; es kommen im Durchschnitt 70 auf das ganze Jahr und diese verteilen sich derartig, daß

die meisten in die Monate Mai und August fallen, während der November mit durchschnittlich nur zwei völlig heitern Tagen am stiefmütterlichsten bedacht ist.

Der schroff auftretende Temperaturwechsel in Verbindung mit der großen Feuchtigkeit der Luft bedingt häufige Gewitter, die zuweilen mit ganz außerordentlicher Heftigkeit auftreten. Die Regengüsse, die Winde und der Hagel richten dabei oft erheblichen Schaden an. Wiederholt ist es vorgekommen, daß Gebäude zusammenstürzten und Menschen wie Vieh unter den Trümmern den Tod fanden. Starke Bäume haben den Gewitterstürmen nicht Stand halten können, und der Hagel, der zuweilen die Größe eines Hühnereies erlangt haben soll, hat einst bei Nordenburg die Gartenpflanzen bis 2″ tief in den Boden geschlagen, abgesehen davon, daß in der Stadt fast alle Scheiben zertrümmert wurden.

Die Hagelschläge treten in Litauen hauptsächlich bei stärkern Gewittern auf. Nur die Gegend nördlich von der Astrawischker Forst und der Kreis Pillkallen haben häufiger vom Hagel zu leiden, namentlich die nördlichen, waldreichen Teile des Pillkaller Kreises und die Landstriche am Willuhner See.

Die Luft ist bei der Nähe des Meeres auf dem verhältnismäßig ebenen Gelände, wo sich kein größeres Hemmnis findet, in Litauen wie in der ganzen Provinz meistens stark bewegt. Nach den Beobachtungen Heydenreichs von 1819 bis 1870 war im Durchschnitt uur an 66 Tagen im Jahre der Luftzug so gering, daß er die Mühlen nicht in Bewegung zu setzen vermochte. — Die verhältnismäßig große Anzahl von Hals- und Lungenleiden findet in den rauhen Winden ihre Erklärung; besonders schädlich wirken die Ost- und Nordost-Winde auf die Atmungsorgane, und es ist als ein großer Vorteil anzusehen, daß diese russischen Gäste uns nicht zu oft heimsuchen. Nach den Beobachtungen in Tilsit, die das „Statistische Handbuch für den preußischen Staat" von 1893 bringt, herrschen dort im Frühling, Herbst und Winter die Südwinde, im Sommer die Nordwestwinde vor; wenn man aber den Durchschnitt des ganzen Jahres nimmt, so nehmen die Westwinde die erste Stelle ein.

Mit besonderer Heftigkeit treten die Winde in den Strandgebieten auf, aber auch die Landschaften im Innern werden nicht selten von

gewaltigen Stürmen durchtobt und hart mitgenommen: Am Michaelistage des Jahres 1308 wütete ein so fürchterlicher Sturm, daß alle Mühlen in Preußen bis auf fünf niedergeworfen wurden; 1349 (oder 1351) wurden im ganzen 36 Dachgiebel und Turmspitzen heruntergestürzt; am 13. Dezember 1747 drang infolge eines gewaltigen Sturmes die See derartig in das Memeler Tief und die Dange, daß einige Schiffe in die Straßen von Memel gepreßt wurden. Einzig in seiner Art und alle andern an schrecklichen Folgen bei weitem überragend, steht aber der Orkan vom 17. Januar 1818 da. Einzelne Windstöße erschütterten die Häuser derartig, daß es schien, als ob ein Erdbeben die Provinz heimgesucht habe, und auf ähnliche Naturereignisse dürften die angeblichen Erdbeben Ostpreußens zurückzuführen sein, von denen die Chronisten berichtet haben. In ganz Ostpreußen wurden 36 774 Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude, 131 Kirchen und 248 Mühlen entweder umgeworfen oder stark beschädigt; 3 744 Stück Pferde und Rindvieh, 1 992 Schafe und Schweine wurden unter den Trümmern begraben. Auch mehreren Menschen hat der Orkan das Leben gekostet. — Der Verlust an aufgespeichertem Getreide dürfte auf 52 000 Scheffel zu schätzen sein, an Heu auf 94 990 Ctr. und an Stroh auf 26 700 Schock. — Den Gesamtverlust, den der Orkan verursacht hatte, schätzte man auf 13 200 000 Mark, von dem Schaden in den Forsten abgesehen, den man auf 17 100 000 Mark bezifferte. Die Verheerungen in den Waldungen waren geradezu fürchterlich. Hohe Fichten von 0,5 m, mächtige Eichen von 1 m Durchmesser hatte der Sturm mit den Wurzeln aus der Erde gerissen; einzelne Waldstriche waren derartig verwüstet, daß sie überhaupt nicht wieder aufgeforstet werden konnten. Sie wurden Invaliden aus dem Befreiungskriege überlassen, die sich dort ansiedelten und den Boden in Ackerland umwandelten. In Litauen sind u. a. Neu Lasdehnen und Reckeitschen auf diese Weise entstanden.

Die Stürme von 1833, 1839, 1884 und 1888 setzten übrigens die Verheerungen in den Fichtenwäldern fort; in dem fiskalischen Revier Drusken allein wurden beispielsweise i. J. 1888 gegen 10 000 Fm. Derbholz geworfen.

Auch von diesen außergewöhnlichen Naturerscheinungen abgesehen,

muß man im ganzen das Klima Litauens als ein rauhes bezeichnen, wenngleich vielfach übertriebene Vorstellungen in dieser Hinsicht in Deutschland verbreitet sind. Die Gebäude werden infolgedessen sorgfältiger gefügt, erfordern aber trotzdem mehr Reparaturkosten als im Westen. Namentlich leiden die Dächer, die ohnehin steiler und höher gebaut werden müssen. Auch bezüglich ihrer Lebensweise sind die Bewohner gezwungen, sich dem Klima anzupassen, um die nachteiligen Folgen zu vermeiden; und wenn es wahr ist, daß von den eingewanderten Salzburgern und andern Kolonisten, die sich nach der Pest der Jahre 1709 und 1710 in Litauen niederließen, viele dem Klima erlegen sind, so kann dies nur dadurch erklärt werden, daß sie unter dem fremden Himmelsstrich an ihren früheren Lebensgewohnheiten festgehalten haben. Die Eingebornen fühlen sich bei dem Klima im allgemeinen sehr wohl; verhältnismäßig viele erreichen ein hohes Alter, und es fehlt nicht an Leuten, die das hundertste Lebensjahr überschreiten. —

Litteratur.

Die mannigfachen über das Klima Ostpreußens und Litauens angestellten Beobachtungen sind uns in den verschiedensten Schriften, wie Kreisbeschreibungen, Aufsätzen in den „Beiträgen zur Kunde Preußens“, den „Preuß. Prov.-Bl.“, den „Schriften des preußischen Forstvereins“, dem „Preußischen Sammler“ u. a. überliefert worden. Hervorzuheben ist die Schrift von Heydenreich, „Die klimatischen Verhältnisse von Litauen“, Tilsit 1870“, welche gewissenhafte Beobachtungen von einem fünfzigjährigen Zeitraum wiedergiebt, und Thalmann, „Die Märztemperatur in der nordöstlichen Ecke Deutschlands“, Progr. Tilsit 1888. Auch in der „Festgabe ꝛc.“ (1862) ist das Klima Ostpreußens des Nähern behandelt. — Die amtlichen Feststellungen auf den Beobachtungsstationen enthält das „Statistische Handbuch für den preußischen Staat.“

Pflanzen- und Tierwelt.

In der ältesten Zeit, von der die Geschichte uns Kunde giebt, waren neben Rehen und Hirschen, Dachsen und Füchsen auch Bären, Wildschweine, Wölfe und Luchse in den weiten, sumpfigen Waldungen

heimisch; wilde Rosse durchtrabten zahlreich die „Wildnis" südlich von Ragnit bis Masuren herab, Elche und Auerochsen waren mit ihrem kräftigen Wuchs eine Zierde der Wälder. „Zierliche Eichhörnchen sprangen munter von Ast zu Ast, Biber bauten gesellig ihre Wohnungen mit Fleiß und Geschicklichkeit in den Waldflüssen, Fischottern nährten sich leicht in den fischreichen Gewässern; Habichte, Raben, Elstern, Auer- und Birkhühner, Kraniche, Reiher, Rohrdommeln, Störche, Kiebitze, Schwäne, Gänse, Enten tummelten sich in ungestörter Lust; am Sammelfleiß der Honigbiene und der unermüdlich schaffenden Kraft der Ameisen empfanden die frühern Bewohner ebenso lebhafte Freude wie wir."

Durch den Fleiß des Menschen haben die Gegenden allmählich ein völlig verändertes Aussehen bekommen. Die Wälder wurden nach und nach gerodet, die Sümpfe getrocknet, und der Ackerbauer fing an seine Furchen zu ziehen. Wo dieser aber seinen Fuß hinsetzte, hörten die Tiere auf, die Gegenden zu beherrschen. — Mit den Bären, Luchsen und wilden Katzen wurde bei dem Mangel an Gebirgen frühe aufgeräumt; vereinzelt sind sie allerdings noch hie und da selbst in unserm Jahrhundert aufgetaucht.* — Die Bären hielten sich in Preußen vortrefflich, wog doch ein von Siegesmund erlegtes Tier nicht weniger als 355 kg; aber in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren sie schon so selten, daß man zwischen 1730 und 1740 bei Norkitten den letzten erlegt zu haben glaubte. Thatsächlich lebten sie vereinzelt noch 1765 in der Druskenschen Forst; der letzte in der Provinz überhaupt ist i. J. 1804 als Überläufer in der Puppenschen Forst getötet worden. Die Biber haben sich auf dem litauischen Plateau bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts gehalten. In den dreißiger Jahren wurden sie noch vielfach in der Angerapp, Auxinne und Alle angetroffen; die zunehmende Landeskultur, namentlich das Roden der Wälder an den Ufern, scheint sie indessen in jener Zeit verdrängt zu haben; bald darauf werden nur noch Überreste von Biberwohnungen angetroffen, und auch in der litauischen Niederung zwischen Ruß und

* Der letzte Luchs in Litauen wurde 1861 bei Goldap geschossen, der letzte in Ostpreußen überhaupt i. J. 1879 in der Puppenschen Forst.

Gilge haben sie sich nicht länger als bis in den Anfang dieses Jahrhunderts gehalten. Da ihr Fell eine kostbare Beute war und auch das Fleisch dem Geschmack zusagte, so wären die arglosen Tiere sicher schon früher vertilgt worden, wenn ihnen nicht die Landesherrn seit dem 13. Jahrhundert ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewandt hätten.

Die Auerochsen, Elche und wilden Pferde haben Preußen bis weit in den westlichen Landen einen Ruf verschafft; wir haben noch einige der zahlreichen Briefe, die von deutschen Fürsten mit der Bitte um Zusendung dieser seltsamen Tiere eintrafen. An den Erzherzog Ferdinand, den Herzog Wilhelm IV. von Baiern, an Otto Heinrich, den Pfalzgrafen vom Rhein, den Landgrafen Philipp von Hessen, die fürstlichen Verwandten der Hohenzollern in Brandenburg, Schlesien und Franken u. a. sind solche Sendungen abgegangen. Dadurch hat aber die Zahl der Tiere, die ohnehin von der zunehmenden Kultur verdrängt wurden, um so schneller abgenommen. Der Auerochs scheint schon am Anfange des 17. Jahrhunderts spärlicher geworden zu sein. Nach den Notizen über Jagd- und Wildnissachen, die im Kgl. Archiv aufbewahrt sind, hat man in den Jahren 1612—19 neben 1998 Hirschen, 3908 Sauen, 112 Elchen, 38 Bären u. a. nur 15 Auer erlegt. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts mußte bereits für den Rest, der in den Waldungen bei Taplacken seinen Stand hatte, Winterfütterung angeordnet werden, um dem Aussterben dieses eigenartigen Tieres vorzubeugen. Als diese später eingestellt wurde, schmolz der letzte Bestand bald bis auf einen einzigen zusammen, und dieser erlag 1789 der Kugel eines Wildschützen. — Damit war das großartigste Wild hingegangen, das die preußischen Wälder belebt hatte. Die Körpergröße der Auerochsen war so gewaltig, daß alte Schriftsteller sie mit Elefanten verglichen haben. „Sie sind," schreibt Hennenberger, „grausam und grimmig, rauch umb den Kopff und Halß, vorn hochschulterig, hinten aber niedriger, groß und starck, an der Farbe fahlechtig."

Das Elchwild, welches sumpfige Waldungen liebt, war bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in allen tiefer gelegenen Forsten Litauens wie Ostpreußens überhaupt zahlreich anzutreffen. Bei der Zunahme der Bevölkerung, der Lichtung der Wälder und der Austrocknung der Sümpfe und Moore wurde es fast ausgerottet und hat

nur noch an wenigen Stellen der Provinz seinen Stand; innerhalb des litauischen Gebietes in der Ibenhorster Forst am Haff (s. Memelniederung!) und auf der Nehrung bei Rossitten.

Die Wölfe sind bis in unser Jahrhundert hinein in Litauen wie in ganz Ostpreußen eine Landplage gewesen, trotzdem der Staat durch Aussetzung von Prämien ihre Vertilgung herbeizuführen sich bemühte. Wie zahlreich sie im 18. Jahrhundert waren, ersehen wir aus der unwilligen Äußerung Friedrich Wilhelms I., daß in Litauen mehr Wölfe als Schafe seien; aber auch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts waren sie noch nicht seltener geworden, wurden doch im Jahre 1817 in Ostpreußen nicht weniger als 351 von diesen Tieren erlegt. — Heute stellen sich die Wölfe nur als Gäste von Rußland ein; in der Rominter Heide und mehreren andern litauischen Revieren fast nur im Winter, in den weiten Waldungen an der Memel* jedoch zum großen Schaden des Wildstandes auch im Sommer. Sie nehmen dann nämlich vorwiegend Ricken, und vernichten damit den Bestand der Kälber, weil diese, soweit sie ihnen nicht gleichfalls zum Opfer fallen, ohne die Pflege der Mütter elend umkommen.

Ebenso wie die Tierwelt zeigt auch die Pflanzendecke ein völlig verändertes Bild. Zwar bedecken auch heute weite Waldungen den Boden, aber wenig zutreffend würde man hier von „Wildnissen" sprechen können, wie man die alten verwilderten, z. T. schaurig-öden Urwälder mit ihren Sümpfen und ihrem unzugänglichen Dickicht bezeichnete; denn jetzt waltet dort die sorgsame Hand des Forstmannes, der regelmäßige Bestände mit schlanken Fichtenstämmen und Kiefern heranzieht, auf geeignetem Boden die malerisch mit ihrem hellen Grün von den dunkeln Nadelholzwaldungen abstechenden Laubhölzer pflanzt und durch geeignete Straßen den herrlichen Tempel der Natur dem Menschen zugänglich macht. Nachdem mit den gefährlichen Raubtieren auch der gewaltige Auerochs, das eigenartig gestaltete Elch, der kunstgeschickte Biber verdrängt sind, und das Wildschwein sich in das Dickicht der Rominter Heide zurückgezogen hat, treten die friedlichen Rehe, zu

---

* In den letzten beiden Jahren haben sich im Jurarevier keine Wölfe eingestellt.

denen sich in der Rominter Heide, z. T. auch in dem Schreitlaugker Walde und in der Juraforst Rotwild gesellt, in den Vordergrund; aber auch sie sind vielfach in zu hohem Maße den Geschossen der Jäger und Wilddiebe ausgesetzt und nicht mehr in so reichem Maße wie früher vertreten, zumal sie schon an dem rauhen Klima und an den strengen, schneereichen Wintern große Feinde haben.

Und ähnlich steht es mit der gefiederten Welt. Die gewöhnlichen Wildarten, wie Schnepfen, Krammetsvögel, wilde Tauben u. a., kann man zahlreicher antreffen; Auerwild ist dagegen nur noch in den Revieren Astrawischken, Kranichbruch, Jura, Trappönen und Schmaleningken vorhanden; Birk- und Haselhühner sind selten geworden, ebenso der Steinadler, der „König der Vogelwelt", dessen Räuberei den Forstbeamten zwingt, ihn, soweit es nur angeht, zu verfolgen. Das Schneehuhn, das ehedem besonders in den moorigen, mit Birken und Weiden bestandenen Ebenen Ostpreußens heimisch war, ist seit längerer Zeit verschwunden. Die Edelfalken (Falco palumbarius) berühren die litauischen Gebiete nur auf ihren Wanderungen, namentlich im Herbste.

Als Wintergäste stellen sich Schneeeule, Schneeammer, Karmingimpel, Hakengimpel und Seidenschwanz, auf dem Durchzuge das schwedische Blaukehlchen ein.

Auch andere Tiere sind in den Waldungen Litauens spärlich vertreten. Nur hin und wieder erblickt man, auf dem selten von Blumen unterbrochnen Moosteppich unter den düsterschattenden Fichten ein Eichhörnchen, das munter von Ast zu Ast hüpft; vereinzelt klingt das Lied der kleinen, zierlich gebauten Singvögel oder das Hämmern des Spechtes durch die ernste, feierliche Stille. Hie und da läßt der Kuckuck seinen melodischen Ruf ertönen, während des Abends der Ruf des Uhus schauerlich durch die Lüfte dringt. — Etwas lebhafter ist es in den Laubholzwaldungen, wo „zwischen Eichen- und Buchenstämmen* sich

* Die Rotbuche (Fagus silvatica) kommt in den litauischen Waldungen nur vereinzelt vor, da sie eine Verkürzung der Vegetationszeit unter 5 Monat nicht verträgt. In größeren Beständen haben sie nur die Waldungen bis zu einer Linie aufzuweisen, die von dem Pilzenwalde bei Neuhäuser (54° 55′ n. B.), dem nördlichsten Buchenwalde in Deutschland, etwa über Bischofsburg verläuft.

die Birke schaukelt, wo unter Hasel- und Brombeergesträuch Maiblume und Waldmeister duften, die Anemone weiße Sterne sät, und im Grase die Sylvie ihr heimliches Nestchen baut.“ Dort grüßen uns die muntern Stimmen der Grasmücken und Meisen in den Büschen, im Wipfel der Pirol und der Häher; lustig klingt hier Finkenschlag und Drosselpfiff zu uns herüber.

Von den Schlangenarten ist in Litauen neben der giftigen Kreuzotter die unschädliche Ringelnatter vertreten, die von Fröschen und Mäusen lebt und nicht selten eine bedeutende Größe erreicht.

Von den eidechsenartigen Tieren sieht man auf der Sonnenseite von Hecken die Eidechse hinhuschen, und in steinigem Buschlande findet man die harmlose Blindschleiche.

Von Schmetterlingen, die in Litauen die Westgrenze ihres Verbreitungsgebietes erreichen, sind bei Tilsit die Argynnis Laodice (ein Perlmutterfalter) und die sehr seltene Catocala pacta (ein Ordensband mit karminrotem Hinterleibe) beobachtet.

Von Käfern ist besonders der Molytes germanus (Erdrüsselkäfer) zu erwähnen, der sonst nur in Gebirgsgegenden vorkommt.

Wie die Tierwelt Litauens uns teilweise daran gemahnt, daß wir uns in der nordöstlichsten Provinz Deutschlands befinden, so auch die Pflanzenwelt. Während die Rotbuche (Fagus silvatica) Litauen meidet, das Tausendschönchen (Bellis perennis) nach Norden hin nicht weit über Insterburg hinauskommt, hat die Landschaft einzelne Pflanzen aufzuweisen, die zwar im nördlichen und östlichen Europa vorkommen, in Deutschland aber selten oder gar nicht auftreten. So findet sich an moorigen Stellen in Litauen die im hohen Norden viel gesammelte eßbare Zwergmaulbeere (Rubus chamaemorus), die es in Deutschland nur noch im Riesengebirge giebt. Von andern, meist östlichen Pflanzen, die in Deutschland gar nicht vertreten sind, wächst auf den Torfbrüchen bei Ragnit die Torf-Gränke (Andromeda calyculata L.), auf den Memelwiesen Fischers Hohlrippe (Cenolophium Fischeri), in den Waldungen bei Wehlau, Norkitten, Insterburg und Goldap das entferntährige Schwadengras (Glyceria remota), bei Wischwill, Pillkallen, Goldap und weiter südlich in Masuren bei Ortelsburg das lolchartige Riedgras (Carex loliacea). — Die Schierlingssilge oder Maluden-

wurz (Conioselinum tataricum), die auf dem Kirchhofe von Masurmaten (S. 88) wächst, kommt sonst nur noch im Mährischen Gesenke vor, und das Gletscher-Riedgras (Carex irrigua), das sich bei Wischwill findet, nur noch in den Hochmooren des Riesengebirges und der Bairischen Alpen.

Auffallend ist das Auftreten vom gemeinen Sonnenröschen (Helianthemum Chamaecistus) bei Memel und östlich von Ragnit bis Schirwindt. — Bei Schmalleningken findet sich die bunte Kornwicke (Coronilla varia), die sonst im Küstengebiete der Ost- und Nordsee fehlt oder nur eingeschleppt ist. In den Wäldern ist das Auftreten der Eibe (Taxus baccata) zu erwähnen.

Zwischen den Waldungen, deren Flora wir in den wichtigsten Bestandteilen bereits kennen gelernt haben,* den reichen Wiesengründen, die mit ihrem satten Grün das Auge erquicken,** und den wogenden

---

* Von Pflanzen finden sich in Litauens Wälder besonders häufig Carex pilosa (wimperblättrige Segge) und Campanula cervicaria (natterkopfblättrige Glockenblume), seltener Carex loliacea (lolchartige Segge), C. sparsiflora Steudel (lockerblütige Segge), C. globularis (kugelährige Segge), Pulsatilla pateus (ausgebreitete Kuhschelle), Corydalis digitata (gefingerte Hohlwurz), Arabis hirsuta (rauhhaarige Gänsekresse), Hypericum hirsutum (rauhhaariges Johanniskraut), Geranium sanguineum (blutroter Kranichschnabel), G. silvaticum (Wald-Kranichschnabel), Gentiana cruciata (Kreuz-Enzian) und Gentiana Pneumonanthe (gemeiner Enzian); sehr selten Carex microstachya (kleinährige Segge). — Evonymus verricosa (warziges Pfaffenkäppchen) ist häufiger als E. europaea (europäisches Pfaffenkäppchen). An feuchten Waldstellen wächst Calamagrostis lanceolata (lanzettliches Schilf) nebst Bastarden von C. arundinacea (gemeines Schilf) mit C. lanceolata; Senecio saracenicus L. (sarazenischer Baldgreis) und Poa Chaixi (Sudeten-Rispengras); an trockenen Waldstellen Bastarde von Calamagrostis epigeios (Sandschilf) mit C. arundinacea, seltener Jnula salicina L. (weidenblättriger Alant) und J. hirta (rauher Alant), Serratula tinctoria (Färber-Scharte), Thalictrum aquilegiifolium (akeleiblättrige Wiesenraute), Cypripedium Calceolus (gemeiner Frauenschuh) und Digitalis ambigua (blaßgelber Fingerhut).

** Auf den Wiesen ist besonders Carex caespitosa L. (rasige Segge) vertreten, seltener C. Buxbaumii (Buxbaum-Segge), Alectorolophus minor (kleine Klapper), Orchis Morio L. (gemeines Knabenkraut) und O. incarnata L. (fleischfarbiges Knabenkraut); dagegen an lehmigen grasigen Hängen, öfter in selten schöner Entwickelung O. mascula L. (männliches Knabenkraut) neben Platanthera

Getreidefeldern, die den größten Anteil am litauischen Boden haben, lagern auf dem Pillkaller Plateau wie ein fremdartiges Gebilde die weiten Moorflächen mit ihrem dürftigen Pflanzenwuchs. Torfmoose, Wollgräser, Binsen und Riedgräser, die nordische Moltebeere, Erika, die Moos- und Trunkelbeere nebst andern Moorpflanzen bedecken die gewaltigen, ebenmäßigen Flächen, die öde und einsam daliegend, das Gemüt in elegische Stimmung zu setzen vermögen. Auch die spärlich verstreuten Krüppelhölzer, sowohl Kiefern als Birken, sind zu winzig, als daß sie dem Auge einen Ruhepunkt zu bieten vermöchten. — Die Tierwelt meidet diese braunen Moorflächen mit den wassergetränkten Moosen; höchstens sieht man wilde Enten vorüberziehen, die in den Wasserlachen auf der Höhe einen ungestörten Aufenthalt haben und an ihren Rändern brüten, oder es läßt ein Kranich seinen Posaunenton hören und erinnert uns daran, daß auch er auf dem Moore sich dem Brutgeschäft hingiebt. Häufiger kommen Birkhühner vor; an den Rändern brütet die Bekassine und vereinzelt Bruchwasserläufer. — Als Wechselwild trifft man hie und da das Reh an, häufiger den Hasen. Auch der Fuchs zieht sich von seinen nächtlichen Raubzügen sehr gern bei Tage auf das Moor zurück, um einen neuen Schlachtplan auszu-

bifolia (zweiblättrige Kuckucksblume) und P. chlorantha Custer (grünblütige Kuckucksblume). Selten kommt auch auf Wiesen vor: Chaerophyllum aromaticum (gewürzhafter Kälberkropf), Prunella grandiflora (großblumige Brunelle), Pedicularis Sceptrum Carolinum L. (scepterförmiges Läusekraut), Juncus capitatus (kopfblütige Linse) und J. Gerardi (Gerards Läusekraut). — Für Moor- und Waldwiesen sind neben Empetrum nigrum (schwarze Krähenbeere), Scheuchzeria palustris (Sumpfblasenbinse) und Rhynchospora alba (weiße Moorsimse) charakteristisch: Trifolium spadiceum (brauner Klee), das zuweilen in großer Menge auftritt, Viola epipsita (Torfveilchen) nebst Bastarden mit V. palustris (Sumpfveilchen), Eriphorum alpinum (Gebirgs-Wollgras) und dem seltener auftretenden Crepis succisifolia (abbißblättrige Grundfeste); ferner Cirsium acaule (stengellose Kratzdistel) und C. rivulare (Bach-Kratzdistel) nebst Bastarden mit C. palustre (Sumpf-Kratzdistel) und C. oleraceum (kohlartige Kratzdistel, Wiesenkohl); sehr selten (bei Prökuls) Myrica Gale (gemeiner Gagel). — Für die Memelwiesen sind charakteristisch: Canolophium Fischeri (Fischers Hohlrippe) neben den Stromthalpflanzen Teucrium Scordium (knoblauchduftender Gamander) und Scutellaria hastifolia L. (spießblättriger Schildträger), sehr selten (an Abhängen) Conioselinum tataricum (tatarische Schierlingssilge).

hecken. — Die Sandflächen nördlich der Memel und teilweise im südlichen Litauen zeigen ebenfalls eine dürftige Vegetation. Magere Weiden und verstreute Wachholdersträuche bilden den einzigen Schmuck dieser Palwen, wenn die Oberfläche nicht gar aus nacktem Sande besteht.

Auf den Feldern tritt die Tierwelt vollständig zurück. Höchstens sieht man den flüchtigen Hasen über die Gefilde dahineilen — auch der Schneehase (lepus variabilis) kommt hin und wieder in Litauen vor — oder man entdeckt die charakteristischen Spuren des Fuchses, der ebenso wie der Iltis und der Marder seiner Räuberei wegen verhaßt ist, aber auch gleich diesen wegen seines kostbaren Felles geschätzt wird. Auf der Sonnenseite bewaldeter Hügel hat der Dachs seinen Bau aufgeschlagen, zuweilen sieht man auch das Wiesel über den Weg huschen. Vor unsern Füßen flattert ein Rebhuhn empor; auf sumpfigen Wiesen schreitet der Storch in seinem schmucken schwarz-weißen Gefieder gravitätisch einher; in den Lüften zieht der Habicht seine Kreise. Scharen von Krähen ziehen krächzend über das Gefilde; die Wachtel läßt ihr „Bückerwück" aus dem jungen Getreide erschallen, die Lerche singt dem fleißigen Landmann ihr fröhliches Morgenlied; auch der Fink, der kleine Hänfling und der buntgefiederte Stieglitz beleben die Felder mit ihrem Gesange, während andere kleine Vögel wie Bachstelze, Rotkehlchen, Goldhähnchen durch ihr niedliches Spiel und ihre anmutigen Bewegungen das Auge erfreuen! Die Staare beleben die Gärten; in den Mai- und Juninächten tönt der melodische „Schlag" der Nachtigall (Sprosser) aus den Gebüschen, und in den Dörfern fehlen neben den Störchen nicht die zutraulichen Schwalben und — die frechen Spatzen.

Litteratur.

Über den frühern Zustand Litauens bezüglich der Pflanzen- und Tierwelt erzählt Hennenberger in seiner „Ercleruug der preuß. größern Landtafel" (1595) und Hartknoch in seinem „Alten und Neuen Preußen" (1684). — Eine genauere Beschreibung der Pflanzen- und Tierwelt Ostpreußens findet sich in der Festgabe 2c.", die aber aus dem Jahre 1862 stammt. Im übrigen ist man außer den eigenen Beobachtungen auf die „Schriften der phys.-ökon. Ges." und vereinzelte Notizen angewiesen, wie sie sich im „Erläuterten Preußen", in den „Schriften des preußischen Forstvereins",

den „Sitzungsberichten der Altertumsgesellschaft Prussia", dem „Forst- und Jagdarchiv", in Rogge, „Geschichte des Kreises und der Diöcese Darkemen" (1873) u. a. finden. — Außerdem habe ich verschiedene Angaben den Herrn Prof. Krüger in Tilsit, Dr. Abromeit und Dr. Lemcke in Königsberg zu verdanken.

Bewohner.

Das Auftreten des Menschen in Litauen können wir bis in das 2. Jahrtausend v. Chr. zurückverfolgen. Wohnplätze mit Scherben, Geräte aus Stein, Knochen und Horn, Abfälle u. dgl., die aus jener Zeit stammen und an verschiedenen Orten, insbesondere auf der Kurischen Nehrung, aufgefunden sind, machen dies zur Gewißheit. — Mit diesen einfachen Geräten haben sich die litauischen Bewohner noch im Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr. begnügt. Bis dahin rechnet man wenigstens die sogen. „Steinzeit", wenn auch bereits im 2. Jahrtausend v. Chr. einige Kupfer-* und Bronzegeräte auftauchen.

In der letzten Periode der ostbaltischen** Steinzeit hielt der Mensch Rinder, Schweine und Hunde als Haustiere, errichtete sich Wohnungen und fertigte irdene Gefäße mit mannigfachen Verzierungen. Bezeichnend für diese Zeit ist die Schnurornamentik, die darin bestand, daß man Schnüre in die noch weiche Form der Urne hineinpreßte, Doch kamen auch andere Verzierungen vor, wie das Zickzack-, Kreis-, C.- oder V.-Ornament. Bei den reicher geschmückten Gefäßen suchte man das Aussehen von bestimmten Erzeugnissen der Weberei auf den Thon zu übertragen; selten begnügte man sich mit Fingerabdrücken.

---

* Nach den Funden an Kupfergeräten — aus dem litauischen Gebiet stammt ein Kupferkeil — ist man neuerdings geneigt, zwischen die Stein- und Bronzezeit noch eine „Kupferzeit" zu schieben.

** Die Kulturentwickelung hielt in den Gebieten von Ost- und Westpreußen, Ostposen, Polen und den russischen Ostseeprovinzen bis zum 1. Jahrtausend v. Chr. ziemlich gleichen Schritt; überall findet man dem Material und der Form nach ganz gleichartige Geräte. Daher spricht man von einer Steinzeit dieser Gegenden, die noch existierte, als man weiter im Westen bereits vorwiegend Bronzegeräte benutzte, also in die „Bronzezeit" eingetreten war.

Auch Schmuck- und Spielsachen wurden in jener Zeit bereits angefertigt. Bearbeitete Bernsteinstücke, die bei den Baggerungen der Firma Stantien und Becker in der Nähe von Schwarzort gehoben sind, sowie kleine künstlich durchlöcherte Steinchen liefern dafür untrügliche Beweise.

Die Leichenverbrennung scheint man in der Steinzeit nicht gekannt zu haben. Die wenigen Gräber, welche aufgefunden sind, enthielten Skelette.

Die Bronzezeit* rechnen wir vom Beginn des letzten Jahrtausends v. Chr. bis zum Ende des 5. Jahrh. v. Chr., wenngleich die Steingeräte naturgemäß nur allmählich durch die Bronze verdrängt wurden, manche Steinwerkzeuge besserer Arbeit sich noch Jahrhunderte lang forterhielten. — Bronzegeräte, die dieser Periode angehören, sind teils einzeln im Acker, in Torfmooren und in Hügeln gefunden, teils auch in größerer Menge beisammen an Stellen, die als Aufbewahrungsort gedient haben. Es sind Schwerter, Äxte und andere Waffen, Nadeln, Schmuckringe u. a., zeugend von der Kunstfertigkeit der Bewohner jener Zeit und insbesondere auch der Ostpreußens; denn beim Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit ist hier eine einheimische Bronzeindustrie nachgewiesen. In der jüngern Bronzezeit von 800 bis 400 v. Chr., die man nach dem bedeutendsten Fundorte Hallstatt im Salzkammergut (1846) auch die „Hallstätter Periode" zu bezeichnen pflegt, tritt die getriebene Arbeit bei den Bronzewaren auf. Daneben finden sich bereits Eisengeräte und eiserne Waffen, während andererseits Bronzewerkzeuge noch lange eine bedeutende Rolle spielen, auch als das Eisen die Herrschaft gewonnen hatte.

Während der Bronzezeit hatte sich die Sitte der Leichenverbrennung eingebürgert, die bis zur christlichen Zeit fortgedauert hat, freilich ohne die Bestattung unverbrannter Leichen ganz auszuschließen. Für die geschichtliche Forschung ist dieser Wechsel von großer Bedeutung, da die Metallbeigaben in den Urnen sehr viel spärlicher sind

* Neuere Forscher wollen zwischen Bronze- und Eisenzeit nicht unterscheiden, indem sie behaupten, daß es ebenso schwer sei, Bronze aus zwei Bestandteilen zusammenzusetzen, als Eisen zu bearbeiten. Sie lassen also auf die Steinzeit eine „Metallzeit" folgen.

als bei den unverbrannten Leichen. Doch haben die ersten vier Jahrhunderte n. Chr. in Ostpreußen eine große Ausbeute an Funden geliefert. Mächtige Flachgräberfelder, die sich oft über mehrere Hektar ausdehnen, sind an verschiedenen Stellen entdeckt worden. Nicht alle Leichen sind verbrannt und die verbrannten wieder teils in Urnen, teils in freier Erde bestattet. Überhaupt kann man nach den Funden feststellen, daß die Grabgebräuche und die Beigaben in den verschiedenen Regionen ein eigenartiges, scharf gezeichnetes Gepräge tragen. In Litauen müssen wir das Gebiet im Norden bis zur Memel von den südlichern Gegenden trennen. Während südlich dieses Stromes in der ganzen Zeit der Leichenbrand herrschte, scheint nördlich davon sowohl im preußischen Litauen wie weiter nach dem Gouvernement Kowno und den russischen Ostseeprovinzen hin bis ins 5. Jahrhundert n. Chr. ausschließlich die Leichenbestattung Sitte gewesen zu sein. Schöne Kettengehänge von Schulter zu Schulter mit elegant durchbrochenen End- und Mittelstücken, zuweilen auch mit prächtigen Schulternadeln, Scheiben und andern Fibeln, reiche Armbänder u. a. bilden den reichen Schmuck dieser Leichen. Römische Bronzemünzen sind ebenso wie in den andern Teilen Ostpreußens besonders zahlreich im 3. und bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. den Leichen beigegeben.

Welchem Volksstamme die älteste Bevölkerung Preußens und Litauens angehört hat, können wir nicht mehr entscheiden, doch scheint es, als ob zunächst Angehörige des großen finnischen Völkerstammes den ganzen Norden von Europa inne gehabt haben und später — vielleicht um 400 v. Chr. — von dem germanischen Stamme der Goten verdrängt sind. Wenigstens ist durch die lückenhafte Urgeschichte der letztern bezeugt, daß sie einst auf dem östlichen Teile der baltischen Küste gewohnt haben. Dazu kommt, daß die völlige Umgestaltung der Kultur Nordeuropas, die um das Jahr 400 v. Chr. nach den Funden festgestellt ist (S. 128), auf eine Völkerverschiebung hinweist. — Mit dem Namen Ästier, d. i. Ostländer, haben also die Römer zunächst wahrscheinlich die Goten belegt; da er aber auf jeden Volksstamm paßt, der die Ostlande inne hatte, so sind auch die spätern Bewohner bis zum Ende des 9. Jahrhunderts n. Chr. Ästier genannt worden.

Wann die Goten wieder abgezogen sind, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, doch scheint es, als ob mit der Auswanderung bei Beginn des 3. Jahrhunderts n. Chr. der Anfang gemacht ist; wenigstens erscheinen in dieser Zeit — ganz bestimmt 238 n. Chr. — Goten an der untern Donau. „Wie in ähnlichen Fällen anderwärts, so ist sicher auch hier die germanische Bevölkerung weder mit einemmale fortgezogen, sondern nur nach und nach während eines längeren Zeitraumes; noch auch hat sie vollständig das Feld geräumt, sondern es blieb sicher ein gut Teil von ihr auf dem heimatlichen Boden sitzen und unterwarf sich den neuen Ankömmlingen, die als die Eroberer auch die Herren wurden.“ (Lohmeyer). Diese neuen Ankömmlinge waren, der Sprache nach zu urteilen, mit den Slaven verwandt, gehörten aber zum altpreußisch-lettisch-litauischen Stamm, der einen eigenen Zweig des indogermanischen Sprachstammes bildet. Sie standen auf einer niedrigern Kulturstufe als die alten Bewohner, doch paßten diese sich bald ihren Herren an und verschmolzen mit ihnen in Sitte, Anschauung und Sprache zu einem Volk, so daß später keine Spur von der einstigen gotischen Bevölkerung zu entdecken war.

Jahrhunderte lang hören wir wenig von den neuen Bewohern des Preußenlandes. Selbst die Gräberfunde sind in der letzten Periode der Heidenzeit in Ostpreußen und Litauen viel spärlicher als in den frühern Zeiten.

Der Name „Preußen“ kommt zuerst in einem Glossar aus dem 9. Jahrhundert vor (Pruteni, Pruzzun). Dann werden am Ende des 10. Jahrhunderts im Gegensatz zu den im Memelgebiet ansässigen Litauern die Bewohner im Norden, Osten und Südosten des Frischen Haffes Pruzi oder Prutheni genannt, eine Bezeichnung, die besonders durch die Kirche in Aufnahme gekommen und den Bewohnern verblieben ist. Das Land wurde Prucia, Pruscia oder Prussia genannt.* — Die Erklärung des Namens aus „Po-ruzi“, d. i. die am Rußstrom (oder neben den Russen) Wohnenden, ist nach Lohmeyer sprachlich unmöglich; er würde am besten von dem heute noch in der

* Die Bezeichnung mit Borussi und Borussia, die seit der Königskrönung (1701) amtlich gebraucht wird, wurde zuerst im Anfange des 16. Jahrhunderts von einem gelehrten Antiquar gebraucht, der an die Borusker des Ptolemäus dachte.

litauischen Sprache gebräuchlichen Worte protas (Einsicht, Verstand) abzuleiten sein, so daß sich mit „Prutheni" die alten Preußen als die Klugen bezeichneten, die an Verstand die andern Völker überragten oder allein einsichtig waren.* Doch erscheint auch diese Ableitung keineswegs ausreichend, da man ein scheinbar verwandtes Wort zur Erklärung herangezogen hat, ohne die Abkunft des Namens selbst zu kennen.

Ob das preußische Litauen damals schon zum Pruzzenland gerechnet wurde, ist mehr als fraglich. — Als die beiden Litauerfürsten Olgierd und Kinstutte i. J. 1358 daran dachten, die Taufe anzunehmen, um freie Hand gegen die Russen zu gewinnen, verlangten sie alles Land zurück, das ihnen entrissen wäre, und wollten danach als Grenze Alle und Deime festsetzen.

Wir gehen also wohl nicht fehl, wenn wir für Nadrauen und Schalauen bei der Ankunft des Ordens eine litauische Bevölkerung in Anspruch nehmen. Indessen scheint es, als ob im Osten Nadrauen an der Inster und Angerapp seine Grenze gefunden hat, während jenseits dieser Flüsse, nach Schnaubert** allerdings nur bis zur Pillkaller Kreisgrenze nordwärts, die Sudauer oder Jadzwinger*** wohnten, von denen bis jetzt nicht hat festgestellt werden können, ob sie ein besonderes Glied der lettisch-litauisch-preußischen Völkerfamilie gewesen sind oder nur ein Zweig der Litauer oder der Preußen.

Der Ritterorden fand im 13. Jahrhundert† in Litauen bereits

---

* Die etymologischen Hypothesen sind ziemlich vollzählig in der „Ermländischen Zeitschrift" I, S. 387—97 zu finden.

** Er stützt sich dabei besonders auf die heutigen sprachlichen Verhältnisse, die weiter unten (S. 145) behandelt sind. Vgl. seine „Beschreibung des Kreises Pillkallen" (1894) S. 3 u. 19.

*** Die Russen gebrauchen neben der Bezeichnung Jadzwinger auch Jatwäger; die Polen nennen sie Pollexianer.

† Die Geschichte von Gesamtlitauen ist bis ins 13. Jahrhundert hinein mythisch. Wir wissen nur, daß es in eine Reihe kleiner Fürstentümer zerfiel und daß eine strenge Kasteneinteilung (Priester, Fürsten, Krieger, Grundbesitzer, freies Volk, Leibeigene) bestand. Die höchste Gewalt hatte der Oberpriester. — Erst seit 1230 wird von Großfürsten in Litauen berichtet, die kurze Zeit mit dem Orden in freundlichen Beziehungen standen, bei dessen Fortschritten in der Eroberung aber bald seine erbitterten Gegner wurden.

eine verhältnismäßig hohe Kultur. Die Bewohner gingen der friedlichen Beschäftigung des Ackerbaues nach, größere Dörfer zeugten von dem Wohlstande des Landes,* und eine große Zahl von Burgen,** die bestimmt waren, das Volk vor Gewaltthaten zu schützen, gaben in ihrer Anlage den Befestigungen höher stehender Völker wenig nach. Auch in der Industrie scheinen sie auf einer verhältnismäßig hohen Stufe gestanden zu haben; wenigstens hat die Untersuchung einer Scherbenstätte an dem zum Gut Angerapp gehörigen Kirchhof eine alte Kulturstelle ergeben, auf der sich Wohnungen und Werkstätten für Metallbearbeitung in der Zeit des 10. bis 12. Jahrhunderts befunden haben müssen. — Die gefürchteten Männer in den weißen Mänteln, welche die Litauer aus ihrer friedlichen Ruhe aufschreckten, haben aber barbarisch in dem Lande gehaust; in dem eigentlichen Preußen überdauerte etwa ein Fünftel der alten Bevölkerung den dreiundfünfzigjährigen Eroberungs- und Vernichtungskrieg, Litauen wurde aber vollständig zur Einöde gemacht; die Männer waren im grausigen Kampfe hingemordet, Weiber und Kinder in schmähliche Knechtschaft geschleppt. Auf den Ackerbauflächen, über den zerstörten Dörfern, Wohnplätzen und Burgen erwuchs nach und nach ein wilder wüster Urwald, und vergebens sucht man nach Baudenkmälern aus der heidnischen Vorzeit. „Freilich birgt wohl noch der dunkle Schoß der Erde jene von Steinen zusammengefügten Ruhestätten, die mit ihrem Inhalt einen die damalige Zeit schön charakterisierenden Zartsinn bekunden, als auch auf eine reiche, nichts weniger als rohe Bevölkerung schließen lassen; aber von Palästen, Burgen oder apologetischen Monumenten denkwürdiger Begebnisse oder Thaten zeigen sich keine Trümmer an irgend einem Orte des gewiß schon vor der tragischen Katastrophe der

* Stadelmann (Friedrich Wilhelm I. in seiner Thätigkeit für die Landeskultur Preußens, Leipzig 1879) meint, daß Nadrauen und Schalauen schon bei der Ankunft des Ordens nicht viel mehr als ein weites Waldgebiet gewesen sei, nur hie und da von größern Lichtungen unterbrochen. Außer den Flußthälern sei wenig von dem Lande besetzt gewesen.

** Von Pfahlbauten zum Schutze der Bewohner ist in Litauen nur einer gelegentlich des Baues der Chaussee Darkehmen-Benkheim beim Bau der letzten Brücke auf dem Gelände vom Gut Angerapp gefunden. Die noch vorhandenen Spuren wiesen auf die Zeit der Metalle hin.

gewaltsamen Unterjochung rege belebten Preußens.“ Nur an die Burgen erinnern noch jene in fremdartiger Gestaltung bald wie Kenotaphien mit erhöhtem Kopfende, bald als abgestumpfte Kegel oder länglich rund und in Sattelform sich steil erhebenden Hügel, die jetzt noch vom Volke Schloßberge, hie und da auch Blocksberge genannt werden.

Die „Wildnis“, die das preußische Litauen zur Zeit der Ordensherrschaft bedeckte, war nicht vollständig menschenleer. Ein 20—30 km breiter Streifen an der Grenze war halb angebaut, Insterburg und Ragnit stellten kleine Kulturoasen dar, und in den übrigen Gebieten des unwirtlichen Urwaldes suchten wenigstens vereinzelt Jäger, Fischer und Beutner ihren Unterhalt. Die Wiesen lockten Menschen herbei, da sie Heu boten, das in den kultivierten Gegenden Absatz fand; Gesindel aller Art trieb sich umher, um den Kriegszustand zwischen dem Orden und Litauen zu Freibeuterzügen zu benutzen. Hin und wieder fand sich ein vorgeschobener Wachtposten des Ordens, ein sogenanntes Wildhaus, das bestimmt war, die Bewegungen des Feindes zu beobachten. — Jenseits der Wildnis erhoben sich wieder die Siedelungen der Litauer, zwar dünn zwischen Wald und Heide zerstreut; aber es waren doch Landschaften, denen der Mensch den Stempel seiner kulturschaffenden Thätigkeit aufgedrückt hatte.

Litauen blieb etwa 200 Jahre lang mehr oder weniger verödet, und erst beim Niedergange der Ordensherrschaft begannen sich die Urwälder zu lichten: die Kultur, welche die Ordensritter in Litauen zertreten haben, ist der Hauptsache nach durch die Hohenzollern, die seit 1525 weltliche Herrscher in dem Lande waren, von neuem begründet worden. Eine dichtere Besiedelung der litauischen Plateauflächen fand jedenfalls nicht früher als seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts statt.* Die Kolonisten waren bei dieser Neubesiedelung überwiegend Litauer. Wenn auch nach dem zweiten Thorner Frieden (1466) manche adeligen deutschen Geschlechter nach Osten ausgewandert sind, so ist doch die Zahl der deutschen Ansiedler bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts nicht groß gewesen, da der Zuzug von Westen aufgehört hatte. — Außer den Litauern und Deutschen ließ sich im 17. Jahr-

* Die Besiedelung des Darkehmer Kreises datiert vom Jahre 1442.

hundert eine kleine Zahl von Franzosen in der Gegend von Gumbinnen und Stallupönen nieder, wo sie nach der Aufhebung des Edikts von Nantes eine neue Heimat suchten. Einen verschwindend kleinen Bruchteil bildete auch das polnische Element im südlichen Teile von Litauen, wo sich Kolonisten aus Masuren festsetzten. Die wenigen Polen, welche weiter nördlich einzelne Orte wie Lugowen, Grabowen und Baginski im Insterburger Kreise begründet haben, sind schnell germanisiert oder lituanisiert worden.

An die Urbarmachung der Waldwildnis erinnern noch heute die Namen, die damals bezeichnend den neuen Kolonieen beigelegt wurden: Degsen, Texel, Trakehnen, Trauckseden, Trockischken u. a. weisen durch ihre Verwandtschaft mit deginti (ausbrennen) und tráukti (ziehen, reuten) auf die Thätigkeit hin, der die neuen Orte ihre Entstehung verdankten; der Ortsname Skaisgirren (Lichtenhain), der an verschiedenen Stellen Litauens auftritt, hat seinen Ursprung den Lichtungen zu verdanken, in denen die Siedelungen entstanden. — Mit dem Fortschritt der Kultur wich der Wald immer weiter zurück, so daß Namen wie Wittgirren (Mittenwalde) oder Uszkampen (Waldende) nur noch historische Bedeutung behielten: Litauen hatte seine einstige Blüte zum größten Teil wieder erlangt. — Da wurde die Landschaft von zwei harten Heimsuchungen betroffen, die sie von neuem dem Ruin entgegenführten.

Die Tataren, welche sonst mit den Polen beständig im Kriege lagen, waren 1656 deren Bundesgenossen, und es gelang Gonsiewski, als der große Kurfürst sich den Schweden angeschlossen hatte,* mit seinen wilden Horden in Preußen und in das südliche Litauen einzubringen. 13 Städte, 249 andere Ortschaften und 37 Kirchen sollen verbrannt, 23 000 Menschen in die Gefangenschaft geschleppt sein.

Dazu kamen Mißwachs, Hungersnot und Seuchen, die Tausende und aber Tausende der litauischen Bevölkerung dahinrafften; und gerade die fruchtbarsten Gegenden, besonders die des Insterburger Kreises, wurden am härtesten heimgesucht.

Schlimmer noch waren die Verheerungen der Pest in den Jahren 1709 und 1710, welche weite Landstriche Litauens zum zweitenmal in eine Einöde verwandelte.

* Schwedisch-polnischer Krieg: 1654—60.

Wie groß die Verluste an Menschenleben im ganzen während der Pestzeit in Litauen und Ostpreußen gewesen sind, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, da die Angaben sehr von einander abweichen; noch weniger kann man bestimmen, wie viele von den Toten eigens der Pest zum Opfer gefallen sind; sicher aber ist, daß in Litauen, wo sie am grausamsten wütete, ganze Gemeinde ausstarben,* ganze Striche der blühendsten Gegenden menschenleer wurden, die schönsten Ländereien sich aus Mangel an der nötigen Kultur in eine Wüstenei verwandelten.

Die berüchtigte Viehseuche, die sich 1711—12 über einen Teil von Europa verbreitete, trug nicht wenig dazu bei, die Neubesiedelung Litauens zu beeinträchtigen, und so waren 1721 nach amtlichem Bericht noch 60 000 Hufen öden Landes in Litauen vorhanden.

Vor dem Regierungsgebäude in Gumbinnen steht auf 6,70 m hohem Piedestal die imposante Bronzestatue Friedrich Wilhelms I., der gleichsam segnend die Hand über die fruchtbaren Fluren jener Gegend ausbreitet (siehe das Titelbild). — Man hat damit das Andenken des Fürsten geehrt, dessen rastloser Thätigkeit die litauischen Lande ihre Neubesiedlung und ihren raschen wirtschaftlichen Aufschwung zu verdanken haben. Trotz seiner Sparsamkeit scheute er keine Ausgaben, um das Land wieder zur Kultur zu bringen, und selbst Mißerfolge machten ihn in seinen Bestrebungen nicht irre. Er hat in dem entvölkerten Osten der Provinz nicht weniger als 6 neue Städte, nämlich Ragnit, Schirwindt, Pillkallen, Gumbinnen, Stallupönen und Darkehmen geschaffen, 332 Dörfer und 49 Domänenämter begründet, 11 Kirchspiele eingerichtet und 24 Wassermühlen erbaut. In den Jahren 1721—1727 allein wurden 2 430 289 Thaler für Litauen bewilligt; die Summe, welche auf die Wiederherstellung Ostpreußens im ganzen aufgewandt wurde, schätzt man auf nicht weniger als 6 Millionen Thaler. Da die Provinz so viel Geld nicht aufbringen konnte, wurden monatlich 25 000 Thaler aus der Staatskasse zu Berlin geschickt. Aus jener Zeit stammen die um-

* Friedrich d. Gr. giebt in seinem Brief vom 27. Juli 1739 an, daß mehr als 300 000 Menschen in Litauen durch die Pest umgekommen, 12—15 Städte entvölkert, 4—500 Dörfer unbewohnt und unangebaut wären. Da aber die beiden ersten Zahlen sicher zu hoch gegriffen sind, so liefert auch die Angabe über die Zahl der Dörfer keinen sichern Anhalt.

fangreichen Domänen im litauischen Gebiet, indem weite Striche, die herrenlos waren, vom Staat in Besitz genommen wurden, um sie unter Kultur zu bringen und zu Musterschulen für die Bauern umzugestalten.*

Im übrigen erfolgte die Besiedelung der öden Gebiete fast ausschließlich durch Kolonisten aus den westlichen und südlichen Gegenden Deutschlands. Schon i. J. 1712 wanderte eine ansehnliche Zahl von Handwerkern in Litauen ein, die zum größten Teile aus der Schweiz stammten; aber der Erfolg war kein günstiger, „da diese Leute des hiesigen litthauischen Brods und Getränks ungewohnt waren, auch die Arbeit im Felde nicht verstunden." Viele verarmten und gingen nach Polen, andere wußten sich dem Klima nicht anzupassen und starben. Dennoch folgten neue Kolonisten aus dem südlichen und westlichen Deutschland; u. a. wurde 1714 eine Kolonie von Nassauern in Göritten begründet, und besonders in den zwanziger, z. T. auch im Anfange der dreißiger Jahre kamen Nassauer, Schweizer, Oldenburger, Halberstädter, Magdeburger, Württemberger und Pfälzer zu Tausenden, um sich in Litauen eine neue Heimat zu suchen. An die Einwanderung der Halberstädter erinnert noch heute das Dorf Ströpke bei Darkehmen, das nach Ströbeck bei Halberstadt benannt ist; an die Nassauer der Ort Nassawen, während sonst im allgemeinen die alten litauischen Namen beibehalten worden sind.

Am wichtigsten ist für Ostpreußen und Litauen die Einwanderung der schlichten, arbeitsamen Salzburger geworden, von denen in den Jahren 1732—34 mehr als 20000 ihre schöne Heimat im Salzkammergut verließen, um dem Glauben ihrer Väter Treue zu bewahren. 17000 siedelten sich in Ostpreußen an, die größere Hälfte davon in Litauen, wo sie sich in den Städten von Darkehmen bis Memel, am meisten in Gumbinnen niederließen und auf dem platten Lande in allen Gegenden der Landschaft ihre neuen Heimstätten aufschlugen. Nach einer Feststellung i. J. 1735 waren in Litauen 717 Familien mit 9579 Personen eingewandert, und aller Orten erinnern Namen wie Buchsteiner, Capeller, Reinbacher, Siemon, Morgenstern u. a. an die

* Über die dessauischen Domänen vgl. S. 52.

alten Märtyrer ihres Glaubens. — Die Bedingungen, unter denen sie angesiedelt wurden, kann man als höchst günstige bezeichnen. Den Acker erhielten sie unentgeltlich mit Haus, Scheune und Stall. Ferner wurde ihnen der völlige Besatz an Vieh, Acker- und Wirtschaftsgeräten nebst dem ersten notwendigen Saat- und Brotkorn gegeben; in den ersten drei Jahren waren sie von allen Abgaben frei. Das Land gewann aber in ihnen auch eine Bevölkerung, die sich in vieler Hinsicht die alten Bewohner zum Muster nehmen konnten. Streng kirchlich, schlicht und einfach in ihrer Lebensweise, widmeten sie sich emsig der ländlichen Beschäftigung und waren bestrebt, die Früchte ihres Fleißes zusammenzuhalten. In der Sparsamkeit gingen sie so weit, daß sie, um ihre groben, selbst gesponnenen und gewebten Hemde zu schonen, vollständig nackt in den Betten schliefen; noch am Ende des 18. Jahrhunderts huldigte die ärmere salzburgische Bevölkerung diesem seltsamen Brauch. — Bei ihrem praktischen Sinne und ihrer Geschicklichkeit ist es deshalb den meisten gelungen, in bessere Verhältnisse zu kommen; doch blieb nach wie vor ihr Sinn, dem jeder Ehrgeiz fremd war, ausschließlich auf gewinnbringende Thätigkeit gerichtet. Künsten und Wissenschaften zeigten sie sich wenig geneigt und ungern ließen sie ihre Söhne studieren. Am liebsten trieben sie Ackerbau und Viehzucht, wandten sich aber auch dem städtischen Gewerbe zu, insbesondere der Brauerei, Branntweinbrennerei, sowie der Tuch- und Strumpfwirkerei. In diesen Berufsarten zeigten sie eine solche Fertigkeit, daß sie vielfach die Lehrmeister der alten Bevölkerung geworden sind. Man muß ihnen nachrühmen, daß sie die in Litauen noch vollständig schlummernde Industrie zum Leben erweckt haben. — Wie hoch sie eine gute Wirtschaftsführung zu schätzen wußten, geht daraus hervor, daß sie sich das Recht erwirkten, innerhalb der einzelnen Verbände die Kontrolle auszuüben, um nötigenfalls mit Zustimmung von Amt und Kammer tüchtige Wirte statt der liederlichen einsetzen zu können. — Redlichkeit und Treue sind hervorstechende Eigenschaften in ihrem Charakter. Das Vertrauen der Salzburger zu einander ging so weit, daß auch bei größern Summen der Gläubiger vom Schuldner keinen Schuldschein annahm, sondern sich mit dem einfachen Handschlage begnügte. Betrug, Diebstahl und andere grobe Vergehen kamen bei ihnen äußerst selten vor; in den

ersten fünfzig Jahren nach der Einwanderung hat kein einziger wegen eines gemeinen Verbrechens vor Gericht gestanden. Wie jeder stets bereit war, dem andern Hilfe zu gewähren oder für ihn einzutreten, wo es nötig erschien, so nahmen sie auch im engern Kreise die größte Rücksicht auf einander, so daß sowohl zwischen den Eheleuten wie zwischen Hausvater und Gesinde stets der Hausfrieden gewahrt blieb. Bei diesen Eigenschaften ist es erklärlich, daß sie sich von der alten Bevölkerung, die sie außerdem wohl kaum als ganz ebenbürtig ansehen konnten, möglichst abschlossen, Verheiratungen mit Fremden zu vermeiden suchten und die Gastfreundschaft lange nicht in dem Maße ausübten, wie dies dem Litauer eigen war. Gemeinnützige Unternehmungen, die über ihren engern Interessenkreis hinausgingen, waren nicht nach ihrem Geschmack, und sie waren weit entfernt, eignen Vorteil dem Gesamtwohl aufzuopfern. Immerhin zeigten sie sich stets als gehorsame Unterthanen und brachten ihrem Könige Liebe und Ehrfurcht entgegen. Als die Stadt- und Landgemeinde von Stallupönen am 25. Juli 1832 die hundertjährige Gedenkfeier ihrer Einwanderung beging, verabsäumten sie es nicht, in dankbarer Erinnerung das Bild Friedrich Wilhelms I. auf ihre Kosten an einem geeigneten Platz der Stallupöner Kirche aufzustellen.

Doch nicht bloß aus deutschen Gegenden, sondern auch aus andern Ländern kamen Einwanderer nach Ostpreußen, wenn dies auch nur vereinzelt der Fall war. — Schotten und Engländer haben sich innerhalb der litauischen Gebiete besonders in Memel und Tilsit niedergelassen, wo die Blüte des Handels ihnen ein Feld ihrer Thätigkeit eröffnete. Sie finden sich verstreut auch in den kleinern Städten des Binnenlandes, wo sie nicht selten zu Ansehen und Einfluß gelangt sind.

Die mannigfache Mischung der Bevölkerung Litauens ist für die Entwickelung des Landes von großer Bedeutung gewesen, da die Bewohner in den Stand gesetzt wurden, nach gar mancherlei Richtung hin von einander zu lernen. Die Schweizer waren die besten Viehzüchter, die Franzosen und Pfälzer die besten Handelsleute und Ackerbauer, die Salzburger und Franken zeigten sich in allen Teilen der Landwirtschaft erfahren und wurden, wie wir gesehen haben, die Lehrmeister in mancherlei Art von Gewerbe. Und die Litauer? — Auch sie

sind nicht bloß Lernende gewesen. Die Kolonisten haben es ihnen abgesehen, wie man sich den eigenartigen Verhältnissen des Landes am besten anzupassen vermochte, und selbst die Salzburger griffen zu dem einfachen altpreußischen Ackergerät der „Zoche“, weil sie erkannten, daß man auf dem litauischen Boden damit mehr auszurichten vermöge als mit dem in ihrer Heimat gebräuchlichen Pfluge.

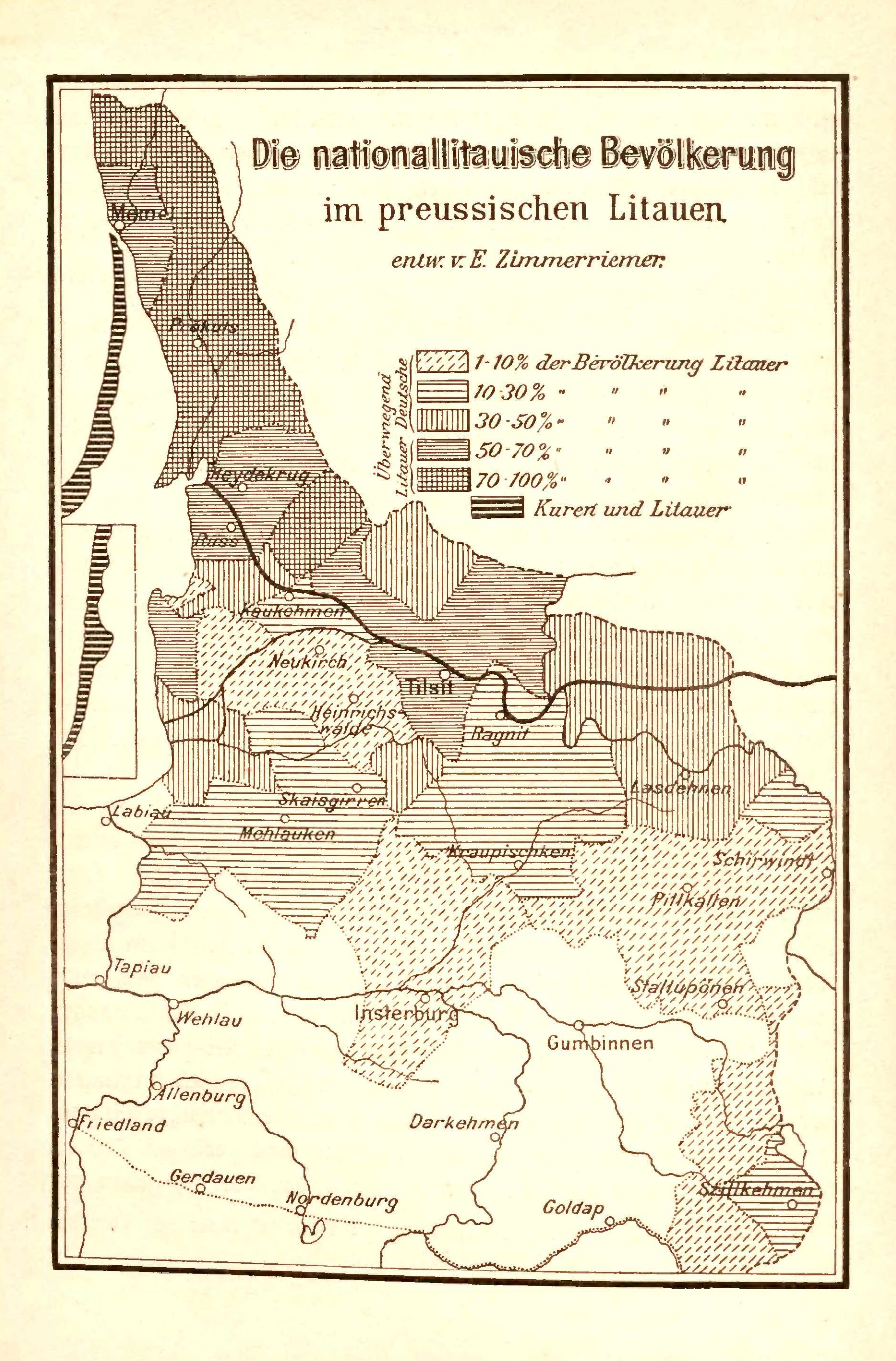
Bei der Verschmelzung der verschiedenen Nationalitäten hat das deutsche Element die Oberhand gewonnen, obwohl der litauische Stamm sich nach der Pest sehr bald wieder stark ergänzt hat, so daß er nach der Überlieferung Ostermeyers i. J. 1783 weit zahlreicher geworden war, als alle Kolonisten zusammen genommen. — Was die Verschiedenartigkeit der deutschen Stämme an sich betrifft, so haben trotz der Bestimmung Friedrich Wilhelms I., daß die Kolonisten, so viel immer möglich, „sonder Ruin der alten Unterthanen“ in bestimmten Distrikten unzertrennt angesiedelt würden, die Einwanderer der Hauptsache nach ihre Sonderheiten abgelegt, die ihnen in ihrer alten Heimat eigen waren.

In Darkehmen scheinen die Salzburger sich zuerst den neuen Verhältnissen angepaßt zu haben. Dort legten sie sofort ihre Nationaltracht ab und bedienten sich der gewöhnlichen deutschen Kleidung. — Hinsichtlich der Sprache bildete sich bei der Verschmelzung der deutschen Stämme, soweit nicht das Hochdeutsche die Herrschaft gewann, ein deutscher bäuerlicher Dialekt, das „ostpreußische Plattdeutsch“, heraus.

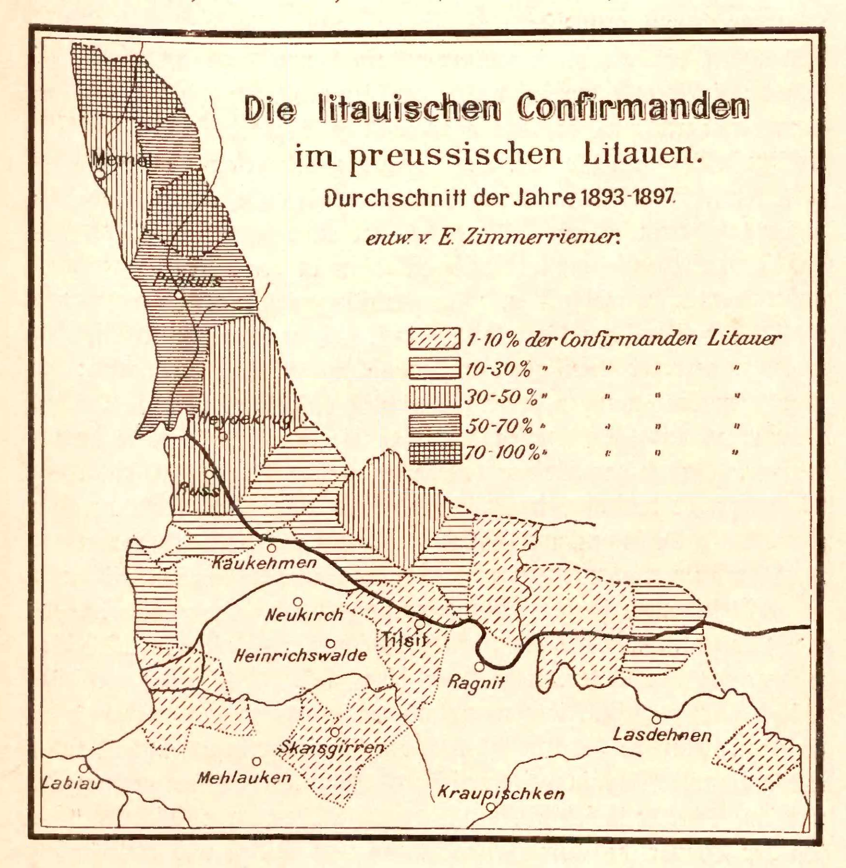
Die Litauer haben, der natürlichen Entwickelung entsprechend, sich im allgemeinen der höheren Kultur der Deutschen gefügt.* Südlich der Pissa-Pregellinie treten sie in ganz geringer Zahl, und zwar besonders im östlichen Grenzstreifen auf, wo auf die Kirchspiele Szittkehmen und Pillupönen einige hundert, auf Mehlkehmen noch etwa fünfzig Personen litauischer Zunge kommen. Litauische Konfirmanden sind aber auch in diesen Kirchspielen schon seit einer Reihe von Jahren nicht zu verzeichnen gewesen. In dem ganzen übrigen Gebiet erinnern nur die litauischen Namen daran, daß dort einst ein anderer Stamm als der deutsche herrschend gewesen ist. Zum nicht geringen Teil ist allerdings der Wandel erst in unserm Jahrhundert vor sich gegangen;

---

* Vgl. die Karten über die Verteilung der Nationallitauer und über die litauischen Konfirmanden S. 140 und 141.


Die nationallitauische Bevölkerung
im preussischen Litauen
entw. v. E. Zimmerriemer.
Überwiegend Deutsche
Litauer
1-10% der Bevölkerung Litauer
10-30% " " " "
30-50% " " " "
50-70% " " " "
70-100% " " " "
Kuren und Litauer
Memel
Prökuls
Heydekrug
Russ
Kaukehmen
Neukirch
Tilsit
Heinrichswalde
Ragnit
Skaisgirren
Labiau
Mehlauken
Lasdehnen
Kraupischken
Schirwindt
Pillkallen
Tapiau
Stallupönen
Wehlau
Insterburg
Gumbinnen
Allenburg
Friedland
Darkehmen
Gerdauen
Nordenburg
Goldap
Szittkehmen

denn in den ersten Jahrzehnten war die litauische Bevölkerung in diesen Gegenden noch recht zahlreich. Schröder bezeichnet sich in der Geschichte Goldaps als deutsch-litauischen Pfarrer dieser Stadt; in Dombrowken südlich von Darkehmen mußte der Geistliche 1832 neben der



deutschen eine litauische Probepredigt halten; im Kirchspiel Mehlkehmen war 1836 noch etwa ein Drittel der Bevölkerung litauisch.

Nördlich der Pregellinie ist die litauische Sprache in den Kreisen Wehlau* und Gumbinnen erloschen, in den Kreisen Insterburg und

* Hier sind bereits vor etwa vierzig Jahren die letzten litauisch sprechenden Personen, die sich im Kirchspiel Plibischken fanden, ausgestorben.

Stallupönen nur noch schwach vertreten, und auch in den übrigen Gebieten bis zur Memel schreitet der Germanisierungsprozeß rasch vorwärts. — Wenn der Litauer in bessere Verhältnisse kommt, lernt er von selbst das deutsche Wesen schätzen; denn seine Sprache entbehrt nicht nur einer nennenswerten Litteratur, er fühlt sich auch nach andern Richtungen hin als Nationallitauer beengt und lernt anderseits die mancherlei Vorteile kennen, welche die Germanisierung in sich schließt, wenn er durch wirtschaftliche oder gesellige Verhältnisse mit weiteren Kreisen in Berührung kommt. Der Soldat, der als Reservist in die Heimat zurückkehrt, ist stolz darauf, daß er sich deutsches Wesen angeeignet hat, und er trägt dann sein gut Teil dazu bei, das Litauertum zurückzudrängen. So ist die Verdeutschung im Kreise Pillkallen in den letzten Jahrzehnten außerordentlich vorgeschritten. Von der jüngern Generation nehmen so wenige am litauischen Gottesdienste teil, daß er in vielen Kirchspielen wegen zu geringer Beteiligung nur einmal monatlich gehalten wird; die litauischen Einsegnungen haben fast gänzlich aufgehört, und bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen hört man die litauische Sprache immer seltener. Im ganzen dürften die Litauer, welche sich ausschließlich ihrer Muttersprache bedienen, im Pillkaller Kreise heute etwa 15% der Gesamtbevölkerung bilden, und in etwa 50 Jahren wird dort das Litauertum nicht stärker vertreten sein wie den Kreisen Insterburg und Gumbinnen.

Weiter noch ist der Germanisierungsprozeß in dem hier in Betracht kommenden Teile des Kreises Labiau vorgeschritten. „Die Bewohner um Mehlauken, klagt Horn schon i. J. 1874, haben ihre Geschichte ganz vergessen, ihre eigentümlichen Trachten und ihre Gebräuche abgelegt. Einzelne bereiten sich noch den litauischen Haustrunk (Alaus), kochen die rote Rübensuppe (Bartsch); aber ihre Dainos sind verklungen, und ihre Sprache ist fast die einzige Erinnerung an ihren Ursprung.“ — Da der Litauer bei dem Festhalten an den Sitten und Gebräuchen der Vorfahren auch allen Neuerungen widerstrebt, selbst wenn sie noch so geeignet sind, seine Lage zu verbessern, so können wir uns freilich der Klage Horns nicht anschließen, müssen es vielmehr als einen Fortschritt ansehen, daß auch die litauische Sprache, die schon 1874 von der jüngern Generation wenig gesprochen wurde, allmählich dahinschwindet.

In den Kreisen Ragnit und Tilsit tritt nach der Memel zu das

Litauertum wieder mehr in den Vordergrund; am meisten aber hat es sich auf dem Memeler Plateau erhalten, wo die Kultur ebenso wie in frühern Zeiten noch am weitesten zurück ist.

Die Gegend nördlich von der Memel, die schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nachweislich ein wesentlich anderes Bild zeigte, als die südlicher gelegenen Gaue (S. 91), hat auch weiterhin ihre eigenen Schicksale gehabt, da der Orden erst verhältnismäßig spät dort seinen Einfluß geltend gemacht hat. — Die Bevölkerung war um 1250 in der Weise aus Litauern und Letten gemischt, daß die letzteren an Zahl überwogen, und später haben noch verschiedene Einwanderungen von Letten aus Kurland, die sich „Kuren"* nennen, stattgefunden. Eine große Zahl von Letten ist besonders im 15. Jahrhundert eingewandert; den größten Zuzug aus Kurland hat der Landstrich aber im 17. Jahrhundert erhalten, als die schwedische Soldateska (1628 bis 1629) im dreißigjährigen Kriege unter dem Rheingrafen Otto Ludwig in der Memeler Gegend gehaust hatte, so daß die Bevölkerung arg gelichtet war, und später in dem schwedisch-polnischen Kriege (1654—60), als das neutrale Kurland sowohl von Schweden wie von Polen mißhandelt wurde. — Trotzdem ist das Lettische auf dem Memeler Plateau im Laufe der Zeit vollständig in den Hintergrund gedrängt; nur in den Stranddörfern an der Küste von Nimmersatt bis Bommelsvitte bei Memel hat der den Fischfang liebende Kure seine Sprache erhalten, wenn er auch der Verdeutschung oder wenigstens der Litauanisierung keinen ernsten Widerstand entgegenzusetzen vermag.

Die jüdische Bevölkerung nimmt in Litauen dieselbe Stellung ein wie in den meisten deutschen Gauen weiter im Westen. Jedenfalls wäre es verfehlt, an ähnliche Verhältnisse wie in der Grenzlandschaft Szamaiten zu denken, wo von dem bunten unverschmolzenen Völkergemisch der Litauer, Polen, Deutschen und Juden letztere etwa 10 bis 12 % der Gesamtheit ausmachen und bei ihrem geschäftigen Treiben

* Die alten eigentlichen Kuren in Kurland sind finnischen Stammes und gehören sowohl der Sprache wie dem Körperbau nach zu den uralaltaischen Völkern, zu denen weiter die Magyaren, Lappen und Esthen zählen. Sie wurden in Kurland von den indogermanischen Letten verdrängt, die sich dort niederließen; nur einige Reste der wirklichen „Kuren" sind erhalten.

und der vielseitigen Sprachenkenntnis im Handel und Verkehr eine sehr wichtige Rolle spielen. — Da der Jude hauptsächlich vom Handel lebt, so hat er sich im allgemeinen die Städte zum Wohnsitz auserkoren und ist sonst nur vereinzelt anzutreffen. In Litauen findet sich indessen eine Kolonie (Kackschen) mit vorwiegend jüdischer Bevölkerung auch auf dem platten Lande an der von Ragnit nach Lasdehnen führenden Chaussee. Freilich nähren sich die Bewohner dieser Kolonie wenig vom Ackerbau, sondern sind hauptsächlich als Hausierer in der Umgegend und auf den Jahrmärkten zu treffen, wo sie im Kleinhandel ihren Unterhalt zu gewinnen suchen.

Einen vollständig fremdartigen Bestandteil in der Bevölkerung Ostpreußens bilden die Zigeuner, von denen mehrere Familien in Litauen, besonders auf dem Pillkaller Plateau ansässig sind. Die gelbbraune Hautfarbe und das blauschwarze Haar, wodurch sie auffallend von den übrigen Bewohnern abstechen, erinnern an ihre südliche Heimat in Indien, die sie vor Jahrhunderten verlassen haben. Infolge ihres Wanderlebens unter verschiedenen Nationen haben sie sich eine eigenartige Mischsprache gebildet: fenstra = Fenster, tischa = Tisch, malvas = Speck, mas = Fleisch, mara = Brot. — Ihr unwiderstehlicher Hang zum Vagabondieren verleidet ihnen jede Beschäftigung, bei der sie dem Zwange unterworfen sind. Pferdehandel, Lumpensammeln und Viehhüten sagt ihnen noch am ehesten zu; am liebsten unternehmen sie aber ihre Streifzüge durch die Provinz, wo sie mit Seiltanz, Puppenspiel und Taschenspielerkunststücken oder auch mit Wahrsagen, Betteln und Stehlen den Unterhalt zu erwerben suchen. — „Wenn der Wolf im Walde arbeiten wird, dann wollen wir es auch thun!“ „Wenn Gott Blut auf uns herabregnen läßt, dann wollen wir für Nichtzigeuner arbeiten!“ in diesen und ähnlichen Aussprüchen spiegeln sich nur zu klar ihre Neigungen wieder. Infolge des unverschämten, fast gewaltsamen und mit Drohungen verknüpften Bettelns sind sie vielen unheimliche Gäste, zumal das gemeine Volk ihnen großenteils die Gabe des Besprechens zutraut und ihre Rache fürchtet. — Aus alledem ist es erklärlich, daß in den frühern Jahrhunderten die strengsten Maßregeln angewendet wurden, um sie von Preußen fern zu halten. Nach einem Edikt vom 5. Oktober 1725 sollte sogar jeder

Zigeuner ohne Gnade gehängt werden, der über 18 Jahre alt in den preußischen Landen angetroffen würde; doch ist es nie streng gehandhabt worden; sie sind sogar im Amt Budupönen gegen Zahlung von bestimmten Abgaben geduldet worden.

Auch die mildere Verfügung vom 28. April 1748, wonach alle Zigeuner aufgegriffen und nach den nächsten Festungen gebracht werden sollten, scheint nicht lange Beachtung gefunden zu haben. Im Jahre 1832 finden wir schon mehrere Zigeunerfamilien im Regierungsbezirk Gumbinnen ansässig und seitdem hat sich ihre Zahl in Litauen wesentlich gemehrt. Im Insterburger Kreise haben mehrere Zigeunerfamilien bereits ihren Widerwillen gegen die Arbeit für Fremde aufgegeben, wenigstens sind ihre männlichen Mitglieder in den dortigen Ziegeleien vielfach als Arbeiter thätig.

Die friedliche Entwickelung Litauens wurde nach dem Tode Friedrich Wilhelms I. noch einmal durch den siebenjährigen Krieg unterbrochen, in welchem die Russen weite Striche Landes verheerten, ganze Güter und Vorwerke, gut angebaute Ortschaften und Bauernhöfe in Aschenhaufen verwandelten. — Erst nach Beendigung des Krieges sind durch die landesväterliche Fürsorge Friedrichs II., der die verarmten Gutsbesitzer aufs kräftigste unterstützte, die Wunden allmählich wieder geheilt worden. Vor allem erwarb sich dieser Fürst ein Verdienst um das Land, indem er die kleinen Besitzungen zu erhalten bestrebt war und unter allen Umständen zu verhindern suchte, daß die wüsten Bauernhufen zu den Gütern geschlagen wurden.

Litteratur.

Um die Erforschung der Zustände in der vorgeschichtlichen Zeit Preußens und Litauens hat sich eine ganze Reihe von Männern verdient gemacht, welche die Ergebnisse ihrer Studien besonders in den „Schriften der phys.-ökon. Gesellschaft“ und in den „Sitzungsber. d. Altertumsges. Prussia“ niedergelegt haben. Ganz besonders hervorzuheben ist Tischler, der diesen Forschungen seine ganze Kraft widmete, und Bezzenberger, der beste Kenner des Litauischen in unserer Zeit. — Zusammengefaßt sind die Resultate von Bötticher, „Die Bau- und Kunstdenkmäler der Prov. Ostpr.“, Heft VIII („Aus der Kulturgesch. Ostpreußens“) Königsberg 1898. — Für die spätere Zeit kommen außer den „SS. rer. pruss.“ besonders in Betracht die Werke von Lohmeyer, „Geschichte von Ost- und Westpr.“, Gotha 1881; Weber,

„Preußen vor 500 Jahren", Danzig 1878; Beheim-Schwarzbach, „Friedrich Wilhelms I. Kolonisationswerk in Litauen", Königsberg 1879; Pobłocki, „Kritische Beiträge zur ältesten Geschichte Litauens" in der Altpr. Mon. 1880, S. 33 ff., wo die Quellen und Hilfsmittel zur ältesten Geschichte Litauens ziemlich vollständig zusammengestellt sind; Voigt, „Geschichte Preußens", 1827—39; Töppen, „Historisch-comparative Geographie von Preußen", Gotha 1858, und eine Reihe von Aufsätzen in den „Pr. Prov.-Bl., der „Altpr. Monatsschrift", den „Notizen von Preußen", dem „Preußischen Archiv" u. a.

Die Litauer.

Die Bewohner litauischer Herkunft, die in der Landschaft Litauen naturgemäß in hervorragender Weise unser Interesse in Anspruch nehmen, sind im allgemeinen mittelgroß und haben einen kräftigen, derben, zu Strapazen geeigneten Körperbau. Die Gesichtszüge sind regelmäßig, zeigen aber nicht selten einen listig verschlagenen Ausdruck. Man sieht viele Gesichter, die besonders wegen der auffallend frischen Farbe, welche die Litauer auszeichnet, schön zu nennen sind, im allgemeinen zeigen sie aber einen wenig bedeutenden Ausdruck.

Die Züge des Litauers beleben sich, wenn er bei seinem lebhaften Temperament in eine eifrige Unterhaltung gerät. Er spricht viel und gern und gerät dabei nicht selten in leidenschaftliche Erregung. „Begegnet man," sagt Asmus (1865), „wenn ein Jahrmarkt in der Stadt ist, den zurückkehrenden Marktleuten, so hört man selten deutsch sprechen, weil die Litauer sich viel lebhafter und viel lauter unterhalten, als die an Zahl ihnen überlegenen Deutschen."

Das schlichte Haar des Litauers ist kastanienbraun oder blond. Die Augen haben eine braune, blaue oder graue Färbung und fallen zuweilen fast ins Gelbe. Die hervortretenden Jochbeine und die spitze Nase sind fast allen litauischen Gesichtern eigen, tragen aber wenig dazu bei, die Schönheit zu heben. „Der Mann," sagt Asmus, „hat in seiner Jugend etwas Unternehmendes in seinem Äußern, den Greisen ist stets ein sehr ehrwürdiges Ansehen eigen. Das Weib hat zwar in der Jugend etwas Lockendes, Üppiges, verblaßt aber bald und wird dann zur grinsenden Fratze." Der starke Körper der Litauer zeigt sich

sowohl der harten Arbeit wie den Ausschweifungen des Trunkes, dem sie nur zu sehr ergeben sind, gewachsen, so daß sie wenig an Krankheiten zu leiden haben. Selten nehmen die Nationallitauer einen Arzt in Anspruch; sie helfen sich im allgemeinen durch Hausmittel und — durch Besprechen. In frühern Zeiten brachte die Mutter am Tage nach der Geburt, ohne nach Wind und Wetter zu fragen, oft auf meilenlangem, beschwerlichem Wege das Kind zur Taufe. Dabei entschädigte sie sich meistens nach der heiligen Handlung im Kruge sonder Schaden für ihre Gesundheit durch den Genuß von Branntwein in solchem Maße, daß sie sinnlos zusammenbrach. Noch am Anfange des Jahrhunderts war es Regel, daß das Kind ohne Wehemutter zur Welt kam, und auch heute tritt dieser Fall bei den Litauern weit häufiger ein als bei den Deutschen.

Eigenartig ist in der Gegend von Memel das Auftreten der Lepra, die von Rußland hieher verschleppt sein dürfte, doch kommt sie nur sehr vereinzelt vor und zeigt nicht im entferntesten die Bösartigkeit wie der Aussatz der Juden. Neuerdings hat sich die Regierung entschlossen, die Krankheit energisch zu bekämpfen, und es wird in der Nähe von Memel ein Lepraheim errichtet, um durch Abschließung der Kranken die Weiterverbreitung des Übels zu hindern.

Die litauische S p r a c h e bildet mit der lettischen und der bereits ausgestorbenen altpreußischen einen besondern Ast des indogermanischen Sprachstammes. Von den lautlichen Veränderungen, die bei jeder lebenden Sprache eintreten, ist sie möglichst frei geblieben und hat sich so auf einer sehr alten Lautstufe erhalten. Keine von den lebenden indogermanischen Sprachen zeigt in den Lauten so viel Altertümlichkeit als die litauische. Die altpreußische, von der sie im grammatischen Bau an Altertümlichkeit noch übertroffen wurde, stand ihr sehr nahe, so daß man sie fast als Dialekt des Litauischen anzusehen versucht ist, während das Lettische sich als ebenbürtige, jüngere Schwester darstellt.

	altpr.	lit.
Gott	deiwas	diewas (Sanskr.: dewas)
wir hören	mes kirdime	mes girdime
Tochter	dockti	dukte
Engel	angol	angelas
Name	wirdas	wardas
Dorf	caimo	kiemas
Vater	tavve	tewas.

Das Litauische zerfällt sowohl auf preußischem wie auf russischem Gebiet in eine große Zahl von Dialekten; doch kann man in Preußen drei Hauptgruppen unterscheiden, bei denen sich außer den Vokabeln auch in den Flexionsformen eine auffallende Verschiedenheit zeigt. 1. Die Dialekte von Stallupönen, Pillkallen und Ragnit, bis Tilsit; 2. die Dialekte von Tilsit und Heydekrug und das sogenannte Kurische der Haffgegenden; 3. die Dialekte von Prökuls, Memel und Deutsch-Crottingen.

Der Memeler Dialekt erscheint auch den benachbarten Mundarten gegenüber so fremdartig, daß Kurschat in seiner „Grammatik der litauischen Sprache" (Halle 1876, § 24) den Memeler Distrikt von dem preußischen Litauen ausgeschieden wissen will. Die Südgrenze geht etwa 3 km nördlich von Prökuls vorüber und tritt so scharf hervor, daß Ausdrücke im Nachbardorfe von sonst mit einander bekannten Personen zuweilen nicht verstanden werden. Im Norden reicht der Distrikt bis in das Kirchspiel Deutsch-Crottingen hinein. — Eine sehr bemerkenswerte Eigentümlichkeit des Memeler Dialekts besteht in dem Fehlen der Mischlaute ů und ë (ie); letzterer ist wohl bisweilen, aber selten hörbar. Das ů ist hier langes ū oder o, ë (ie) meistens geschlossenes è, mitunter auch y. Außerdem werden die Lautgruppen di und ti niemals in die Assibilaten dź und cz erweicht, sondern es wird stets die unveränderte harte Form beibehalten.

Die Mundart, welche in der Niederung gesprochen wird, zeigt den Verfall der litauischen Sprache im höchsten Maße. Sie hat nicht nur zahlreiche Germanismen aufzuweisen (gérkit laukan: trinket aus), sondern es sind auch rein deutsche Wörter unter die litauischen gemischt.

Mustergiltig ist besonders die Ragniter Mundart. Dem reinen Schriftdialekt, der als höhere Einheit inmitten der einzelnen Mundarten allgemein verstanden, aber fast nur auf der Kanzel gehört wird, kommt aber die Sprache der Litauer im Kreise Stallupönen am nächsten. Schnaubert trennt aus diesem Grunde in seiner „Beschreibung des Kreises Pillkallen" die Stallupönen-Pillkallen-Ragniter Gruppe in zwei scharf gesonderte Teile. — Der Dialekt, welcher südlich von der Kreisgrenze gesprochen wird, unterscheidet sich von dem weiter nördlich vorherrschenden besonders dadurch, daß in letzterm für unbetontes aus-

lautendes o und é die Vokale a bezw. e eintreten. „Da dieser dialektische Unterschied," fährt Schnaubert fort, „sich über die russische Grenze hinaus fortsetzt, da er diesseits und jenseits derselben räumlich scharf abgegrenzt ist, und da sich die Grenzen des Gebrauches von auslautendem o und é im allgemeinen mit denjenigen des alten Jatwingerlandes decken, so scheint die preußisch-litauische Schriftsprache überhaupt kein litauisches Idiom zu sein, sondern die Fortsetzung der angeblich ausgestorbenen jatwingischen Sprache." — Ich führe diese Hypothese hauptsächlich deswegen an, weil bei Voraussetzung ihrer Richtigkeit auch in ethnologischer Hinsicht zwischen den nichtdeutschen Bewohnern auf beiden Seiten der südlichen Grenze des Pillkaller Kreises ein wesentlicher Unterschied zu machen wäre und die Kreisgrenze zugleich eine alte Völkerscheide darstellen würde.

Die Deklination und Konjugation sind reich an Formen; es giebt sowohl einen Dual als einen zwiefachen Ablativ, von welchen der eine das Mittel oder Werkzeug bezeichnet, der andere zu Ortsbestimmungen dient. Ebenso hat die Sprache, die im ganzen arm an Worten ist, eine Fülle von Bezeichnungen, wo es sich um Dinge handelt, die in dem Leben des Litauers eine besondere Rolle spielen. Bei seinem Sinne für Familie und Verwandtschaft unterscheidet er nicht nur Onkel und Tante, sondern auch den Bruder der Mutter (awynas) von dem des Vaters (dedis); dem entsprechend nennt er dann die Frau des awynas awynene und die des dedis dedene ꝛc. — Die verschiedene Beschaffenheit des Bodens weiß er durch besondere Bezeichnungen zu veranschaulichen. So unterscheidet er das Brachland (pudicus) von schlammigem Lande (dumblyne), während er ein Land, wo Acker und Wiesen gemischt sind, laukas nennt.

Für Dinge, die der Litauer durch die Deutschen gelernt hat, gebraucht er auch die deutschen Bezeichnungen, denen nur die litauische Endung angehängt wird: staatsanwaltos = Staatsanwalt. — Die Namen, welche er aus dem Deutschen übernommen hat, sind größtenteils völlig umgestaltet; denn der Litauer spricht jeden Namen so aus, wie es seiner Zunge zusagt; er verändert die Vokale und scheut sich nicht, Anfangs- oder Endsilben fortzulassen. Das neugestaltete Wort pflegt er dann aber mit einer den litauischen Wörtern eigentümlichen Endung

is, ys, as, us zu versehen, oder er bildet die Diminutivform: Abrýs = Abraham; Ansas, Anusis, Jons, Jonùtis = Hans, Ilsbe, Ilzbýta = Elsbet.

Wie aus dem Deutschen, so sind in den Grenzdistrikten viele Worte auch aus dem Polnischen in die litauische Sprache übergegangen, so daß sich in manchen Gegenden eine vollständige Mischsprache herausgebildet hat.

In ihrem Denken und Fühlen zeigen die Litauer eine bewundernswürdige Zartheit und Feinfühligkeit; ihre Sprache ist deshalb reich an zärtlichen Diminutiven, nicht nur für Personen, sondern auch für Sachen. Schon die Stadt, die ihnen besonders Angenehmes bietet, belegen sie mit einem zärtlichen Ausdruck und gehen nicht nach Tilse, sondern Tilsitte (Tilschen); sie würden es lieblos finden, wenn sie von dem Arm statt dem Ärmchen, von der Hand statt dem Händchen des Kindes reden würden. Bezeichnungen einer lieben Person mit „Herz“, „mein liebes Herzchen“, „mein Liebchen“, „mein Kätzchen“ ꝛc. beruhen auf demselben Grunde. Der Litauer ist aber ebenso reich an treffenden Bildern, wenn er seinen Spott auslassen will, wozu er eine ganz besondere Neigung hat, wer irgend eine auffällige Schwäche zeigt, kann eines treffenden Beinamens sicher sein. So nennen sie wohl einen Heuchler „Gesichtsverdreher“, einen Schmeichler „Hundeschwanz“ und dgl. Immerhin sind sie dabei nicht so platt ausfallend und grob wie der gemeine Pöbel unter den Deutschen. Auch an Schimpf- und Lästerworten ist in der litauischen Sprache kein Mangel. Andererseits enthält sie sehr höfliche Ausdrücke und Wendungen, wenn es sich um die Anrede von Personen handelt, denen sich der Litauer unterordnet.

Der Reichtum an Worten zur genauern Bezeichnung nahe liegender Verhältnisse, die Formenfülle in der Deklination und Konjugation, sowie die häufige Anwendung der Partizipialkonstruktion führen zur Kürze und Schlagfertigkeit des Ausdrucks.

Die Litauer lieben ihre Sprache über alles und sprechen sie, wo sie können. Auch wenn sie des Deutschen mächtig sind, sagt ihnen die Schilderung schwieriger Verhältnisse in der litauischen Sprache viel mehr zu; sie bedienen sich deshalb vor Gericht am liebsten eines Dollmetschers. Derselbe Mensch, der beim Gebrauch der deutschen Sprache

einen beschränkten, stumpfen Eindruck machte, erscheint wie umgewandelt, sobald er litauisch reden darf: seine Züge beleben sich und er giebt treffende, sichere Antworten. — Die Litauer aber, die schon etwas vornehm thun, verleugnen, wenn sie unter Deutschen sind, die litauische Sprache, ja sie schämen sich ihrer, und hierin bekundet sich das Schicksal, dem das Litauertum verfallen ist: die litauische Sprache wird in absehbarer Zeit zu den toten gerechnet werden, und die Nation hat damit aufgehört zu existieren.

Da die dichtere Besiedelung Litauens in die Zeit der Hohenzollernherrschaft fällt, so ist dem Luthertum die Aufgabe zugefallen, die heidnischen Anschauungen, die bei dem Naturvolk so außerordentlich schwer zu verdrängen waren, durch christliche zu ersetzen. Daher bekennt sich die Bevölkerung Litauens fast ganz zur lutherischen Kirche, zumal auch die Kolonisten, die nach den Verheerungen durch die Pest Litauen bevölkerten, zum großen Teil wegen ihres Gegensatzes im Glauben zum Katholizismus ihre Heimat verlassen hatten. Nur im nördlichen Teile, besonders längs des Memelstromes finden sich Katholiken in etwas größerer Zahl. Im Kreise Memel waren nach der Zählung vom 2. Dezember 1895 3,27 % der Bevölkerung Katholiken, im Kreise Heydekrug 3,73 %, im Land- und Stadtkreise Tilsit 2,46 %. Dagegen hat der Kreis Stallupönen, in welchem nächstdem die Katholiken am zahlreichsten vertreten sind, nur 1,27 % aufzuweisen, der Kreis Darkehmen nur 0,29 %. — Die jüdische Bevölkerung machte im Kreise Memel, wo sie am stärksten vertreten ist, 1,9 % aus. Nächstdem kam Tilsit mit 1,1 %, Stallupönen mit 0,80 % und Ragnit mit 0,79 %, während andererseits Goldap nur 0,37 und Darkehmen nur 0,35 % Juden aufzuweisen hatten. Die Reformierten, die in Litauen einwanderten, haben zwar ihre Sondergemeinden begründet, von denen einige noch bestehen; doch ist durch die Union vom Jahre 1817 der Unterschied zwischen der reformierten und lutherischen Auffassung, soweit sie die Laienkreise berührt, derartig verblaßt, daß in der Schule der Religionsunterricht für lutherische und reformierte Zöglinge gemeinsam erteilt wird.*

* Die Litteratur ist zum größten Teile dieselbe wie beim nächsten Abschnitt und wird hier behandelt werden.

Kulturzustand der Litauer.

Über die alten Litauer lautet das Urteil sehr verschiedenartig. Hennenberger, der die Bewohner des Amtes Insterburg vor Augen hat, sagt von ihnen, daß „sie ein starkes Volk seien und nach ihrer Art Gottesförchtig, so ihre Pfarherr ehren, der Obrigkeit gehorsam und willig thun, was sie pflichtig sein, doch wenn sie über billigkeit und Pflicht getrieben werden, halten sie ob einander, fallen auf wie die Bienen. Und ob sie auch wohl mit dem leidigen Sauffflaster, so in diesen Landen sehr gemein ist, beladen sein, auch also, das sie zu zeitten vollerweise Junge, Alt, Mann, Weib, Knecht, Magd nicht anders als das Vieh zusammen auf der streiv liegen, dennoch erfährt man nicht Unzucht von ihnen."

Ein anderes Bild geben uns die Verordnungen, welche fast um dieselbe Zeit vom Markgrafen Georg Friedrich* erlassen sind. Sie schildern die kirchlichen und sittlichen Zustände in den Gegenden von Willkischken bis Schirwindt, Pillkallen und Kraupischken in den schwärzesten Farben und zeigen ein wüstes Heidentum mit Sabbatschändung, Unkeuschheit, Unzucht, Ehebruch und andern Lastern verknüpft.** Ebenso klagt ein Anschreiben des Markgrafen an die Hauptleute in Insterburg, Georgenburg, Saalau u. a., daß die Unterthanen, „bevoraus die Litauen, ein wildes, ruchloses Leben treiben." — Auch in dem Recessus generalis vom Jahre 1638 wird geklagt, daß sie von den wichtigsten Lehren des Christentums nichts verstünden, sehr unfleißig zur Kirche kämen und sich lieber mit Holzfahren, Pilzenlesen, Liegen in den Badestuben 2c. beschäftigten. Unzucht, Blutschande und Ehebruch seien unter ihnen ebenso wie unter den Deutschen im Zunehmen begriffen.

Jedenfalls aber hat Hennenberger darin recht, daß sie ein starkes Volk gewesen sind und daß sie an das Leben keine hohen Ansprüche

---

* Georg Friedrich führte von 1577 bis 1603 für Albrecht Friedrich die Regentschaft.

** „Eine neu aufgefundene Urkunde von 1578" von Bezzenberger in der Altpr. Mon. 1877, S. 459 ff.

stellten. In alter Zeit begnügten sich die meisten damit, auf Strohsäcken zu liegen; kaum wußten sie etwas von Kopfkissen und Bettdecke; auch am Ende des vorigen Jahrhunderts war der Gebrauch von Betten noch nicht ganz allgemein verbreitet, und selbst heutzutage kommt es dem Litauer nicht viel darauf an, ob er in seinen Kleidern eine Bank als Lagerstätte benutzt oder sein Bett aufsucht. Ihrer physischen Kraft haben sie es zu verdanken, daß von den Deutschen das litauische Mädchen als Amme, der litauische Knecht auf dem Felde, der litauische Soldat im Kriege geschätzt wird.

Bürste und Kamm gehörten noch Ende des 17. Jahrhunderts zu den Nippsachen und wurden so hoch gehalten, daß von diesen kostbaren Gegenständen höchst selten Gebrauch gemacht wurde, auch wenn man sie wirklich besaß.

Ihren Hausrat verfertigten sie sich bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts selbst, und vereinzelt geschieht dies wohl auch heute noch. — Sie bauten ihre Schlitten, schnitzten die Holztröge und Eimer, machten ihre Kleider, brauten den Alaus, stampften im Hause die Graupe und ließen das Korn auf der Handmühle mahlen. Außer dem Schmied brauchten sie höchst selten einen Handwerker. Allerdings entwickelten sie auch bei der Herstellung dieser Dinge eine Geschicklichkeit, die selbst von ihren Gegnern anerkannt worden ist.

Die Kinder wurden und werden noch heute an ein höchst einfaches Leben gewöhnt, gegen Kälte und Hitze in gleicher Weise abgehärtet und frühe zu ernster, anstrengender Arbeit angehalten. Bei jeder Witterung sieht man sie barfuß und im bloßen Hemde umherlaufen, selbst wenn Schnee und Eis noch auf den Feldern liegt, so daß sie jedwede Unbill des Wetters geduldig ertragen, ohne dabei ernstlich krank zu werden. Auch im Winter ist ihre Kleidung so leicht, daß sie sich mit Vorliebe im Bett oder am warmen Ofen aufhalten.

Von der Kleidung der Erwachsenen hören wir, daß sie „gar schlecht und gering und von einerley Farbe und Form“ gewesen sei. Die Männer trugen im Sommer leinene Röcke, im Winter solche von grauem, grob wollenem Stoff, der in Ostpreußen als „Wand“ bezeichnet wird und bei den Litauern, besonders in der Memeler Gegend, auch heute noch viel Verwendung findet. Diese Röcke reichten ihnen

bis auf das Knie und waren gewöhnlich mit farbigen Aufschlägen und Kragen versehen. Statt der Knöpfe hatten sie Haken und Ösen oder Schnürbänder. In dem breiten ledernen Gürtel mit großer Messingschnalle (dirżas), der über dem Rock den Leib umschlang, trugen sie nach Brand noch 1683* ihr Messer samt Wetzeisen „vorn an abgehenket.“ Die Hosen waren aus demselben Tuch oder aus grober Leinwand gemacht und reichten bis über die Waden. Die Fußbekleidung bestand aus sogenannten Klumpen (Gänserümpfen), die aus einem Stück Holz ungefügig hergestellt waren, und auch jetzt noch vielfach auf dem Lande im Gebrauch sind, oder aus Pareskan. Letztere wurden aus Baumrinde oder Bast hergestellt, womit man noch weiter aufwärts die Beine bis über die Waden umflocht. Darunter befanden sich keine Strümpfe, sondern Lappen, die geschickt von dem Flechtwerk überspannt waren. Zu einer derartigen Fußbekleidung brauchte man die Rinde von fünf jungen Linden, so daß die Forsten unter der Sitte des Pareskentragens schwer zu leiden hatten. Daher wurde schon im 18. Jahrhundert von der Regierung verboten, Paresken anzufertigen, und man sieht die Tracht heute nur noch hin und wieder jenseits der russischen Grenze, doch so, daß statt des Bastes dünne Stricke um Fuß und Waden geschlungen sind.** — Lederstiefel trägt auch heute der Litauer gewöhnlich nur in der Stadt und in der Kirche, oder bei festlichen Gelegenheiten. Zu Hause bedient er sich der Holzklumpen oder er geht barfuß. Dabei scheut er schlechtes Wetter nicht und entledigt sich oft schon der Fußbekleidung, wenn Schnee und Eis noch nicht von den Feldern weggetaut sind, während er den Kopf warm hält und auch im Sommer für genügende Bedeckung sorgt.

Da die Farbe und Form der Kleidung bei allen ziemlich gleich war, so bot eine Versammlung der Litauer in der Kirche einen fast militärischen Anblick. — Hie und da haben die Männer wohl auch eine malerische Tracht. So weiß Sauerwein von einem weißen, an den Achseln gestickten, über die Beinkleider herabfallenden Hemde zu

* Gedruckt sind Brands „Reysen 2c.“ im Jahre 1702.

** In Preußen sollen die Litauer nach dem Verbot der Bastschuhe diese auch vielfach durch Sandalen von Rindleder und dünne Stricke, die sie um die Waden flochten, ersetzt haben.

erzählen, das auf russischer Seite noch zuweilen gefunden werde. Es war in der Taille durch einen bunten Gürtel zusammengehalten und darüber wurde eine meistens bunte, zuweilen gleichfalls gestickte Weste getragen. In Rußland sieht man auch noch den breiten, steifen Filzhut mit großer Krempe, der freilich mehr und mehr von der russischen Mütze verdrängt wird.

Die Kleidung fertigten, wie schon erwähnt, die litauischen Frauen selbst an und ebenso machte sich der Litauer seine Klumpen und Pareskten mit eigener Hand. Hierauf beruht das Scherzwort Albrechts I., daß er im Insterburger Bezirk 15 000 Schuster hätte. Wirkliche Schuhmacher waren außerordentlich selten; auf 1000 Mann kam im Durchschnitt kaum einer, der dies Handwerk als Erwerbszweig betrieb.

Die Kleidung der Männer verrät noch heute hin und wieder die Eigenart der Vorfahren, doch ist das Streben nach einer Nationaltracht nicht mehr vorhanden, vielmehr kleiden sie sich, wie es ihnen bei ihren Verhältnissen am angemessensten und bequemsten erscheint. (Vgl. S. 156 und 164.) —

Anders ist es bei den Frauen, die eine besondere Nationaltracht beibehalten haben, wenngleich auch diese im Laufe der Zeit der Veränderung unterworfen gewesen ist. Die alte Marginne (von margas bunt) bestand aus zwei Stücken bunten Zeuges, das sie selbst verfertigten. Von jeder Seite wurde eines unter dem Arm um den Leib geschlagen und die beiden obern Zipfel über der entgegengesetzten Schulter zusammengeknüpft oder mit Schnallen befestigt, so daß die Arme zwar frei blieben, Leib und Rücken aber doppelt bedeckt war, da die beiden Stücke hier über einander lagen. Um den Leib wurden diese durch einen bunt gestickten Gürtel zusammengehalten. Im Winter hingen sie dann noch eine weiße wollene Decke über die Schultern, wodurch ihnen nach dem Urteil Rankes kein vorteilhaftes Ansehen gegeben wurde. Von der Marginne selbst bemerkt dagegen Brand (1683), daß sie „sehr possierlich und der Zigeunerkleidung nicht ungleich" gewesen sei.

Diese alte Tracht ist allmählich durch ein weites faltiges Röckchen von koketter Kürze verdrängt,* das von der Hüfte bis zum Schenkel

* Ostermeyer bemerkt 1783, daß die alte Tracht, die äußerst unbequem wäre, nur noch in dem Gebiet nördlich von Heydekrug üblich sei.

herabreicht. Es wird ebenfalls Marginne genannt, besteht meistens aus Wolle, selten aus Seide und zeigt eine bunte Farbenmischung, oft



Litauische Bauernfamilie.
Nach einer Photographie von M. Garfein in Memel.

in eigenartiger Zusammenstellung; besonders ist der untere Rand durch Streifen von lebhafter Farbe geschmückt. Unter der Marginne werden je nach der Jahreszeit noch mehrere Röcke getragen. Über dem weißen Hemde mit bauschigen Ärmeln, die im allgemeinen einen großen Teil

des Armes frei lassen, sitzt eng angeschlossen ein Mieder, meist von schwarzer oder grüner Farbe. Eine breite, reich gestickte Schürze, farbige Strümpfe und Schuhe mit hohen Absätzen vollenden die malerische Tracht. Sie gestaltet sich einförmiger, wenn die warme in den Hüften eng anschließende kurze Jacke mit den weiten bauschigen Ärmeln (poveraitis) das schmucke Mieder und das blendend weiße Hemde verdeckt, das gewöhnlich an der Achsel, am Halse und an den Handgelenken künstlich ausgenäht ist (Abb. S. 41, 156, 160 und 164). Bei großer Kälte wird darüber ein langer, bis an die Füße reichender, mit Iltis- oder Hasenfell verbrämter Mantel (pamuschtine) getragen oder ein mit Otternfell besetzter Pelz von ganz eigenem Zuschnitt, der dem der jetzigen Herrenschlafröcke nicht unähnlich ist. Über die Hälfte des Nackens und über die Schultern laufen im Zickzack und in Halbbogen parallel neben einander Goldtressen, sowie hell- und dunkelgelbe Borten. Durch einen bunt gearbeiteten, breiten gürtelartigen Paß, an dessen langen Enden starke Quasten hängen, wird er in großen Falten um den Leib zusammengezogen. Darüber aber ist oft noch ein mit der sinnigsten Erfindung von allerlei Stickmustern sauber gewirkter Linnen-Shawl geworfen und erhöht den Reiz des eigenartigen Anblickes. Die selbstgemachten bunten Handschuhe, mit blumigem Muster versehen, passen vorzüglich zu der litauischen Tracht; werden aber der Wärme wegen vielfach auch von Deutschen getragen.

Sehr mannigfaltig ist bei den Litauerinnen der Kopfputz. Im allgemeinen tragen sie zwei Zöpfe (kaseles), die nach vorn um den Kopf geschlungen und oft mit grünen Bändern durchflochten sind.

Die Haartracht der Frauen unterscheidet sich von derjenigen der Mädchen nur dadurch, daß die Zöpfe an den Haarwurzeln durch ein Band vereinigt sind. Dazu kommen zuweilen breite Stirnbänder, die vielleicht einst der Priestertracht entlehnt worden sind. Häufig schmücken sich die jungen Mädchen mit einem weißen Aufsatz von Spitzen und Blumen, in verschiedenen Formen gefertigt, oder auch mit einem Kranze, der am liebsten aus Rauten gewunden ist (Abb. S. 41, 160 u. 162). Den eigenartigen Kopfputz der Frauen geben die Abbildungen S. 156 und 158 wieder. Gewöhnlich aber wird von Frauen und Mädchen ein Kopftuch getragen, in manchen Gegenden mit dem Unterschiede, daß bei diesen der Zipfel über den Knoten herabhängt, während jene ihn einbinden.



Alte Litauerin im Sonntagsstaat.

Nach einer Photographie von R. Minzloff in Tilsit.

Im ganzen ist zu bemerken, daß die Trachten der Frauen in den verschiedenen Gegenden verschieden sind, und oft schon mit den Kirchspielen wechseln, wenn sie auch in den Grundformen sich überall gleichen.

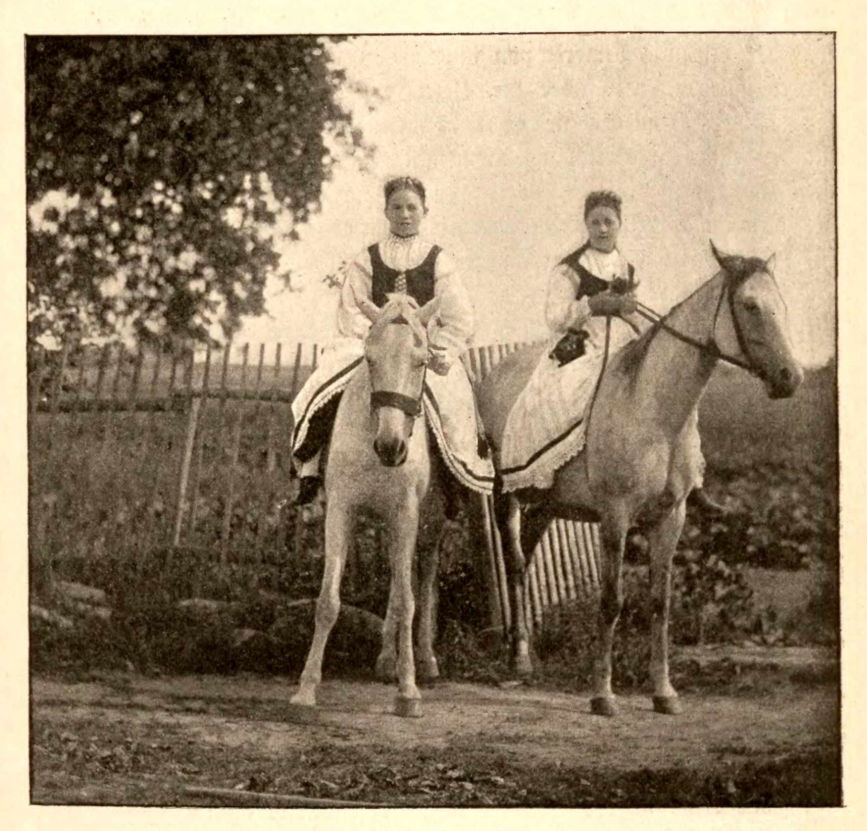
Als Wohnungen dienten den alten Litauern niedrige Hütten, die im allgemeinen aus Rundholz aufgebaut und mit Stroh gedeckt waren. Lucanus bemerkt von ihnen, daß sie zwar Schwarzhaus genannt würden, eher aber die Bezeichnung Schweinhaus verdienten. Augenscheinlich waren sie ohne Schornstein gebaut, wie aus ihrem Namen und der Erklärung Hennenbergers, daß sie von Rauch und Ruß schwarz genug seien, zu ersehen ist. Dieser Schriftsteller, der für die Zustände des 16. Jahrhunderts, in dem er schrieb, besonders wichtig ist, erzählt weiter, daß der Litauer zu verschiedenen Arbeiten besondere Häuschen gehabt habe, so daß auf dem Hofe eines wohlhabenden Litauers wohl zwanzig kleine Gebäude standen, die einfach hergestellt und mit Brettern bedeckt waren. Zum Mahlen des Kornes diente das Mahlhaus (maltuwe), zum Dreschen die Tenne (jauge), zum Baden die Badstube (pirthe), zum Trocknen für das Getreide die Trockenstube (źardai), zum Aufbewahren der Vorräte die Klete u. s. f. — Dagegen hatten sie keine Scheunen, sondern errichteten mit dem Getreide im Freien hohe Kupsen nach Art unserer Strohberge, ohne sie auch nur zu überdachen.

In einem solchen Gehöft wohnte oft eine ganze Reihe von Familien beisammen, indem die verheirateten Söhne, und oft auch die Enkel, dort blieben. So wird uns ein Fall erzählt, wo die Eltern, sechs verheiratete Söhne und drei verheiratete Enkel mit ihren Kindern, im ganzen 54 Personen, einen einzigen Hof inne hatten.

Von dem ursprünglichen Wohnhause des Litauers (námas) haben wir zwar keine nähere Beschreibung,* doch dürfte es im 16. Jahrhundert im wesentlichen von dem der Letten kaum abweichen, und von diesem hat uns Brand in seinen „Reysen durch die Mark Brandenburg ꝛc.“ (1683; gedruckt Wesel 1702) eine anschauliche Schilderung hinterlassen: „Sie wohnen,“ heißt es da, „in elenden und geringen Häuserchen, worinnen mehrmalen nur eine Rauchstube und bisweilen

* Nach Bezzenberger besteht ein Zusammenhang zwischen dem litauischen und dem finnischen Hause.

ein beigelegenes Speicherchen ist. In der Rauchstube haben sie einen von dicken Kieselsteinen verfertigten Ofen, den sie heftig einhitzen, nah bei welchem sie auch des Nachts alle unter einander Vater, Großvater,



Litauerinnen zu Pferde.
Nach einer Photographie von R. Minzloff in Tilsit.

Mutter, Kinder vermischt schlafen auf der Erden, auf etlichen untergelegten Lumpen, wiewohl auch etliche Bettstätte allda gefunden werden. Das übrige ist vor ihr weniges Viehchen. Diese Häuser sind alle von dickem Fichtenholz, welches sie auswendig meistenteils etwas gleich machen, inwendig aber rund lassen, so artig zusammengeschürzet

von ihnen selbst, daß kaum der Wind dadurch einbrechen kann, fügen auch unterweilen von dem Most der Bäume zwischen beiden, sind oben mit Stroh oder mit übergelegten flachen Hölzern überdecket."

Zu diesem Wohnhaus trat in späterer Zeit infolge des Verkehrs mit andern Völkern und nachdem das Bedürfnis nach einer bessern Lebenslage wach gerufen war, mindestens ein zweites Wohnhaus (stubà). Stubà ist jedenfalls von iżba (istuba) abzuleiten, also nicht aus dem Deutschen, sondern aus dem Slavischen, vermutlich von den Russen übernommen. Sie scheint im allgemeinen nur aus dem mit einem flachen Herd versehenen Flur und einem Wohnzimmer bestanden zu haben. In noch späterer Zeit wurden dann nach Bezzenberger námas, stubà und maltúwe zu einem Hause vereinigt, und es entstand die Grundform, auf die alle litauischen Bauernhäuser in Preußen zurückgehen.*

Das alte echte Litauerhaus war im allgemeinen aus über einander gelegten oder neben einander aufgerichteten Baumstämmen im Gehrsaß** erbaut (Abb. S. 162) und hatte in der Mitte einen bis zum Dache offenen Raum, den Flur, worin sich die verschiedenartigsten Wirtschaftsgeräte als Handmühle, Spaten, Sensen rc. befanden. Auf der einen Seite, gewöhnlich links vom Eingange, kam man in die Familienstube, welche zugleich die Küche vorstellte. Gekocht wurde im Sommer auf einem tragbaren Herde, von welchem der Rauch sich durch ein Loch in der Decke (auksztinnis) den Abzug suchte; im Winter benützte man zum Kochen den Ofen, der aber kein Abzugsrohr hatte, so daß der Rauch zunächst in die Stube drang, um sich den Weg nach der auksztinnis zu suchen. Die „gute Stube" auf der andern Seite des Flurs wurde gewöhnlich durch den langen Ziegelofen, der einen Abzug vermittelst einer sogenannten russischen Röhre hatte, in zwei Teile geteilt, so daß ein Raum für die Frau oder den Altsitzer übrig blieb.

Natürlich änderte sich die innere Einrichtung mit den Vermögens-

---

* Tetzner (in Globus LXXII, S. 249 ff.) bestreitet, daß die Grundform des alten Litauerhauses auf diese Vereinigung zurückzuführen sei; er entwickelt sie vielmehr aus der allmählichen Erweiterung des einfachsten altertümlichsten Wohnhauses, das auf der einen Seite des Flures die Wohnstube (stuba, istuba), auf der andern die Kammer (kamare) gehabt habe.

** Der Blockverband wird „Gehrsaß" genannt, vom lit. kértis, der Fuge, vermittelst der zwei Balken ineinandergreifen.



Litauisches Bauernhaus.
Nach einer Photographie von R. Minzloff in Tilsit.

verhältnissen, durch welche verschiedenartige Bedürfnisse wach gerufen wurden; in gleicher Weise wirkten die in einzelnen Gegenden herrschenden eigenartigen Anschauungen ein, und endlich hat der Wandel der Zeiten manche Veränderungen hervorgerufen. Zuweilen bildete die eine Hälfte des Hauses nur eine dunkele Vorratskammer oder sie wurde auch als Pferdestall benützt. Die Familienstube wurde andererseits oft wieder von einer Mittelwand durchschnitten, so daß hier zwei Räume zur Verfügung standen.

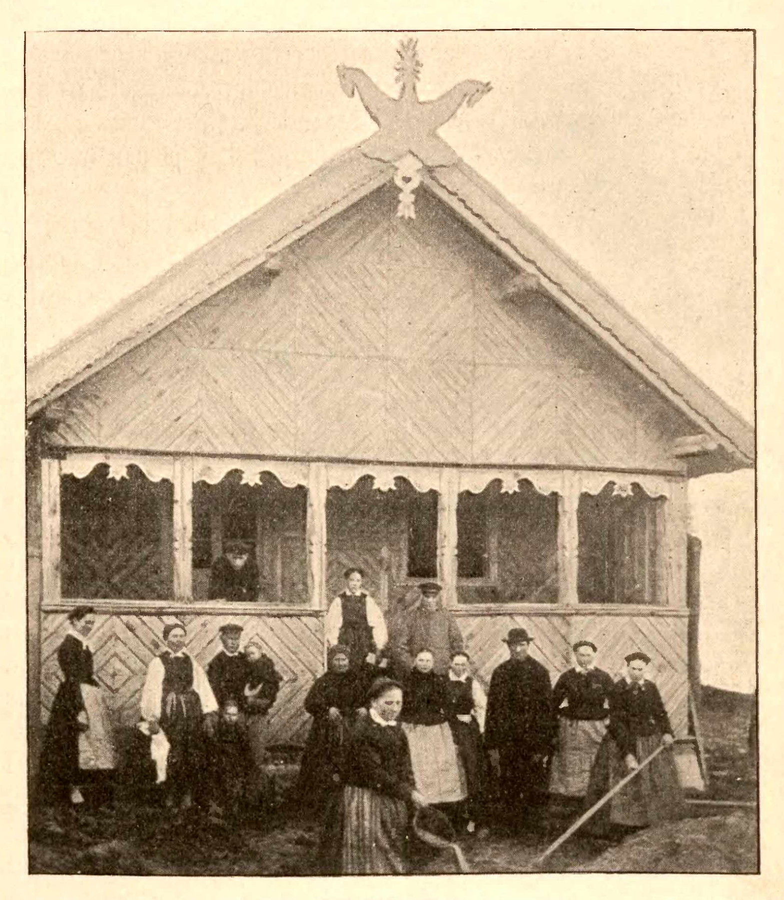
Auch der tragbare Herd ist allmählich verschwunden. Entweder wurden die Speisen in der Küche zubereitet, die sich in dem Flur befand, oder es war in der Rauchfangwand der Stube eine Nische (kaminelis) zu diesem Zweck angebracht.

Das Hinterstübchen („hinter dem Ofen") bewohnte im allgemeinen ein Losmann oder der Hirte, welcher der Reihe nach von jedem Wirt ein Jahr beherbergt wurde. — Die Fenster, die im alten Litauerhause überhaupt sehr klein waren, hatten ursprünglich nur e i n e n breiten Flügel, der in einem Rahmen auf und zugeschoben wurde; erst zu Tribukeits Zeit, also in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, kamen Haken und Krampen in Gebrauch.

Die kleinen Nebengebäude verschwanden allmählich, und es wurde im allgemeinen Regel, daß außer dem Wohnhause bei einem Hof auch Stall und Scheune vorhanden waren. — Nur die Klete ist geblieben, freilich in vollständig veränderter Form. Die spätere Klete, die der Litauer wohl auch von den Russen übernommen hat, bildet das Prunkgemach des Litauers. Die Vorderfront entlang, zuweilen auch am Giebel, läuft oft ein laubenartiger Vorbau mit hölzernen Säulen, durch den man in das große untere Gemach eintritt. Es hat einen gedielten Boden, gehobelte Wände und eine aus gespunteten Brettern bestehende Decke; aber weder Fenster noch Ofen. Hier befinden sich die Kisten und Kasten der Litauer mit Wäsche, Vorratsbetten, Kleidern und andern Schätzen. Eine Treppe führt nach dem obern Raum, der zum Aufspeichern von Getreide benutzt wird.

Im Anfange der sechziger Jahre überwog auf dem Lande noch der Holzbau mit Strohdach; doch fand schon damals der Massivbau bei Wohngebäuden wohlhabender Bauern immer mehr Eingang, und

massive Gebäude sind heute durchaus nicht mehr als Seltenheit zu betrachten, es sei denn, daß der Baugrund oder andere Verhältnisse den



Litauische Klete.
Nach einer Photographie von M. Garfein in Memel.

Holzbau zur Notwendigkeit machen. — Die ärmere Bevölkerung ist nach wie vor auf ihre elenden Hütten aus Holz oder Lehm angewiesen, in welchen den Bewohnern nur enge, schmutzige Stuben zur Verfügung stehen. Die Wohlhabenderen haben oft eine ganze Reihe von Zim-

mern, indem die Räume zu beiden Seiten des Flures durch Zwischenwände mehrfach geteilt sind; doch lebt die Familie im allgemeinen in ein bis zwei Stuben ohne Bequemlichkeit eingepfercht, und vielfach läßt die Reinlichkeit manches zu wünschen übrig. Wenn noch mehr Stuben vorhanden sind, stehen sie entweder leer oder werden als Vorratsräume benutzt, und nur bei größern Festen, wie sie gelegentlich einer Hochzeit oder eines Begräbnisses gefeiert werden, wird für sie Verwendung gefunden. Nicht selten haben sämtliche Familienmitglieder in ein und demselben Zimmer ihre Schlafstätten aufgeschlagen, Mann und Frau gewöhnlich in einem breiten Himmelbette, wo dann oft noch kleine Kinder Platz finden. Wenn die Familie groß ist, scheut man sich wohl auch nicht, die herangewachsene Jugend in einem Bette zusammenschlafen zu lassen, ohne daß auf das Geschlecht Rücksicht genommen wird. Die Knechte finden meistens im Stalle, wo ihr Bett, die „Hotze“, zuweilen an der Decke hängt, die Mägde in Kammern oder andern abgelegenen Winkeln des Hauses ihre Lagerstätte.

Einfach, wie das Haus selbst, ist im allgemeinen auch die innere Ausstattung. In der einen von den Ecken, welche der Thür gegenüber liegen, steht das Himmelbett mit den bunten Vorhängen, in der andern der einfache Eßtisch, hinter dem sich an den blau oder weiß getünchten Wänden ebenso einfache Holzbänke hinziehen. Eine Holzbank am Ofen, einfache Stühle und vielleicht ein schlichter Schrank oder ein Gestell zur Aufnahme von Tellern, Schüsseln, Töpfen und Löffeln vollenden das Mobiliar. — Besser ist die zweite, kleinere Stube ausgestattet, wo der Wirt und die Wirtin zu essen pflegen. Hier steht wohl im allgemeinen ein einfaches Bett; aber das feiner gearbeitete Glasspinde, die Kommode, ein Spiegel, bessere Stühle, ein kleinerer aber sauber gearbeiteter Tisch und die Bilder an den Wänden zeigen, daß wir es mit der „guten“ Stube zu thun haben.

Die Hofanlage ist heute fast überall nach fränkischer Art gestaltet. Nur im russischen Litauen stehen noch die Gebäude in bunter Ordnung durcheinander, wie es in frühern Zeiten allgemein üblich gewesen zu sein scheint.

Das Blumengärtchen am Hause bestellen die Litauerinnen mit vieler Liebe und auch mit Geschmack; denn sie sind große Blumen-

freundinnen. „Ein hübsches Blumenstück vor einem Hause zieht die litauischen Kirchgängerinnen zu Haufen herbei; sie verweilen bei Betrachtung der Blumen lange und mit solcher seelenvollen Gesprächigkeit, daß ein Deutscher nicht begreift, wie sie für einen so geringfügigen Gegenstand so viele Worte haben können."

Wie sich in Kleidung und Wohnung des Litauers eine große Bedürfnislosigkeit kund giebt, so auch in der Auswahl der Nahrungsmittel. Freilich scheint ihr starker, abgehärteter Körper sich nicht mit kleinen Portionen begnügt zu haben, so daß die Lebensweise einem Menschen, der an feineres Leben gewöhnt war und für die Eigenart dieses Naturvolkes nicht das rechte Verständnis hatte, außerordentlich roh erscheinen mußte. „Sie sind, schreibt Prätorius,* fressig wie ein Wolf, ihrer ein Teil fressen sich nimmer satt. Sie würffeln kein Korn, sondern mahlen es mit Spreu, denn klar Brodt ist ihnen wie Schaum. Weiße Erbsen verschlingen sie gantz, und die gehen ihnen auch, salva venia, gantz wieder durch den Leib. . . Sie essen Wölfe, Füchse, Raben, Eulen, Krähen und dgl. Fleisch."

Wenn wir von anderer Seite hören, daß ihre Speise einfach gewesen sei und aus Kohl, Erbsen, Rüben, Schwarz- und Kleienbrot bestanden habe, so dürfte dies eher sine ira et studio geschrieben sein, zumal es mit der heutigen Lebensweise des Litauers übereinstimmt. Fleisch kommt beim Litauer nach wie vor selten auf den Tisch, und die übrigen Gerichte sind nichts weniger als üppig; den Gebrauch kostbarer Würze kennt er nicht, eine Abwechselung durch verschiedenartige Zubereitung der Speisen weiß er sich nicht zu verschaffen; stark geräucherter Speck und Häringe in Salzlake sind ihm noch heute Leckerbissen. Wie überall, so ist auch in Litauen im 18. Jahrhundert die Pflanzenkost durch die Kartoffel um ein Hauptnahrungsmittel vermehrt; die Lieblingsgerichte aber sind besonders der Bartsch, aus gehackten Beeten (Mangold) säuerlich mit Fleisch eingekocht, der Schupinnis, ein Erbsenbrei mit Graupe oder Kartoffeln und gebratenem Speck gerührt,

* Prätorius war Pfarrer in Niebudszen im Insterburger Amt nordöstlich von Gumbinnen; trat aber 1684 zur katholischen Kirche über. Seine Darstellungen über Litauen und die Litauer zeugen von übelwollender Gesinnung gegen das Volk.

der besonders als Fastnachtsspeise üblich ist, der Kiselus, ein eingesäuerter roher Hafermehlteig mit Milch, und Skilendis, eine Art Sülze.

Prätorius hat auch in mancher andern Hinsicht die Litauer ungerecht beurteilt. So spricht er sehr abfällig von ihrer Sitte, Dampfbäder zu nehmen, welche die Litauer sich auf höchst einfache Weise zu bereiten verstanden. In ihrer Badstube (pirthe) hatten sie einen aus Feldsteinen zusammengestellten Ofen, den sie glühend machten und mit Wasser begossen, so „daß von dem Fradem oder den Dünsten die Badstube so heiß ward, daß einer, der es nicht gewohnt ist, darin sterben möchte.“ Das Peitschen mit Birkenruten und die Benutzung kalten Wassers beim Verlassen des heißen Raumes war ihnen ebenfalls nicht unbekannt. Dies alles sind aber dem Pfarrer Prätorius barbarische Roheiten, und die übrigen Geistlichen scheinen seine Ansicht geteilt zu haben; denn wiederholt sehen wir, daß sie mit Eifer und Entrüstung sich gegen die Leidenschaft des Litauers für die Pirthe wenden. Es war wohl auch nicht die Feuersgefahr allein, die im 17. Jahrhundert eine Verordnung gegen die Badstube heraufbeschwor und den Litauer der Dampfbäder entwöhnte. — Heute badet er ebenso wenig wie der Landmann im allgemeinen, und wenn wir die einfache Einrichtung des alten litauischen Dampfbades in Augenschein nehmen wollen, müssen wir über die Grenze gehen, wo sich die Pirthe auf dem Lande erhalten hat.

Auch der Betriebsamkeit der Litauer stellt Prätorius ein gar übles Zeugnis aus, indem er behauptet, daß sie nur arbeiteten, so lange sie angetrieben würden und „ein sehr träg und faules Volk“ wären. Doch steht dies Urteil mit den sonstigen Schilderungen des Volksstammes durchaus im Widerspruch und wird durch das Verhalten des lebenden Geschlechtes nicht bestätigt. Es gründet sich vielleicht auf ihr Verhalten bei Frohnarbeiten, bei denen Übereifer nirgends leicht gefunden werden dürfte.

Die Kinder wurden frühe zu ernster, anstrengender Arbeit angehalten. Vom siebenten Jahre an mußten sie bereits das Vieh auf das Feld treiben und lernen, wie es am besten zu weiden sei; vom zwölften Jahre an wurden sie neben andern Beschäftigungen zum Eggen gebraucht, und um das sechzehnte Jahr gingen sie bereits hinter dem Pfluge und mähten das Getreide. Auch das weibliche Geschlecht wurde nicht zart behandelt. Mit welcher Strenge man vorging, er-

sehen wir aus dem unser Gefühl gerade nicht angenehm berührenden Spruch, daß die Spinnerin wie das braune Roß* durch die Peitsche gelehrig gemacht werden müsse, wenn sie ihre Kunst recht verstehen solle. — „Die Jungfrau aber ist rüstig und betriebsam; sie murrt nicht, wenn sie mit Strenge zum Fleiß und zur Arbeit angehalten wird." Im Spinnen, Wirken und Sticken zeichneten sich die litauischen Frauen aus, und sie bewiesen dabei keinen üblen Geschmack. Ist ihre Schürze oft schon ein wahres Meisterwerk feiner Stickerei, so zeigen sie eine geradezu erstaunliche Kunst bei der Herstellung der gemusterten Gürtel (josta). Die prächtigsten Muster, Bibelsprüche in schön verzierten Buchstaben, Gesangbuchverse 2c. verstehen sie mit großem Geschick einzuweben oder zu sticken. Noch jetzt findet in Memel in der Alexanderstraße am Denkmal alljährlich am ersten und letzten Tage des Jahrmarktes der sogenannte Bauernmarkt statt, wo die Litauer die Produkte ihres häuslichen Fleißes, wie Schürzen und andere Stücke litauischer Kleidung, Linnen, Wolle u. dgl. feil bieten oder vertauschen.

Ein energisches Weiterstreben, eine anstrengende Arbeit, die über das gerade vorliegende Bedürfnis hinausgeht, ist freilich auch dem heutigen Litauer nicht eigen, und er tröstet sich, wenn er einem harten Schlag, der wohl zu vermeiden war, aus Bequemlichkeit nicht bei Zeiten vorgebeugt hat, mit dem Glauben an eine unabänderliche Bestimmung. „Dieser Glaube, der als religiöse Ausgeburt zu bezeichnen ist, sagt Asmus, ist dem Litauer ein treffliches Ding, um das Gewissen zu beschwichtigen, die Faulheit und Saumseligkeit zu beschönigen und manchen Unterlassungssünden einen Deckmantel umzuhängen. Ich habe es in jedem Jahre zu beklagen, daß mir bei Impfungen viele Kinder zurückgehalten werden, weil das Impfen ein Eingriff in die Schickungen der Vorsehung sei; gewöhnlich aber sind es die entfernt Wohnenden, welche ihre Faulheit oder Saumseligkeit auf solche Weise entschuldigen."

Die geistige Bildung wurde bei den Litauern vollständig vernachlässigt, so daß sie stumpf an Geist erschienen und die geläufigsten Gebete nicht zu fassen vermochten. Dieser Mangel, verbunden mit der Neigung, am Althergebrachten festzuhalten, hat viel dazu beigetragen,

* Der Vergleich mit dem Roß, das der Litauer sehr hoch schätzte, war nach seinem Gedankengange etwas Ehrenvolles.

daß alte heidnische Gebräuche und abergläubische Vorstellungen z. T. bis in die Gegenwart festgehalten sind. Woher sollten sie auch mit einemmale ohne die rechte Belehrung die Überzeugung gewinnen, daß Dinge falsch seien, die ihre Vorfahren geschätzt hatten? — Zudem dürfen wir nicht übersehen, daß der gemeine deutsche Mann keineswegs vom Aberglauben frei ist. Wenn das Heulen der Hunde und das Nisten des Storches auf dem Dache dem Litauer heilige Sachen sind, so kann man dies von vielen Deutschen ebenfalls behaupten, und das Märchen, daß in der Weihnachtsnacht zwischen 11 und 12 Uhr sich alles Wasser in Wein verwandele, und daß um diese Zeit das Vieh zu reden vermöge, ist auch in deutschen Gegenden verbreitet. Immerhin kann man nicht leugnen, daß der Litauer in seinen abergläubischen Vorstellungen, die zum größten Teile der Heidenzeit entstammen, noch heute weit über das alltägliche Maß hinausgeht, trotzdem am Ende des vorigen Jahrhunderts bereits eine wesentliche Wendung zum Bessern eingetreten ist. Am Osterfest geht er wohl in die katholische Kirche und läßt sich Birkenzweige vom Geistlichen mit Weihwasser besprengen, weil er glaubt, daß er mit diesen böse Krankheiten fern halten könne. Er ist überzeugt, daß man mittelst bösen Blickes das Vieh krank machen könne, und daß es dann nur durch Besprechen möglich sei, wieder die Gesundung herbeizuführen. Es kommt nicht selten vor, daß eine Kartenlegerin in Anspruch genommen wird, um einen Dieb zu ermitteln, und man hofft durch gewisse Zaubermittel bewirken zu können, daß dieser das gestohlene Gut selbst wiederbringe. Oft geht ein Menschenleben zu grunde, weil die Litauer sich lieber an eine sogenannte „kluge Frau" oder andere Hexenmeister wenden als an den oft schwer zu erreichenden Arzt. — Noch vor etwa fünfzig Jahren mußte das Gericht einschreiten, weil ein alter Mann bei einer heidnischen Ceremonie seinen Tod gefunden hatte. In einem abgelegenen Gebäude hatte sich eine Anzahl Litauer um ein Feuer versammelt. Dort wurde ein Bock geschlachtet und Teig geknetet. Dann warfen sie sich Stücke vom Teig und vom geschlachteten Bock durch das Feuer einander zu, bis beides genießbar wurde. Während des Essens aber mußte ein jeder dem alten Manne, der das Amt eines Priesters versah, seine Vergehen bekennen und wurde dafür mit Püffen, Backen-

streichen rc. gestraft. Als dann zuletzt der alte Mann ein Bekenntnis ablegte, wurde er derartig mißhandelt, daß er dabei den Tod fand. — Heidnische Anschauungen verraten auch die abergläubischen Gebräuche bei der Geburt eines Kindes. Dem neuen Erdenbürger muß bis zur Taufe etwas aus einem geistlichen Buche zum Schutz vor den bösen Geistern auf das Herz gebunden werden; weiter legt man ihm bis zur Taufe ein Gesangbuch in die Wiege, das es der Macht des Teufels unzugänglich machen soll; dazu thut man Brot und Salz, um dem Kinde im Leben stets die nötige Nahrung zu sichern. Oft läßt man wohl das Licht in der Nähe der Wiege bis zur Taufe die ganze Nacht hindurch brennen, damit nicht Laume oder deren Dienerin Apmaine das Kind hinwegtrage und an seine Stelle einen Wechselbalg, der gewöhnlich am Wasserkopf kenntlich ist, in die Wiege lege. Wenn das Kind am Donnerstag oder Sonntag geboren ist, darf die Taufe nicht am Sonntag stattfinden, weil es sonst in reifern Jahren Geister zu sehen vermöge, zu verrufen imstande sei oder einen bösen Blick erhalte.*

Schlimmer noch sah es in dieser Beziehung in den früheren Jahrhunderten aus. Im Jahre 1657 stand zwischen Laugallen und Rudszen (Kr. Pillkallen) mitten im Walde eine heilige Eiche. Dorthin liefen die Litauer viele Meilen weit, wenn sie böse Augen, lahme Glieder, Schaden an Händen und Füßen oder sonst Gebrechen am Leibe hatten.

Friedrich Wilhelm I. mußte die Kirche von Inse zur Strafe für die Bewohner des Kirchspiels nach Kallningken verlegen, weil sie unter einer Eiche dem Donnergott Perkunos zu Ehren nächtliche Opferfeste gefeiert hatten und dem Pfarrer, der den Baum umsägen ließ, derartig zusetzten, daß er die Flucht ergreifen mußte. Erst später hat Inse von neuem eine Kirche erhalten. Die Anbetung von auffallend gewachsenen Bäumen sagte dem Naturvolk überhaupt zu; aber sie achteten auch auf den Flug und das Geschrei der Vögel, weissagten aus Eingeweiden der Tiere und aus den Sternen; ja selbst aus dem Schaume des Bieres oder dem Fallen von kleinen Hölzchen, die sie in besonderer Art warfen. Durch Zauber konnten sie bewirken, daß je-

* Eine ganze Blumenlese von abergläubischen Anschauungen, die bei den Litauern herrschen, giebt Bezzenberger in seinen Litauischen Forschungen (Göttingen 1882) S. 61 ff.

mand vertrocknete oder dick anschwoll, und sie hüteten sich, den polnischen Bündeljuden etwas zu leide zu thun, zum großen Teil infolge der Überzeugung, daß diese ihren Feind, besonders den Christen, tot zu beten vermochten. — „Ihre Religion," heißt es in den „Kosmopolitischen Wanderungen" (1800), „ist ein seltenes Gemisch von Aberglauben und lächerlichen Alfanzereien. Die tollsten Märchen halten sie für wahr, die gröbsten Sünder für Heilige. Wunder gehen ihnen über alles. Hexen- und Teufelsbannerei ist bei ihnen so gut Religionsartikel als das Evangelium. Sie nehmen allerhand abergläubische Gebräuche vor, um sich zu sichern . . ." Und doch war damals durch den Eifer der Geistlichen schon mancher heidnische Brauch in Vergessenheit geraten.

Bei Begräbnissen hat der Litauer ebenso wie bei Trauungen unbeschadet der kirchlichen Autorität lange an den heidnischen Überlieferungen mit Zähigkeit festgehalten und verleugnet sie auch heute noch nicht vollständig. — In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde, wie wir aus dem Bericht des Joh. Meletius ersehen, der Tote angekleidet auf einen Stuhl gesetzt, und gemietete Weiber schickten sich an, die Klagelieder zu singen oder — nach der Auffassung der Geistlichen — zu heulen:

„Ohuhu! ohuhu! Warum bist du gestorben?
Hast du nicht Essen und Trinken gehabt?
Hast du nicht Kleider und Schuhe gehabt?
Warum bist du gestorben? Ohuhu! ohuhu!
Wohin bist du gegangen? Ohuhu! ohuhu!
Ich werde wohl bei dir sein,
Du aber wirst zu mir nicht kommen. Ohuhu! ohuhu!"

Auch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zogen sie, wie Prätorius erzählt, dem Toten noch etliche Kleider an; die Weiber hüllten sie in zwei Hemden und gaben ihnen zwei bis drei mit in den Sarg. Außerdem versorgten sie die Leiche für alle Fälle mit Nadel und Zwirn, sowie mit etwas Geld. „Neulich begruben sie," bemerkt Prätorius, „einen Schulzen, dem zogen sie Kleider und Stiefel an, gleichsam als wenn er weiter die andern Litauer mit der Peitsche zur Arbeit treiben würde. „Wan nun die leich, so erzählt Brand i. J. 1683, an den orth kommt, da sie wird bestattet werden, wird sie wiederumb niedergesetzt, geöffnet, wird abermahl, wie zuvor, unmensch-

lich geheulet und geschryen (d. i. die obige Totenklage), und ist der überbleibende, den die leich angehet, ein Wittwer oder eine Wittibe, kochen sie einen großen topf voll fleisch, setzen den neben die leich, und fressen den knyend auf, ruffen abermahl und bitten die Seele folgendes: die seele wolle doch im Himmel bleiben und wolle sie nicht mehr auf erden beschweren.* Hie werffen dan wiederumb die Befreundte, wie voren, zwey brod und geld** heimlich hinein, ja setzen gantze große zinnerne kannen mit Bier bey der leich in die Erden ... Wan sie nun nach des Todten behausung kommen, wird der obgemeldete Ochs aufgefressen, und bleibt etwas, das geben sie den prachern; die knochen werfen sie unter den tisch, fressen also und sauffen lustig, bis alles auf ist."

Von der Totenklage weiß noch Asmus i. J. 1865 zu erzählen;*** er bemerkt nur, daß statt der gemieteten Klageweiber† die Hinterbliebenen selbst die Klagelieder anstimmten. „In großer Betrübnis und weinend umgehen sie die ausgeputzte Leiche, indem sie ihr Brot, Speck 2c. vorzeigen: „Warum hast du uns verlassen? warum gehst du weg? Hattest du es nicht gut bei uns? Fehlte dir Brot? fehlte dir Speck? fehlte dir Alaus? Sieh' es ist genug da, daß du noch leben könntest? Warum verläßt du uns? Solche und ähnliche Klagen ertönen aus betrübtem Munde. Dann werden Lebensmittel und Alaus, Messer und Gabel, Nähnadel und Zwirn und allerlei kleine Bedürfnisse

* Die Litauer fürchteten den Vampyr und die Giltine (Todesgöttin der heidnischen Litauer), die als böse Todes- und Rachegeister in die alten Wohnstätten zurückkehrten und Tod und Verderben über ganze Geschlechter brachten, wo es ihnen nicht verwehrt wurde. Hierauf glaubt man auch die Lage der litauischen Kirchhöfe zurückführen zu dürfen, die in vorgeschichtlicher Zeit, z. T. auch später, recht weit von den Wohnsitzen entfernt lagen und gewöhnlich durch einen Fluß davon getrennt waren. Durch das Wasser vermochten die abgeschiedenen Seelen, Vampyr und Giltine, nicht zurückzukehren.

** Münzen mit der Jahreszahl 1738 sind in den Gräbern gefunden worden; ein Beweis, daß in dieser Zeit bestimmt noch der Brauch herrschte.

*** Sie kann in dieser Zeit nur vereinzelt vorgekommen sein, da die Geistlichen seit alters aufs eifrigste bemüht waren, den heidnischen Brauch abzuschaffen. Ostermeyer erzählt schon 1783, daß die Totenklage bei den Litauern aufgehört habe.

† Schon der „Recessus generalis" von 1639 wendet sich gegen die „Pracher oder Zanteler", durch welche die Litauer ihre Toten „besingen" ließen. Sie sollen „nebenst den verbrechern, gestraffet werden."

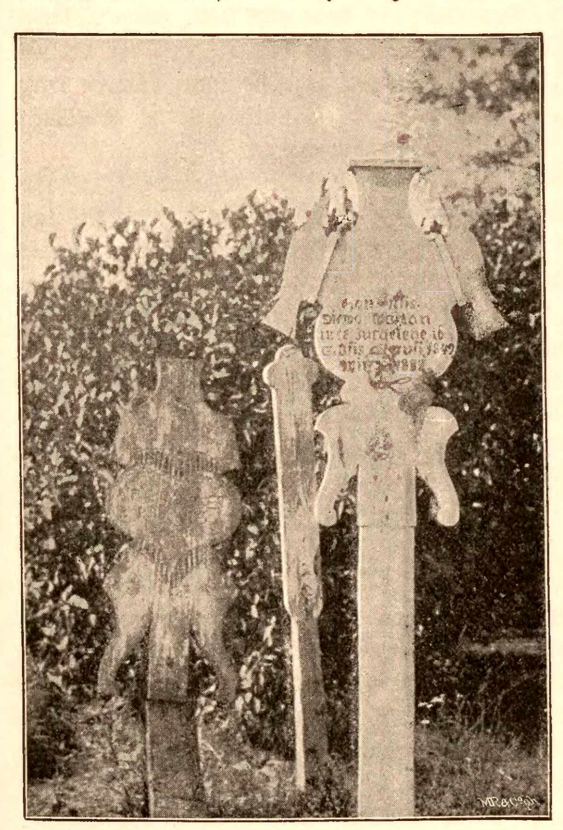
dem Toten in den Sarg gelegt, auf daß er sie habe, wenn er deren bedürfen sollte."

Heute begraben die Litauer ihre Toten im allgemeinen nach denselben Bräuchen wie die Deutschen; doch ist es noch Sitte, junge Mädchen in vollem Kleiderschmuck in den Sarg zu betten, und der Leichenschmaus, bei dem zuweilen übermäßig gegessen und getrunken wird, erinnert an die frühern Zustände, welche im übrigen bei der zunehmenden Germanisierung allmählich geschwunden sind.

Ein Begräbnis ist das größte Familienfest, das der Litauer kennt; selbst der kleinere Besitzer läßt es sich, wenn ihm die Möglichkeit geboten ist, nicht nehmen, 80—100 Personen zu laden und aufs reichste zu bewirten. Speisen und Getränke werden massenweise vertilgt, und die Musik, die oft von weither verschrieben wird, fängt nicht selten nach den Feierlichkeiten auf dem Kirchhofe an, lustige Weisen zum Tanze aufzuspielen. Der Sarg und die Ausstattung der Leiche sind meist sehr kostbar und die Schaustellung wird möglichst lange ausgedehnt. — Da die Festlichkeiten oft mehrere Tage dauern, so kommt es vor, daß ein Begräbnis bis zu 3000 Mark kostet, und bei einem schweren Krankheitsfalle werden von der Hausfrau fürsorglich schon Schweine, Kälber und Gänse zur Mast gestellt. Dies entspricht aber ganz dem Gefühl des Kranken; es kommt zuweilen vor, daß der Scheidende sich durch das Testament eine großartige Begräbnisfeier sichert und den Verbrauch von so und so viel Hunderten eigens festsetzt. Ein Rind muß zum Begräbnis eines Wirtes schon deshalb geschlachtet werden, weil nach den abergläubischen Vorstellungen des Litauers sonst alles Vieh erkranken und sterben würde. — Der Tod wird als etwas Selbstverständliches und bis zu einem gewissen Grade Gleichgültiges behandelt. Asmus erzählt, daß er zuweilen beim zweiten Besuch auf seine Frage nach dem Kranken die Antwort erhalten habe: „Ach, der liegt schon seit gestern in der Kammer!" — „Ist er denn tot?" — „Nein, das noch nicht; aber er wird ja doch ausspannen (sterben)." Dabei ist es ihm mehr als einmal gelungen, einen Kranken aus der Totenkammer am Leben zu erhalten.

Das Grab wird nicht besonders geschmückt; die Sorge für den Ruheplatz ist eine geringe. Ins Auge fallen auf manchen litauischen

Kirchhöfen eigenartige Grabzeichen, die aus einem über Manneshöhe aufragenden schmalen Holzschaft bestehen, der sich oben urnenartig erweitert und mancherlei Verzierungen aufweist. Auf der einen Seite steht die Aufschrift, die dem darunter ruhenden Toten gewidmet ist.



Litauische Grabdenkmäler auf dem Kirchhof zu Matzgirren.
Aus Böttcher's „Bau- und Kunstdenkmäler."

Wie dem Begräbnis, so blieben auch der *Hochzeitsfeier* mancherlei Gebräuche aus dem heidnischen Zeitalter anhaften, wenngleich der Litauer in der Anhänglichkeit an die Kirche soweit ging, daß er bis in dieses Jahrhundert hinein selbst die Verlobung fast regelmäßig im Gotteshause feierte.

Wenn der Bräutigam mit geschäftsmäßiger Berechnung, wie es bei den Litauern üblich ist, meistens unter der beratenden Fürsorge der Eltern seine Auswahl getroffen hatte, sprach der Prediger auf der Kanzel die Fürbitte für die Brautleute aus, und diese selbst gelobten sich dann nach der Kommunion ewige Treue. — Daran schloß sich ein Festschmaus mit Alaus, Fladen und Branntwein.

Einige Zeit darauf mußte die Braut die künftige Schwiegermutter besuchen, und sie mit einem weißen Kopftuch (sképeta), einem bunten Frauenrock (marginne) und einem Hemde beschenken. Dann folgte die Hochzeit. Der Bräutigam ritt selbst mit einem Freunde, dem „Platzmeister", aus, um die Gäste zu laden. Die Pferde waren an Hals und Schweif, die Reiter an den Hüten mit Bändern geschmückt. In diesem Aufzuge kamen sie bis in die Stuben und sagten den Einladungsspruch her. Mit langen Handtüchern beschenkt, ritten sie darauf unter lautem Gesange, wie sie gekommen waren, wieder von dannen. Die Einladung des weiblichen Geschlechts besorgte die Braut mit einer Freundin, der „Brautjungfer".

Am Hochzeitstage wurde ein Frühmahl eingenommen und darauf zur Kirche gefahren. Voran der Bräutigam und Platzmeister zu Pferde, unmittelbar dahinter der Brautwagen mit der Braut, zwei Begleiterinnen, dem nächsten Anverwandten und dem Fuhrmann. Nach der Trauung wurde die Hochzeitsgesellschaft zunächst auf Kosten der Braut im Kruge bewirtet; darauf ging es in derselben Reihenfolge wie bei der Hinfahrt zur Wohnung der Braut zurück. War man nicht weit vom Ziele, so nahm der Bräutigam einen Vorsprung und brachte den Ankommenden einen Krug mit Alaus entgegen. Der ganze Zug wurde mit lautem Freudengeschrei, schallender Musik und ununterbrochenem Peitschenknall empfangen. Er nahm dreimal den Weg um das Haus, und nachdem der Vater der Braut in einem bekränzten Kruge dem Paar den Ehrentrunk gereicht hatte, ging es ins Haus, wo ein geistliches Lied gesungen wurde. Der Platzmeister sorgte dann für Ruhe und Ordnung, für gute Bewirtung und dgl. und waltete auch nach dem Mahle seines Amtes, auf welches Trinkgelage, Tanz und Gesang bis tief in die Nacht folgte. Den nächsten Tag wurde die Schmauserei fortgesetzt, und erst wenn es zu dunkeln begann, fuhr der Brautschatzwagen vor, um das bewegliche Eigentum der jungen Frau nach dem neuen Heim zu bringen. Unter mancherlei Ceremonien nahm diese rührenden Abschied von ihren Eltern:

„Leb' wohl mein Flämmchen," so sprach die Braut, indem sie einen Feuerbrand vom Herde herauszog, „lebt wohl, ihr Mauern und ihr Hausgötter! Welcher Stütze werdet ihr beraubt sein! Lebt wohl,

süße Eltern, wer wird euch kochen, wenn ich nicht da bin! Wer, ach, wird das Getreide mahlen! O, daß der Trost eures Alters dahingeht!"

Die Hochzeitsgesellschaft ward dann vom Bräutigam in sein Haus geladen, und es wurde weiter getanzt, getrunken und gesungen. Erst am nächsten Tage erfolgte unter mancherlei Ceremonieen die Abnahme des Brautkranzes.

Dies sind im ganzen die Gebräuche bei einer litauischen Hochzeit, die zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gegenden naturgemäß mancherlei Wandel erfahren haben. Heute sind sie zum größten Teil ganz in Vergessenheit geraten. Nur die Schmausereien, Tanz und Gesang sind in dem alten Umfange geblieben, und von jeher scheint sich der Litauer diesen Genüssen bei dem Hochzeitsfeste ganz besonders hingegeben zu haben.

Der wehmütige Abschied, den die junge Frau von den Eltern nahm, war keine leere Form. Der Litauer pflegt früher die Wirtschaft an seinen Sohn abzugeben als der Deutsche, und wenn er selbst sich auch fortan damit begnügt, im Kleinen thätig zu sein und wohl nicht Anstand nimmt, das Pferd seines Sohnes zu füttern, so suchte die Schwiegermutter doch mit rachsüchtigem Eifer sich vor dem Eingreifen in das Hausregiment sicher zu stellen. Die junge Frau war zunächst nicht mehr als eine Magd, und ihr Leben bestand aus einer Reihe von Quälereien; die litauische Schwiegermutter ist es, die in dem bekannten Rätsel ihre natuka (Schwiegertochter) boshafter Weise nach Wintermai und Sommerschnee aussendet. — Manch' wehmütiges Lied beklagt den schweren Stand der Schwiegertochter:

„Ach Väterchen, was hast du gethan?
Hast mich ins Unglück gestoßen,
Hast zugesagt die zarte Tochter
Dem Hause einer zornigen Schwieger?"

Und nicht leicht erscheinen die Pflichten, welche die natuka willig im neuen Hausstande auf sich nimmt:

„Ich werde aufstehen ungewecket,
Werde Feuer anzünden auch unbefohlen;
Für die Schwieger werd' ich das Feuer anzünden
Will sie waschen mit meinen Thränen,
Will sie trocknen mit Herzensseufzern."

Bei der Taufe hatte der Litauer keine eigenen Gebräuche, weil er diese erst mit dem Christentum kennen lernte. Eine einfache Bewirtung der Taufzeugen im Kruge mit Schnaps, Fladen, gebratenen Fischen u. ä. bildete nach der kirchlichen Feier den Abschluß des Festes.

Über den Kirchenbesuch der heutigen Litauer können sich die Geistlichen nicht beklagen. Bei den schlechtesten Wegen und dem schlechtesten Wetter sind die bis zwei Meilen vom entferntesten Punkte des Kirchspiels entlegenen Kirchen doch zahlreich besucht. Auch das heilige Abendmahl wird regelmäßig und häufig von dem Litauer genommen. Von den Bewohnern des Pillkaller Kreises meint freilich Asmus (1865), daß das Kirchengehen weniger ein Zeichen des Bedürfnisses religiöser Erbauung sei als vielmehr ein angeerbter Brauch. Dem gemeinen Manne sei nebenbei, vielleicht der Regel nach, die Kirche das, was uns die Zeitung ist, und das Ablesen der Aufgebote hätte mehr Interesse für ihn als die Predigt. In vielen Fällen wird sein Urteil sicher zutreffen, doch scheint es mir fraglich, ob derartige Beweggründe für den Kirchenbesuch nicht in anderen Gegenden ebenso häufig gefunden werden als in Litauen. Sicher ist, daß die Erziehung, welche der Litauer in der Schule genießt, einen wesentlichen Umschwung in seiner Stellung zur Kirche gegen frühere Jahrhunderte hervorgebracht hat, indem sie ihn befähigt, die Lehren des Christentums mehr zu begreifen. Abgesehen von den Zuständen im 17. Jahrhundert, wie sie uns nach dem Recessus generalis (S. 152) u. a. entgegentreten, fand sich am Anfange des 18. Jahrhunderts noch ein so überaus mangelhaftes Christentum bei den Litauern, daß es, wie Rogge sich ausdrückt, angenehmer war, ihres Viehes als ihrer Seelen Hirt zu sein. Die meisten mochten überhaupt vom Gebet nichts wissen, oder wenn sie beteten, so geschah es nicht in einer des Christen würdigen Art. Sie wußten weder, wer sie erschaffen, noch wer sie erlöset hatte. Trunkene Taufzeugen und taumelnde Abendmahlsgäste machten jede gottesdienstliche Handlung zum Hohn. Und wie es in jener Zeit bei dem sonntäglichen Besuch des Gottesdienstes herging, davon hat uns Rogge aus dem Darkehmer Kreise eine treffende Schilderung hinterlassen: „Der litauische Gottesdienst," schreibt er, „wird eingeläutet. Wild drängt sich das Volk nach den Thüren und schnell füllt sich die Kirche. Hie und da bringen

die Potabel* einen Trunkenen oder einen zu unverschämten Schwätzer hinaus. Ein Gesangbuch hat der Litauer selten, trotzdem klingt der Gesang kräftig und volltönig. Je weniger der Litauer von der Predigt versteht, desto mehr seufzt er und zeigt eine auffällige Rührung. Dieselbe läßt ihn ganz und gar den Klingsäckel übersehen, der mittlerweile von den Potabeln herumgetragen und nur in den seltensten Fällen mit einer Gabe beschwert wird. Ein Haufe geht wohl hinaus, wenn er das verdächtige Glöckchen hört und kommt nach Belieben wieder. Plötzlich hält der Pfarrer inne — Peitschenknall, Jauchzen, Schreien, Trommeln und Pfeifen tönen vor der Kirche. Eine Schar bezechter Hochzeitsgäste dringt mit Geplärr und Geschrei ins Gotteshaus. Augenblicklich sind alle Potabel auf den Beinen, ein Treibjagen beginnt in der Kirche und schließlich werden die tollen, vollen, tumultuierenden Leute, andern zum Abscheu, auf eine Stunde ins Halseisen gesetzt."

Wie schwer sie in jener Zeit zum Abendmahl zu bringen waren, davon zeugen die harten Strafen, welche die Sakramentsverächter trafen. — Wie ein Aas wurden ihre Leichen auf Schleifen an einen unsaubern Ort hinausgeschleppt und dort gleich einem Vieh vergraben. — Nur am Pfingstfest kamen die Litauer in ungeheuren Massen zum Sakrament; aber die Triebfeder war — der Aberglaube.

Aus dieser eigenartigen Auffassung des Christentums erklärt es sich, daß sie sich der Sorge um die himmlischen Güter am meisten hingaben, wenn sie vom Trunk erhitzt waren. „Da lehrt," sagt Wagner (1621), „einer den andern Hymnen singen, Gott anrufen, seine Sünden beweinen, so daß öfter die unlautere Ergötzlichkeit sich als überfromme Andacht bemerklich macht."

Wohl eine Verirrung in der frommen Richtung zeigen heute die sogenannten Surinkimininkai (surinkimas = Versammlung), die „Vereine der Frommen", die unter der Leitung von Wanderpredigern in Privathäusern oder in eigens dazu eingerichteten Gebethäusern, wo solche bestehen, ihre Privatandachten abhalten und dabei zuweilen eine feindselige Stellung gegen die Kirche einnehmen. Sie bleiben oft bis

* Der Potabel übte die Kirchenpolizei aus.

tief in die Nacht bei ihrer Andacht zusammen, setzen sie aber gleichwohl am nächsten Morgen weiter fort. Die Bezeichnung Maldininkai (von malda abgeleitet), Gebetsleute, wie sie von den Deutschen genannt werden, hat für sie einen spöttischen, etwas verächtlichen Beigeschmack. — Die Anfänge dieser religiösen Bewegung reichen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück und sind bedingt durch das Auftreten von Herrnhuter Wanderpredigern.

Die Bewegung wuchs am Anfange dieses Jahrhunderts, als Nationallitauer, die von Gott berufen zu sein glaubten, als Prediger aufzutreten begannen. — Die alten echten Maldininker sind nüchtern, arbeitsam und zuverlässig. Sie ehren die Geistlichen schon deshalb, weil diese die Sakramente austeilen, meiden laute Vergnügungen, enthalten sich des Branntweingenusses und finden selbst die bunte, malerische Tracht der Litauer anstößig.

Bemerkenswert ist, daß der Litauer die schöne Feier des Weihnachtsabends mit den Geschenken und dem Schmucke des Weihnachtsbaumes nicht kennt. Nur in wenigen Häusern hat sie um der Kinder willen in den letzten Zeiten Eingang gefunden.

Die Widersprüche betreffs der Zucht und Ehrbarkeit bei den Litauern lassen sich wohl allein durch die verschiedenartigen Beobachtungen und durch den eigenartigen Standpunkt des jeweiligen Beobachters erklären.

Was die gegenwärtigen Verhältnisse betrifft, so bleibt hinsichtlich der Zucht und Ehrbarkeit manches zu wünschen übrig. Die Mädchen entwickeln sich sehr früh und sind üppige, sinnliche Naturen, die den Verführungskünsten der jungen Männer des Dorfes wenig Widerstand entgegensetzen. Nur den Deutschen gegenüber pflegen sie im allgemeinen zurückhaltend zu sein. — „Die Litauer," sagt Asmus, „haben einen starken Geschlechtstrieb, und es gehört zur Ordnung, daß die Mädchen in vollendetem mannbarem Alter sich den Genüssen der Geschlechtslust nicht entziehen. Sind sie aber so unglücklich zu empfangen, so zieht ein solches Ereignis eine wesentliche Veränderung in der Tracht nach sich, auf deren Befolgung eifrig gehalten wird. Solche Mädchen dürfen nicht in bloßem Kopfe gehen, sondern müssen den Frauen gleich,

ein Tuch um den Kopf tragen."* „In seltenen Fällen," sagt er an einer andern Stelle, „teilen die Neuvermählten am Hochzeitstage zum erstenmale das Bett; gewöhnlich bedeutet das Aufgebot nichts anderes als eine amtliche Anzeige, daß das Paar faktisch zusammen den Genuß der physischen Liebe beliebt hat . . . Bei alledem bleibt doch ein uneheliches Empfangen etwas sehr Erschreckendes. Wer außer der Ehe geboren hat, bleibt gebrandmarkt zeitlebens. Weit und breit wird das Ereignis besprochen, und die alten Weiber bis zu den Schulkindern herab kennen kein wichtigeres Gespräch als das über ein solches Vorkommnis."

Seit den sechziger Jahren, wo Asmus schrieb, dürfte vielleicht die eine Änderung zu verzeichnen sein, daß man sich an eine mildere Beurteilung der unehelichen Geburt gewöhnt hat, und man ist heute geneigt, sie mehr als ein „Versehen" zu betrachten, wie sie in jener Zeit bereits benannt wurde. Zwar besteht auch jetzt noch die Sitte, daß ein gefallenes Mädchen das Kopftuch den Frauen gleich tragen muß, sie wird aber weniger streng gehandhabt. — Daß in frühern Zeiten nicht immer die strenge Anschauung obwaltete, die Asmus zum Ausdruck bringt, bezeugt die Schilderung Brands (1673): „. . . und stehet dieses zu mercken, daß sie lieber eine Hure mit zwey oder drey Hurenkindern nehmen, als eine noch reine und unberührte Marielle, ja, wan sie eine reine Dirne nehmen sollen, zittern und beben sie, weil sie sich befürchten, sie möge, umb Kinder zu zeugen, unbequäm sein, da sie doch hingegen mit den andern schon berührten dieses sich nicht vermuthen. So thut auch die Marielle, so verheyrahtet wird, welche auch sagt: Was soll ein Mann, der zuvoren nicht ein mädgen probiret habe? . . ."

Im übrigen sind die Litauer freundlich, gesellig, gastfrei und ehrerbietig, ohne gleich dem Polen sklavisch zu erscheinen, und vor allem zeichnet sie neben der Anhänglichkeit an die Kirche, Liebe und

* Hinsichtlich der Tracht scheint in den verschiedenen Gegenden oder in den verschiedenen Zeiten kein einheitlicher Brauch bestanden zu haben. Nach den Notizen von Preußen (1795) ließen die Mädchen den Zipfel des Kopftuches über den Knoten herabhängen, während die verheirateten und entehrten Personen ihn einbanden.

Ehrfurcht vor dem Throne der Hohenzollern aus, denen sie alles, was sie sind, zu verdanken haben. Von den beiden Ausdrücken „Herr" gebrauchen sie den einen (pons) im gewöhnlichen Leben, den zweiten (wieszpats) in gleicher Weise für Gott wie für König (wieszpats karalins).

Das „Sauflaster", dem sie zu Hennenbergers Zeit ergeben waren, haben sie leider bis auf den heutigen Tag nicht abgelegt. Zu allen Zeiten hören wir die härtesten Klagen über diese traurige Leidenschaft.

Der Branntwein und die widerlich duftenden „Hoffmannstropfen"* sind nicht nur bei Männern, sondern auch bei den Frauen ein beliebtes Genußmittel.

Der Meth, ein berauschendes Getränk, das aus Honig und Wasser hergestellt ist, wird im preußischen Litauen wenig mehr getrunken und ist nur noch jenseits der Grenze verbreitet. Er soll bei guter Behandlung im Alter sehr wohlschmeckend und gesund sein.

Der Alaus ist seit dem 17. Jahrhundert seltener geworden, da den Litauern die Brauerei verboten wurde. Von einem Malz gebraut, das zur Hälfte aus Hopfen, zur Hälfte aus Gerste besteht und gelinder als Biermalz gedarrt ist, hat er eine blaßgelbe Farbe und schmeckt etwas süßlich.

Das Sauflaster ist aber nicht das einzige, das dem Litauer zum Vorwurf gemacht wird.

„Durch Listigseyn, Leugnen, Leichtschweren, Betrügen,
„Durch Schadenthun, Stehlen und meisterlich Lügen,
„Kann bößlich der Litau die Wahrheit besiegen."

Diese Verse stammen zwar von Lepner, einem anerkannten Gegner der Litauer, doch läßt sich nicht leugnen, daß sie im großen Ganzen das Richtige treffen.

Schon der Gesichtsausdruck des Litauers bekundet im allgemeinen eine gewisse Verschlagenheit, und er hält es wohl für sein gutes Recht, den Deutschen, der ihm seiner Meinung nach an Klugheit bei

* Die Hoffmannstropfen bestehen aus Schwefeläther, entweder in reiner Gestalt oder gemischt mit Spiritus.

weitem nachsteht, zu überlisten. „Sieh, der Deutsche wird schon so klug wie der Litauer!“ pflegen sie zu bemerken, wenn jemand seinem Urteil einen höhern Wert beizulegen scheint, als ihm zukommt. — „Was die Geistesgaben der Litauer angeht,“ sagt Asmus, „so kann man nicht sagen, daß in einem schönen Körper auch ein schöner Geist wohnen müsse. Im allgemeinen erhebt sich der Litauer zu einem höhern Geistesschwunge nicht. Er ist kindlich einfältig und in dieser seiner Kindlichkeit liebenswürdig; aber er besitzt keinen scharfen Verstand, und selten wird sich einer aus dem breit getretenen Geleise der althergebrachten Ackerwirtschaft herausbringen lassen, um nützliche Neuerungen anzunehmen. Der Mensch kann aber, und das finden wir allerwärts, sehr dumm und doch sehr gerieben sein, und diese Pfiffigkeit machen sie gegen die Deutschen vorwiegend geltend.“ Erst wenn der Litauer in deutsche Gegenden kommt, wo er als einzelner gezwungen ist, sich mit dem Deutschtum näher zu befassen, ändert er seine Gesinnung und ist stolz darauf, deutsch sprechen zu können. — Auch in den „Kosmopolitischen Wanderungen“ (1800) wird dem Litauer das Zeugnis ausgestellt, daß er von Natur listig, verschlagen, trugvoll und jedem Deutschen gehässig sei. „Täuschung versteht er trefflich, und je näher er der Stadt wohnt, desto meisterhafter weiß er seine Fehler zu verstecken. Eine angenommene Gutmütigkeit ist ihm zur andern Natur geworden, aber sie ist durch Kunst erschlichen.“ Im Handel zu betrügen, halten sie für keine Sünde. Rogge erzählt, wie sie unter die Leinsaat gern Unkraut mischten, wie sie das Getreide weichten, ehe sie es zu Markte brachten u. ä. Das Ein- und Überhauen bei der Ernte und das Verrücken der Grenzpfähle waren Kunststücke, in denen sie sich wohl bewundert zeigten: „einfältig von außen, neunfältig von innen, hatte der Litauer den Schalk brettsdick hinter den Ohren und klafterdick im Herzen.“ Wenn man heute im Gerichtssaale Studien machen will, so wird man ohne Mühe den alten Litauer wiedererkennen. Mit gutmütigem, harmlosem Gesicht tritt er vor und macht seine Angaben; aber nur zu oft muß man wahrnehmen, daß er dabei zielbewußt einen Meineid geleistet hat. Jedes Mittel ist ihm recht, wenn er hofft, den Richter dadurch betrügen zu können, und nicht selten zeigt er hiebei eine auffallende Verschlagenheit. — Bei

den Aussagen vor Gericht weiß der Litauer die handgreiflichsten Thatsachen meisterhaft zu verdrehen, und zum Eide ist er sehr bald bereit. Rachsucht, kleinlicher Gewinn, ja allein die Zeugengebühren oder die amüsante Reise nach der Stadt sind imstande, ihn zum Meineide zu bestimmen, und nicht selten kommt es vor, daß Zeugen zweier Parteien das gerade Gegenteil beschwören, trotzdem ihnen vom Richter in der dringendsten Art der Widerspruch vorgehalten wird.

Dabei zeigen die Litauer eine besondere Sucht nach Prozessen. Schon Wagner (1621) erzählt von ihnen, daß sie sich sehr oft gegenseitig um der geringsten Kleinigkeiten willen verklagen, und sie sind hoch beglückt, wenn sie ihr Stück durchgesetzt haben. Ist es dem Litauer gelungen, den Gegner vor Gericht zu schädigen, so fühlt er sich in tiefster Brust befriedigt, auch wenn er nicht den geringsten Nutzen von dem Ausgang des Prozesses hat, sein ganzes Verhalten bei demselben aber geeignet ist, ihn in den Augen jedes rechtlich denkenden Menschen herabzusetzen.

Seine Leidenschaft zu betrügen, ist aber vielleicht noch größer beim Pferdehandel, wo er sich nicht scheut, seinen eigenen Bruder auf böse Art zu übervorteilen. Selbst der Diebstahl erscheint dem Litauer als kein schweres Vergehen, wenn es gilt, Pferde zu gewinnen, und den Ausdruck „Augstupöner Pferdedieb" kennt man auch am Rhein. Am meisten aber verwechselt er das Mein und Dein beim „Holze". Er kann sich offenbar von dem Begriff des Gemeinguts der Waldungen nicht losmachen und sieht deshalb im Holzdiebstahl nicht ein Vergehen, sondern nur eine Übertretung. Wenn der Richter einen Zeugen nach den Vorstrafen fragt, ist er genötigt, die Fälle von Diebstahl in den Waldungen besonders zu erkunden. — Noch 1786 verkündigte der Pfarrer von Kleszowen öffentlich von der Kanzel, daß Herr v. Dreßler wegen der entsetzlichen Diebereien in seinen Wäldern und wegen der Gewaltthätigkeiten gegen die Forstbeamte auf alle Bösewichter durch seinen Waldwart werde feuern lassen.

Größere Verbrechen, wie Mord, Totschlag ꝛc., sind bei den Litauern selten, wenn man von dem sogenannten „Altsitzerpulver" absieht, dessen Anwendung mit keiner äußern Gewaltthätigkeit verbunden ist. Da der Litauer sich frühe zur Ruhe setzt und das Altenteil im

allgemeinen zu hoch bemessen wird, so fallen dem Sohne oder dem fremden Besitzer, der von diesem das Grundstück erwirbt, die Altsitzer mit der Länge der Zeit lästig, und so kommt es leider nur zu häufig vor, daß durch Arsenik ihr Leben künstlich verkürzt wird.* Daß auch andere unbequeme Personen gelegentlich mit diesem Mittel ins Jenseits befördert werden, bedarf wohl kaum der besonderen Erwähnung.

Diesen Schattenseiten gegenüber zeigt der Litauer eine fröhlich anheimelnde Seite seines Charakters in der Gesangeslustigkeit, die er als eine köstliche Gabe mit auf die Welt bekommen hat.

„In dem Lituus (Blashorn) klingt Lituanus, dein Name;
Denn du freust der Natur dich mit dem Horn und Gesang.
Blasend treibest du aus zu den Weiden die wählige Herde,
Jesus singest du oft, fröhlich regierend den Pflug.
Taufe wie Leichengepräng' besingst du, nicht minder Gelage,
Feierst mit gellendem Ton, was du auf Erden erblickst."

Was diese Distichen, die im 17. Jahrhundert in lateinischer Sprache entstanden, uns vorführen, kann man auch heute noch den Litauern nachrühmen. Bei feierlichen Zusammenkünften, bei gemeinsamen Arbeiten, beim Spinnen und Flachsbrechen, bei der Quirdel und beim Fischen pflegen sie zu singen, und fröhlich ertönen ihre Dainos, alte und neugeschaffene, im Freien auf Feld und Fluren. Einen Tag nach vollbrachter Arbeit wissen sie garnicht besser zu beschließen, als daß sie gemeinschaftlich ein lustiges Lied anstimmen.

In den Dainos spiegelt sich noch das Bild der frühesten Zeit wieder; denn die freie Natur und die Eigenart des geselligen Verkehrs, die darin besungen werden, haben durch das Christentum keine veränderte Färbung angenommen. Die Melodie ist das Lebenselement der Dichtung. „Wer die Litauer hat singen hören, wird nicht zweifeln, daß der Melodieenfluß, mehr leicht angeschlagenen Akkorden als dem markierten Vortrag von Arien ähnlich, den Sängern gleichsam angeboren sei. Der Inhalt der Dainos spiegelt sich in dem Sanften, Getragenen, Allgemeinen und Einförmigen der Singweisen."

* Auch das giftige Tollkraut (Scopolia carniolica Jacqu.), das in den Gärten der Litauer kultiviert oder verwildert vorkommt, spielt bei den Giftmorden eine Rolle.

Was den Inhalt betrifft, so tragen alle Dainos dasselbe Gepräge. Überall die Trauer um vergangenes Glück und die Freude am Althergebrachten, überall die Lust an dem Schaffen der Natur, in welcher der Litauer lebt und webt; und fern von aller Erregtheit bildet ein wunderbarer Friede, ein süßer, wehmütiger Zug und anheimelnde Harmlosigkeit den Grundton dieser Volkslieder. — Es verbindet sich damit eine gewisse Zartheit der Empfindung und ein feines Gefühl für Sittlichkeit und Tugend. Nie werden sie gemein oder schmutzig, wie wir das den deutschen Liedern nicht nachrühmen können, und es ist dies um so bemerkenswerter, als sich der Dichter unzählige finden.

Hinsichtlich des Ausdrucks und der Sprache zeigen sie eine gewisse Anmut und Grazie, die durch kein unästhetisches Bild, durch keinen Ausdruck, der den guten Geschmack beleidigt, gestört wird. „Der dem Volk einwohnende Sinn für das Schöne, welcher mit dem Sittlichkeitsgefühl verschwistert ist, zeigt sich hierin auf eine unversteckte Weise."

Die innere Einrichtung der Dainos ist sehr einfach und ungekünstelt. Gewöhnlich wird ein Bild oder Gleichnis vorangestellt, woran der Dichter bald eine Erzählung, bald eine Äußerung der Freundschaft und Liebe, bald wehmutsvolle Klage, bald auch moralische Wahrheiten ohne allen Übergang anknüpft.

Die Ehrfurcht vor den Banden der Natur, die Eltern-, Kindes- und Geschwisterliebe, die sie befähigte, zu mehreren Familien auf einem Gehöft in vollem Frieden mit einander zu leben (S. 156), bringen sie in rührender Weise zum Ausdruck:

„Die Braut betrauerte
Ihn drei Wochen lang,
Die Schwester drei Jahre,
Und ach! die Mutter,
Die Hochehrwürdige
So lang ihr Haupt am Leben war."

Die Blätter der grünen Raute, die Blätter der Eiche erneuern sich, der verstorbene Bräutigam ist zu ersetzen —

„Doch stirbt der Vater,
Es kommt kein anderer.
Doch stirbt die Mutter,
Kommt keine andere."

In der Natur, mit welcher der Litauer innig verwachsen ist, findet er die Bilder, die Stimmungen, die Schicksale der Menschen wieder. Wenn er die Gefühle, für Personen, die ihm teuer sind, in

Lieder faßt, so spielen Bäume und Blumen, Sonne und Mond, Pferde, Vögel und Winde stets eine bedeutende Rolle.

Klagend kehrt der Krieger in seine Heimat zurück:

„Find' nicht die Eiche,
Nicht mehr die Linde.
Ach, aus der Eiche
Ward meinem Vater
Gesetzt dort ein Grabkreuz
Und ach, die Linde
Zum Sarg der Mutter
Gab sie die zarten Bretter."

Noch im Tode sehnt er sich nach dem Genuß der schönen Natur:

„Wo werdet ihr mich denn begraben,
Wenn ich vor Gram gestorben?
Dort in dem Liliengarten
Unter dem Rosenstrauche."

Und er vergißt nicht die Schönheiten der Natur, wenn sein Roß ihn durch Feld und Flur zu der Geliebten trägt:

„Finst're Nacht deckt Wald und Fluren,
Ich find' nicht des Weges Spuren
Und der Mond scheint bleich,
Geister huschen durchs Gesträuch.
Wo find' ich den Weg,
Ach zur Braut den grünen Steg."

Bei den Liebesgedichten gedenkt der Litauer besonders der Raute,* die durch lebhaftes Grün und Dauerhaftigkeit der Farben ausgezeichnet, das Bild der Liebe und Unschuld darstellt; sie vertritt ihm die Stelle der Myrte und der Rosen.

Einen Kranz grüner Raute (wainikas) erhielt die Braut bei der Verlobung; er schmückte sie des Sonntags und bei der Arbeit:

„Lauf', o Hengstlein, du mein Brauner
Bis zu Schwiegervaters Höfchen.
Da kommt das Mädchen vom Rautengarten
Das Kränzlein flechtend:
Sieh' her betrachtend, du zartes Mägdlein,
Wie mein Roß erzittert.
So wirst du zittern, wenn du im Brautkranz
An meiner Seite stehst."

Der Vergleich der Braut mit dem Roß, das ihm sehr hoch steht, ist dem Litauer etwas durchaus Ehrenvolles und wiederholt sich oft in den Liebesgesängen.

---

* Die Raute (Ruta graveoleus L.) kommt ebenso wie das Tollkraut eigens in den Gärten der Litauer kultiviert oder verwildert vor.

Die Braut aber beklagt ihr verlorenes Liebesglück durch das Bild eines vernichteten Rautengartens:

„Mein Gärtlein ist verwüstet,
Ach, jämmerlich verwüstet!
Rauten zertreten,
Rosen geraubet,
Die Lilien, weiß, zerknicket,
Der Tau gar abgespület."

„In den Liebesliedern," sagt Rhesa, „herrscht eine sanfte Melancholie, jene süße und wehmütige Sehnsucht, die in den Ossianschen Gesängen und den spanischen Balladen so überaus rührend wirket. Nach Ossian liegt Wonne in der Wehmut, wenn Friede in dem Herzen des Trauernden wohnt. Dieser Ausspruch bewährt sich auch in den litauischen Dainos. Ein sanfter elegischer Ton spricht uns aus ihnen an, der nicht aus einem verwilderten, sondern aus einem reinen, unschuldigen, nach dem geliebten Gegenstande sich wehmütig sehnenden Herzen fließet."

Der Inhalt der Dainos bezieht sich im übrigen auch auf wirtschaftliche Dinge, auf feines Weben und Sticken, auf Spinnen, Fischfang, Abwarten des Viehes u. dgl.; aber immer bewegt sich der Gedankengang in den Verhältnissen, wie sie die Ordnung der Natur geschaffen hat. Ebenso bleiben die geistreichen und sinnigen Rätsel des Litauers in diesem Rahmen:

„Da ich lebte, ernährte ich Lebendige (d. i. mit Eicheln), nun ich tot bin, trage ich Lebendige (als Kahn) und gehe wieder unter Lebendigen" (unter den Fischen).

Die dichterische Beanlagung des Litauers spricht sich auch in artigen Anspielungen, verblümten Redensarten und sinnigen Sprüchwörtern aus: „Die Krankheit kommt geritten, geht aber zu Fuß von dannen!" „Ich bin der Herr, auch du bist der Herr — wer wird die Lischke tragen?"

Die Art der Poesie spiegelt den Charakter des Litauers wieder, der sich nicht nur gern in den Gang der Natur findet, sondern ihn ehrt, während bei den Deutschen der Wunsch vorherrscht, die Ordnung der Dinge selbst zu gestalten. Auf seinen Feldern und Fluren lebt der Litauer glücklich im Genuß der Reize der Natur; er hat nicht das Verlangen, nebelhafte Höhen zu erklimmen, er zieht eine leidende Abhängigkeit dem unbefriedigten Jagen und Ringen nach eingebildeten

Gütern vor. „Beim deutschen Liede schauen wir gewöhnlich in das ausschweifende Treiben der Welt, hier in die Enge des patriarchalischen Haushaltes; dort tritt uns eine oft großartige Weltanschauung entgegen, hier entfaltet sich ein anziehendes Gemütsleben; dort ist der Blick mehr auf die wechselnde Gestaltung der Zukunft gerichtet, hier auf das Stillstehende der Vergangenheit. Das Andenken an das goldene Zeitalter der Kindheit bricht überall tröstlich durch die trübe Stimmung hervor. . . Der Balladenton, der in dem deutschen Volksliede uns in geängstigtem Schmerzenslaut, im Schrei der Verzweiflung erschreckt, verklingt hier in der Stille des Idylls, wo zu ruhigem Kreislauf verträglich Glied an Glied sich fügt."*

Daraus erklärt es sich, daß wir keine Heldenlieder der Litauer kennen, und wenn auch einige historische Nachrichten aus ältester Zeit darauf hinweisen, daß in bäuerlichen Liedern und in Totenklagen ruhmvolle Thaten litauischer Helden gefeiert seien, so ist diese Art der Poesie doch von untergeordneter Bedeutung gewesen.

Jedenfalls haben die Lieder, wenn die Nachrichten über ihre frühere Existenz richtig sind, dem Litauer nicht sehr am Herzen gelegen, da sie sonst bei der Sangeslust des Völkchens schwerlich in Vergessenheit geraten wären.

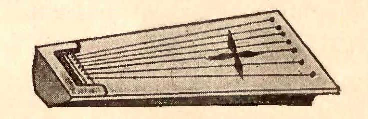
In Deutschland hat zuerst Lessing auf die litauische Volkspoesie aufmerksam gemacht. Als er drei Dainos in Ruhigs litauischem Wörterbuch gefunden hatte, war er entzückt von der „reizenden Einfalt" und dem „naiven Witz", den sie atmeten. „Man kann," fügt er hinzu, „hieraus lernen, daß unter jedem Himmelsstrich Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind." Von neuem wies Herder bei seiner weltumfassenden Liebe für Volkspoesie in den „Stimmen der Völker" (1778 und 79) auf diese Volkslieder hin, und als 1825 Rhesas Sammlung von „Dainos oder litauischen Volksliedern" erschien, fanden sie den vollen Beifall Goethes, der seine Beurteilung mit den Worten begann, daß durch diese Sammlung abermals einer seiner Wünsche erfüllt wäre. — Nach jener Zeit erscheinen in Chamissos, Franz v. Gaudys und Daumers Gedichten

* A. Hagen, P. P. B. 1846.

Bearbeitungen litauischer Liederstoffe, und verschiedene Sammlungen von Dainos sind der Rhesaschen gefolgt.* Vor allem haben die „Neuen Preuß. Prov.-Bl." seit 1846 eine große Zahl von sorgfältigen Bearbeitungen litauischer Volkslieder gebracht, an denen Gisevius einen nicht geringen Anteil hat.

Von den litauischen Nationaltänzen ist bei den Tanzvergnügungen (jaunimmis) der „Huttanz" (heppurinnis) im Gebrauch, von vier Paaren von Mädchen aufgeführt, deren eine Hälfte mit Hüten versehen ist. Unter gefälligen Pas führen die Tanzenden Touren auf, die an den Contretanz erinnern. Bald machen sie, die Hände in die Seiten gestemmt oder gestikulierend, Gegenbewegungen, bald singen sie mit dem abgenommenen Hute anmutig grüßend, einander zu, und zwar im 2/4 Takt, in dem sich auch der Tanz bewegt. „Der Anstand," so urteilt Gisevius über einen Huttanz, den er mit ansah, „war frei, die Haltungen ungezwungen, und das Ganze stellte sich als ein höchst gefälliges und naives Bild dar."

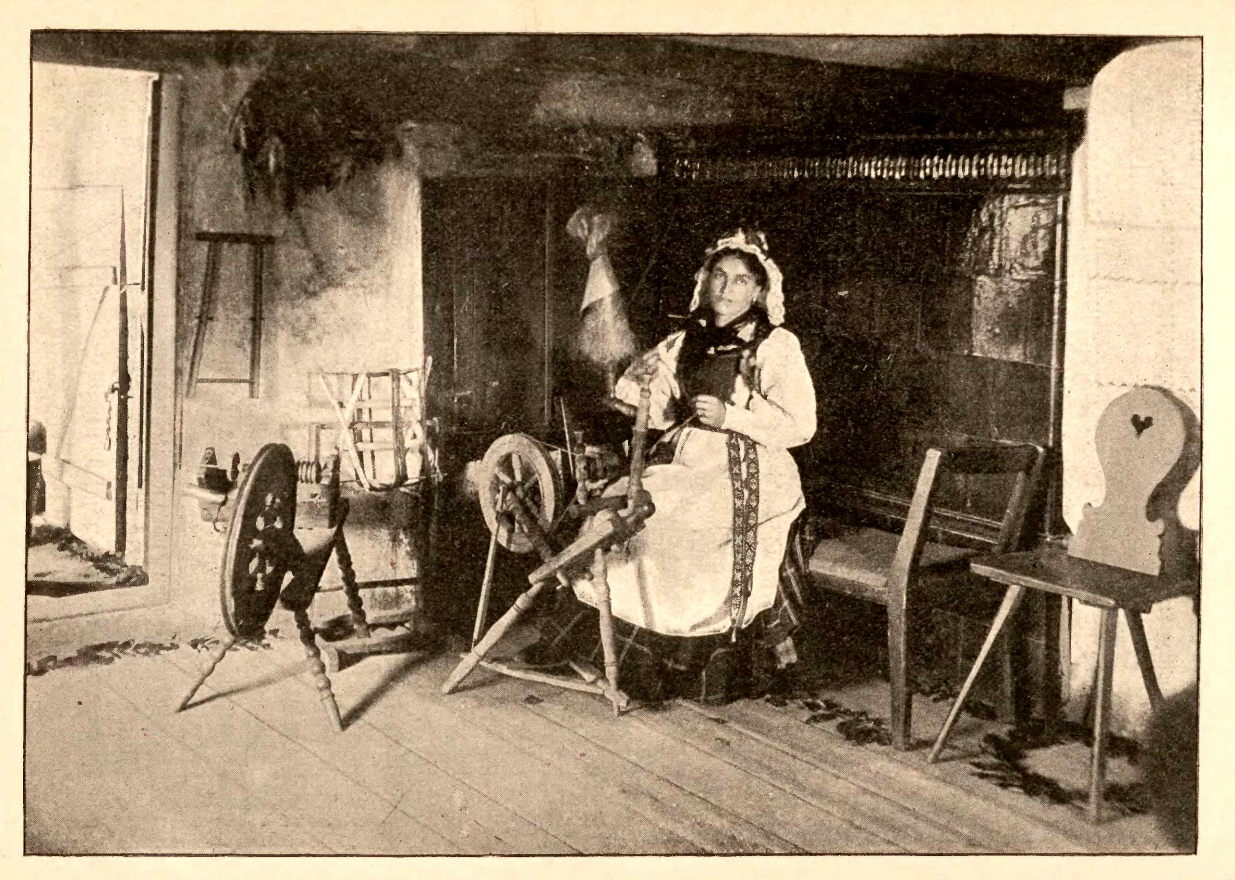
Die Instrumente, mit denen früher beim Hut- oder Rautentanz aufgespielt wurde, machten der musikalischen Beanlagung der Litauer wenig Ehre und waren geeignet, einen wüsten Lärm hervorzubringen. Eine klafterlange Posaune aus Tannenholz, dann die Kanklys, welche eine Art Harfe vorstellte, die Querpfeife, die Trommel und ein Dudelsack mit Brummeisen wirkten zusammen, um die Musik zu dem Tanze zu geben. — Jetzt sind Ziehharmonika und Geige die wichtigsten Instrumente, die bei Gesang und Tanz Verwendung finden.



Kanklys.
Aus dem „Globus" Bd. LXXIII.

Eine Stätte der Geselligkeit bildete im Winter vor allem die Spinnstube, die erst durch die Massenerzeugnisse in Fabriken verdrängt worden ist. Während die Mädchen eifrig das Spinnrad kreisen und ihre Dainos dazu ertönen ließen, schnitzten die Männer Eimer und Holztröge oder Klumpen aus Lindenholz und gaben allerlei Erzählungen

* Von besonderer Reichhaltigkeit ist die Sammlung Nesselmanns, die er 1853 herausgab.



Litauerin am Spinnrocken.

Nach einer Photographie von R. Minzloff in Tilsit.

zum besten. Wer weit hinausgekommen war oder gar einen Krieg mitgemacht hatte, machte natürlich als Erzähler den besten Eindruck, wenn er einigermaßen die Sprache in der Gewalt hatte.

Die Litauer, an und für sich geneigt, an ihren althergebrachten Verhältnissen festzuhalten, sind durch den Gang der geschichtlichen Ereignisse gehindert worden, eine höhere Kulturstufe zu erklimmen. Die Herrschaft der Ordensherrn, die sie als Leibeigene behandelten, lastete schwer auf ihnen; ein anderer Erwerbszweig als Ackerbau und Fischfang war ihnen verschlossen. Für die geistige Bildung wurde wenig gethan. Die Verordnung Winrichs von Kniprode, daß jedes Dorf von mehr als sechzig Hufen eine Landschule haben müsse, dürfte für das noch sehr dünn besiedelte Litauen kaum in Betracht gekommen sein; außer den Predigten der umherziehenden Mönche ist ihnen selbst in kirchlicher Beziehung fast nichts geboten worden. Keine einzige Kirche Litauens stammt aus der Ordenszeit, und es sind jedenfalls äußerst wenige vorhanden gewesen. Auf den Burgen haben die dazu bestellten Priester regelmäßigen Gottesdienst abgehalten; dies geschah aber in deutscher Sprache. Außerdem waren die Kirchen so klein, daß sie außer den Ordensherrn und ihren Knechten kaum noch andere Leute hätten fassen können.*

Erst als Herzog Albrecht durch sein Testament die Bauern auf seinen Domänen für frei erklärte, fingen die Litauer an, sich dem Handwerk und dem Handel zuzuwenden. Einige legten sich auch, als 1586 die fürstliche Schule zu Tilsit begründet war, auf die Wissenschaften; aber ihre Sprache und ihre Armut hielten viele vom Studium fern, auch wenn sie Neigung dazu verspürten, so daß nur wenige Litauer die Universität besuchten. — Dazu kam bis zum Eingreifen des Großen Kurfürsten die schlechte Beamtenwirtschaft, die auf die Entwickelung des Landes höchst nachteilig wirkte.

Für die Volksbildung war bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. äußerst wenig geschehen! Was bis dahin Schule und

* Töppen giebt als Ordenskirchen an: Insterburg, Norkitten, Gumbinnen, Kattenau, Kussen, Georgenburg, Saalau, Aulowönen, wozu noch Memel und Puschdorf kommen. Bei Ragnit, Willkischken, Lasdehnen, Wischwill, Tilsit und Kaukehmen ist es nicht mit Sicherheit festzustellen.

Unterricht genannt wurde, verdient nicht diesen Namen. Es waren entweder gar keine Schulhäuser da, oder wenn ein solches vorhanden war, so unterrichtete der Lehrer die Kinder in seinem Wohnzimmer, das gewöhnlich die eine Hälfte des Schulgebäudes einnahm, während auf der andern Seite das Vieh untergebracht wurde. Da der Unterhalt der Lehrer durchaus unzureichend war, so wurden fast nur „untaugliche Subjekte" Schulmeister: Schuster, Schneider, Fleischer und andere Handwerker, abgesetzte Beamte oder gar Hirten. — Das Volk verharrte demgemäß in der alten Unwissenheit und Roheit, die Bauern lebten wie Wilde; Religion und Kinderzucht waren ihnen zum Teil sogar dem Namen nach unbekannt, und gegen körperliche wie gegen Ehrenstrafen zeigten sie sich abgestumpft.

Bekam der Litauer seine vierzig Peitschenhiebe, so nannte er das pamokinnimas (eine „Belehrung"); wurde er zu einer Kirchenbuße verurteilt, so witzelte er, daß der Pfarrer für ihn gebetet habe; hielt man jemand vor, daß er im Halseisen habe stehen müssen, so antwortete er cynisch, das Halseisen sei doch für Menschen gemacht und nicht für Hunde.

Unter diesen Umständen mußten die Bemühungen des Großen Kurfürsten, der Prediger in die litauischen Dörfer schickte und anordnete, daß die Bauern fleißiger die Predigten besuchen sollten, auf wenig fruchtbaren Boden fallen. Diese Verordnung erschien den Litauern so hart, daß sie den Kurfürsten baten, er möchte sie zurücknehmen. Wenn das aber nicht anginge, solle wenigstens gerechter Weise die Hufenzahl entscheiden, wie oft jeder den Gottesdienst zu besuchen habe!

Wie viel nach dem Tode des großen Kurfürsten noch zu thun übrig war, ersehen wir aus der Bemerkung des Kurfürsten Friedrichs III., der i. J. 1692 das Kirchspiel Mehlkehmen begründete, weil „noch in denen Litthauischen Ämtern der Kirchen und Pfarren wenig, der Einsaaßen aber sehr viel und unter denselben eine große barbaries und Ignoranz in ihrem Christentum sich spüren ließe."

Friedrich Wilhelm I., der Wiederhersteller Litauens, ist mit allem Ernst bestrebt gewesen, dem Christentum dort eine Stätte zu bereiten. Er baute eine erhebliche Anzahl von Kirchen und ließ 1727 die Bibel auf Staatskosten ins Litauische übersetzen. Vor allem wollte er in

jedem größern Dorfe eine Schule errichtet wissen, indem er den Bau von Schulgebäuden anordnete und für jeden Schulmeister eine halbe freie Hufe von dem wüst liegenden Lande hergab. Aber so energisch der tüchtige Herrscher auch seine Pläne verfolgte, er hat sie wegen des Widerstrebens der Geistlichkeit, zum Teil auch wegen der mannigfachen Fehler, die bei den wiederholten Reformversuchen gemacht wurden, nicht zum gewünschten Ziele bringen können. Die Klagen über das Volksschulwesen dauern weiter fort. Im Jahre 1790 wurde berechnet, daß im Durchschnitt in ganz Ostpreußen auf je fünf Dörfer und Vorwerke eine Schule käme; und da Litauen in der Entwickelung wesentlich zurückgeblieben war, so wird es hier noch schlimmer ausgesehen haben. Ein Fortschritt bestand nur darin, daß der Unterricht planmäßig betrieben wurde, daß „alles nach den richtigen Grundsätzen eingerichtet" war, und daß man an Stelle der Handwerker und Invaliden anfing, tüchtige Landschullehrer in Seminarien heranzubilden.

In den Städten bestanden außerdem Stadtschulen, wo Sprachen und „gelehrte Wissenschaft" getrieben und die Zöglinge für die Universität vorbereitet wurden, wenn die Lehrer auch ganz ärmlich besoldet waren. Die Stadtschulen in Gumbinnen, Memel, Insterburg und Wehlau, sowie die Provinzialschule zu Tilsit waren durch ihre Leistungen ausgezeichnet.

Zu einer eigentlichen Litteratur haben sich die Litauer bei dieser Entwickelung der Verhältnisse nicht aufschwingen können. Erst im Jahre 1547 wurde Luthers Katechismus von Martin Mazwyds (Mosvidius) ins Litauische übersetzt und damit das erste schriftliche Denkmal in dieser Sprache geschaffen. Auch in der ferneren Zeit hatte selten jemand das Bedürfnis, seine Geistesarbeit in litauischer Sprache der Nachwelt zu überliefern. Die Litauer, welche höher in der Bildung stiegen, schieden gewissermaßen aus ihrem nationalen Verbande aus und wurden Deutsche; es blieb also nur übrig, für die litauischen Bauern zu schreiben und diese zeigten einzig für religiöse Dinge und für ihre Dainos Verständnis. Außer dem litauischen Gesangbuch existiert demnach eine Reihe von Bibelübersetzungen, unter denen die von Rhesa aus dem Jahre 1816 besonders hervorzuheben ist. Aufzeichnungen von Dainos haben verschiedentlich stattgefunden. Indessen

besitzen wir nur ein litauisches Kunstgedicht von Donalitius, der 1743 bis 1780 Pfarrer in Tollmingkehmen war und ein didaktisches Epos, „das Jahr" betitelt, gedichtet hat. Das ganze Familienleben der Litauer im vorigen Jahrhundert, ihre Beschäftigungen, Sitten und Gebräuche sind in poetischer Form zur Darstellung gebracht. Die Sprache ist rein litauisch und nach einer Bemerkung Rhesas geradezu klassisch zu nennen. „Es zeichnet sich im übrigen durch eine für die Mitte des 18. Jahrhunderts sehr merkwürdige Realistik und die unbefangene Darstellung des Litauers aus. Keine Photographie hätte uns getreuer diese prachtvollen Figuren überliefern können: den guten und bösen Amtsrat, den Wachtmeister, den biedern Schulzen, der so gern moralisiert, die Bauern, die sich so unbefangen von ihren Spitzbübereien unterhalten, und die geschwätzigen, dem Branntwein keineswegs abgeneigten Frauen. Dazu die unübertroffenen Schilderungen des Frühlings, die Rückkehr des Storches, der Gesang der Nachtigall, den man in den vollklingenden Hexametern zu hören glaubt; der hereinbrechende Herbst mit seinen Regenschauern und grundlosen Wegen, aber auch mit seinen Festen; der glühende Sommer und das Scharwerk, in welches die damals noch leibeigenen Leute ziehen mußten" (Passarge). Indessen ist nicht zu verhehlen, daß vielfach Übertreibungen vorkommen und daß die harmonische Verknüpfung der einzelnen Teile fehlt. — Das „Jahr" wurde als Manuskript von dem Dichter hinterlassen und ist erst 1818 mit einer deutschen Übersetzung von Rhesa herausgegeben.*

Heute sind die in litauischer Sprache erscheinenden Zeitungen die einzigen litterarischen Kundgebungen von dem geistigen Leben der Nation.

Litteratur.

Außer den wiederholt bei den vorigen Kapiteln angeführten Schriften, wie den „Btgn. z. Kunde Pr.'s", den „Pr. Pr.-Bl.", der „Altpr. Mon.", den „Schr. der lit. litter. Ges.", den „Sitzungsb. d. Prussia", den „Not. v. Pr.", dem „Erl. Pr.", dem „Pr. Arch.", den „Kosm. Wand." u. a., die außer den

* Die erste vollständige Ausgabe der Dichtungen von Donalitius wurde von Schleicher besorgt (Petersburg 1865).

vortrefflichen Arbeiten von Bezzenberger, Gisevius und A. Hagen („Über das Wesen des litauischen Volksliedes“ in den N. Pr. Pr.-Bl. 1846) eine große Zahl von Aufsätzen und Bemerkungen über die Bewohner Litauens und ihre Kultur gebracht haben, sind besonders zu erwähnen: Schleicher, „Handbuch der litauischen Sprache“, Prag 1855 und 56 und „Über die Erfolge einer wissenschaftlichen Reise nach Litauen“, Wien 1853. — Bezzenberger, „Litauische Forschungen“, Göttingen 1882. — Tribukeits Chronik, herausgeg. von Horn. — Rogge, „Der preußische Litauer des 16. und 17. Jahrhunderts“, 1886. — Rogge, „Geschichte des Kreises und der Diöcese Darkemen“, 1873. — Schnaubert, „Statistische Beschreibung des Kreises Pillkallen“, 1894. — Glagau, „Litauen und die Litauer“, 1869. — Passarge, „Aus baltischen Landen“, Glogau 1878. — Horn, „Dorf und Stadt in Litauen“. — Gotthold, „Ein Blick auf Ostpreußens und Litauens Bildungsanstalten vor dem Jahre 1810“ (I., Progr. 1823, II., Progr. 1824). — Keil, „Das Volksschulwesen im Kgr. Preußen und Herzogtum Litauen unter Friedrich Wilhelm I.“, Köuigsberg 1886 mit Fortsetzung in der Altpr. Mon. —

Interessant ist der Vergleich zwischen einigen Schriften, die in den verschiedenen Jahrhunderten den Kulturzustand der Litauer behandeln. — Im 16. Jahrh.: Hennenberger, „Erclerung der preußischen größern Landtaffel (1595). — Im 17. Jahrh.: Wagner, „Vita et mores Lithuanorum“ (1621) in den Acta Bor. I, 1730. — Matthäus Prätorius, „Deliciae prussicae oder die Preußische Schaubühne“, im Auszuge herausgeg. von William Pierson, Berlin 1871 (um 1670). — Lepner, „Der Preußische Litauer“, Danzig 1744, ein Neudruck, besorgt von Jordan, 1848 (um 1690 geschrieben). — Im 18. Jahrh.: Ostermeyer, „Etwas von den heutigen Litauern im Kgr. Preußen“ im „Pr. Magazin“ 1783. — Aus dem 19. Jahrh.: Schultz, „Einige Bemerkungen über die Nationalität der Litauer“, 1832, Mskpt. — Asmus, „Der Pillkallener Kreis“, 1865, Mskpt.

Erwerbsleben der Bewohner.

Der Volkswohlstand ist in Litauen wie in ganz Ostpreußen nicht bedeutend. Ein Einkommen von mehr als 3000 Mark hatten nach der Schätzung vom Jahre 1895 im Regierungsbezirk Gumbinnen nur 1,74 % der Bewohner, während der Regierungsbezirk Wiesbaden, der nächst Berlin die wohlhabendste Bevölkerung enthält, 5,37 % aufzuweisen hatte. Der Regierungsbezirk Posen war mit 1,69 % der

einzige im preußischen Staat, der hinter Gumbinnen zurückstand. Ein Einkommen von mehr als 100000 Mark kam in ganz Ostpreußen auf nur 14 Köpfe, im Rheinlande auf 386.

Der landwirtschaftliche Betrieb in Litauen.

Die Hauptnahrungsquelle hat in Litauen von jeher der fruchtbare Boden geboten, der im Kreise Pillkallen und Stallupönen z. T. der Magdeburger Börde gleich zu achten ist. Ackerbau und Viehzucht bildeten stets die wichtigste Beschäftigung der Bewohner. Nach der Zählung von 1895 waren im Regierungsbezirk Gumbinnen 75,96% mit Landwirtschaft, Gärtnerei, Viehzucht, Forstwirtschaft und Fischerei beschäftigt, während nur 17,71 % sich gewerblichen Betrieben und 6,33 % dem Handel, Verkehr und Versicherungswesen zugewandt hatten. — Schon Pytheas von Massilia rühmt den fleißigen Getreidebau in Preußen, und bei der Ankunft des Ritterordens standen die alten Bewohner auf einer so hohen Stufe der Ackerbestellung, daß die einwandernden Deutschen in mancher Beziehung von ihnen gelernt haben.

Die weitere Entwickelung des landwirtschaftlichen Betriebes ist freilich durch mancherlei ungünstige Umstände in Litauen gehemmt worden, so daß er weit hinter dem der andern preußischen Provinzen zurückgeblieben ist. Bei dem zähen Festhalten am Althergebrachten, das dem Litauer eigentümlich ist, zeigte sich der gemeine Mann allen Neuerungen gegenüber mißtrauisch und unzugänglich, wenn diese auch noch so vortrefflich waren. Daher hat die deutsche Einwanderung, die dem Lande vorzügliche Lehrmeister zuführte, ebensowenig durchgreifende Erfolge erzielen können wie die Einrichtung der Domänen, die als Musterwirtschaften den Bauern ein belehrendes Beispiel geben sollten. — Der litauische Landmann kam schlecht vorwärts. Obwohl er die Hufe Landes vom besten Boden mit höchstens 45 bis 54 Mark verzinste, so daß ein guter Wirt den Zinsbetrag allein aus der Gartennutzung aufbringen konnte, so hatte er vielfach die Ernte des einen Jahres verzehrt, ehe er an die des andern auch nur denken konnte. Der Kartoffelbau, den Friedrich der Große als Schutzmittel gegen Hungersnot in allen Provinzen verlangte, war demnach in Litauen besonders am

Platze; er konnte aber gerade hier nur mit der äußersten Strenge eingeführt werden.

Die Lage der litauischen Bauern wurde verschlimmert durch Trunksucht und ihre Neigung zu Prozessen; so ist es gekommen, daß ihr Besitztum zum großen Teil in die Hände von Deutschen überging, zumal diesen mehr Kapital zur Verfügung stand.

Ein großes Hindernis für die Hebung des landwirtschaftlichen Betriebes bildete ferner die Zerstückelung der einzelnen Grundstücke in mehrere Teile, die nach der verschiedenen Beschaffenheit des Bodens auf der Feldmark des Dorfes zerstreut waren, sowie die gemeinschaftlichen Hütungen und Koppelweiden. Machten die letzteren eine bessere Nutzung des Weidelandes zur Unmöglichkeit, so verursachte die Zerstückelung des Grundbesitzes mancherlei Zeitverlust, eine übergroße Zahl von Grenzfurchen und Grenzstreitigkeiten. Die Beaufsichtigung war außerordentlich erschwert und die Abhängigkeit von dem Nachbarn verhinderte durchgreifende Verbesserungsanlagen auf dem eigenen Grund und Boden.

Die Aufhebung der gemeinschaftlichen Hütungen und Koppelweiden wurde freilich schon 1750 verfügt; aber bis 1765 war noch wenig oder nichts gethan, und die vollständige Durchführung dieser Maßregel ist erst bei der Zusammenlegung der zerstreut liegenden Bodenstücke von den einzelnen Bauerngütern* erfolgt, die in Ostpreußen seit 1821 in Angriff genommen wurde.

Die Zusammenlegung der Grundstücke im Verein mit der Befreiung von der Erbunterthänigkeit** am Anfange unseres Jahrhunderts, die es dem Bauern ermöglichte, seine volle Kraft der Bearbeitung seiner eigenen Ländereien zu widmen, bildet die Grundlage für den mächtigen Aufschwung, den die Landwirtschaft in diesem Jahrhundert und namentlich in den letzten Jahrzehnten genommen hat. — Wo nicht

* Man nennt diese Zusammenlegung in der Agrargesetzgebung „Separation“.

** Der Kriegsrat Herr v. Farenheid hob schon 1799 die Erbunterthänigkeit der Gnieer Bauern auf, weil diese sich mit seinen menschenfreundlichen Anschauungen nicht vertrug. Am 28. Oktober 1807 verordnete Friedrich Wilhelm III.: „Auf meinen sämtlichen Domänen soll schlechterdings keine Hörigkeit, Erbunterthänigkeit oder Gutspflicht vom 1. Juni 1808 stattfinden.“

der natürliche Futterreichtum der Gegend das Dreifeldersystem aufrecht erhielt, wurde es durch die Fruchtwechselwirtschaft verdrängt. Der Kleebau, der im vorigen Jahrhundert nur vereinzelt betrieben wurde, bekam bald mit andern Futtergewächsen seine gesicherte Stellung im Feldersystem (S. 201) und kam nicht nur der Viehzucht zu gute, sondern ermöglichte auch eine reichlichere Düngung des Bodens. Künstlicher Dünger kommt in immer steigendem Maße zur Verwendung, besonders Superphosphat und Knochenmehl, daneben Kainit und Thomasschlacke. Die spezielle Acker- und Wiesenkultur wird außerdem durch Entwässern, Mergeln, gutes Pflügen, Eggen und Kompostieren gefördert. Die Ackergeräte, die sich bis dahin in den einfachsten Formen gehalten hatten, wurden verbessert und trugen zur leichteren und gründlicheren Bewirtschaftung des Bodens bei. „Auch die kleineren Besitzer," sagt Schnaubert in seiner Beschreibung des Pillkaller Kreises (1897), „haben in immer steigender Zahl dem Beispiele der größeren intelligenteren Wirte folgend, allmählich gelernt, namentlich durch Benutzung von Schälpflügen und Walzen, die im Kreise zum großen Teil sehr schwierigen Bodenverhältnisse zu beherrschen. Die alte Zoche, obwohl deren Vorzüge noch immer ziemlich ungeteilte Anerkennung findet, verschwindet mehr und mehr, vornehmlich wohl deshalb, weil bei dem Fluktuieren der Arbeiterbevölkerung seit Einführung der Freizügigkeit die Leute es nach und nach verlernt haben, dieses Ackerinstrument einzurichten und richtig zu führen. Die Anwendung von Maschinen jeder Art ist so bedeutend, daß man in dieser Beziehung eher von einem „zu Viel" als von einem „zu Wenig" sprechen kann. Dampfdreschmaschinen sind sogar schon bei bäuerlichen Besitzern im Gebrauch und im Kreise mietsweise zu haben."

Einen großen Einfluß auf die Förderung der Landwirtschaft übt der „landwirtschaftliche Zentralverein für Litauen und Masuren" aus, der 1821 unter dem Namen „landwirtschaftliche Gesellschaft zu Litauen" begründet wurde. Im Jahre 1886 ist von ihm eine Sektion für den Obstbau errichtet (S. 203). Die von ihm ausgesandten Wanderlehrer sollen die kleineren Besitzer in geeigneter Weise über die verschiedenen Arten der Bodenbestellung aufklären. Von landwirtschaftlichen Winterschulen hat Litauen zwei aufzu-

weisen, die in Gumbinnen und Heydekrug errichtet sind; von den drei Ackerbauschulen der Provinz Ostpreußen gehört die zu Lehrhof-Ragnit, welche 1850 eröffnet wurde, der litauischen Landschaft an. „Noch nicht 2 km von Ragnit entfernt, in einem geschützten Thale gelegen, umgeben von alten Eichen, bietet Lehrhof-Ragnit, zu welchem jetzt 555 Morgen gehören, nicht allein durch seine rationelle Bewirtschaftung — mit Meierei, Versuchsfeld, Bienenzucht — reichliche Belehrung, sondern auch einen angenehmen Aufenthalt und ist eine landschaftlich reizvolle Idylle."

Der Wohlstand des Landmannes hat sich infolge der bessern Nutzung des Bodens und besserer Verwertung seiner Produkte wesentlich gehoben, und die kräftige Entwickelung des Bauernstandes ist auch durch Mißernten, die in den Jahren von 1863—1882 viermal in äußerst empfindlichem Grade wiederkehrten, nicht gehemmt worden.

Mit der steigenden Wohlhabenheit hat aber der Bauer in allen Lebensverhältnissen eine höhere Stufe erklommen. Noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts sah man bei den gewöhnlichen Wochenmärkten in den südlitauischen Städten kaum einen Bauer nüchtern nach Hause fahren. „Gar nicht selten hatte die vorsorglich mit zur Stadt gekommene Bauernfrau auf dem aus einem Bunde Stroh bestehenden Wagensitze allein Platz genommen und lenkte mit etwas unsicherer Hand das Fuhrwerk, während der Wirt wohlbezecht hinter dem Wagensitz im losen Stroh lag, seinen Rausch auf der Heimreise verschlafend." Heute steht nur der weniger wohlhabende Bauer in den nördlichen Gegenden, die stets hinter den andern Landesteilen zurückgeblieben sind, auf dieser niedern Kulturstufe. Im Juragebiet und südlich der Memel machen Wagen und Angespann im allgemeinen dem Bauernstande alle Ehre, und nicht weniger die Haltung der Insassen, wenn auch nicht ausgeschlossen ist, daß sie nach vorteilhaftem Absatz ihrer Erzeugnisse und fürsorglichem Einkauf der Waren für ihre Wirtschaft öfters einmal ein Glas über den Durst trinken. Etwas bedenklich ist das Bestreben der wohlhabendern Bauern, in Tracht und Auftreten dem größern Besitzer gleichzukommen und die alten patriarchalischen Verhältnisse im Familienleben zu beseitigen; doch muß man im Verhältnis zu den gleichartigen Bestrebungen in den Städten anerkennen, daß der Bauer noch auf einem weit gesündern Boden steht.

Der Brauch, den Grundbesitz durch Vererbung auf einen von den Söhnen in der Familie zu erhalten, trägt nicht wenig zu der gesunden Entwickelung des Bauernstandes bei. Er findet sich in hervorragendem Maße bei den aus dem Süden und Westen Deutschlands eingewanderten Bewohnern; auf einer nicht unbedeutenden Zahl von Grundstücken sitzen noch direkte Nachkommen der ursprünglichen Kolonisten.

Der größere Grundbesitz hat in diesem Jahrhundert schwere Zeiten durchgemacht. Abgesehen davon, daß die Scharwerksdienste vollständig aufhörten und der Übergang zu neuen Wirtschaftsformen Opfer verlangte, so waren es vor allem die Kriegszeiten, die den Landmann vollständig erschöpften; und in den zwanziger Jahren ist auch in Litauen infolge dieser Verhältnisse der größere Grundbesitz vielfach in andere Hände übergegangen. — In den Jahren 1840—60 folgte eine starke Einwanderung von mehr oder weniger vermögenden Landleuten aus verschiedenen deutschen Gauen, weil sie hofften, bei den billigen Bodenpreisen in Ostpreußen einen leichteren Erwerb zu haben. Die Folge war ein lebhafter Güterhandel und Steigen des Bodenpreises, der erst 1863 wieder zu sinken begann. — Das gewerbsmäßige Ausschlachten der Güter, das 1871—76 wie in andern Teilen der Provinz so auch in ganz Litauen betrieben wurde, betraf besonders Mittelgüter von 3—600 Morgen. Es hat aber allmählich fast gänzlich aufgehört und festeren Verhältnissen im Landbesitz Platz gemacht.

Die größeren Güter nähren außer ihren Herrn auch einen großen Teil der Arbeiterbevölkerung, die hier, wenn sie die Arbeit nicht scheut, ein verhältnismäßig gesichertes Los findet. Ohne Ausnahme sind für die Arbeiter Wohnungen errichtet, und da ihnen ein Teil ihres Einkommens in Naturallieferungen verabreicht wird, so können sie selten in größere Not geraten. In guten Gegenden vermögen sie bei sorgsamer Wirtschaft sogar eine gewisse Wohlhabenheit zu erreichen. Die freien Arbeiter, die sogenannten Losleute, wohnen bei Bauern oder Eigenkätnern zu Miete und müssen oft mit den elendesten Wohnungen vorlieb nehmen. Ihr Einkommen ist manchmal äußerst günstig, unterliegt aber erheblichen Schwankungen. — Eine Besserung in der Lage der Arbeiterbevölkerung ist von der Entwickelung der Industrie in Litauen zu erhoffen. Wenn der litauische Arbeiter sich auch gegen-

wärtig noch zu schwierigeren Dienstleistungen wenig geschickt zeigt und wenn die klobigen Holzschuhe, in denen er gewöhnlich umherwatschelt, einstweilen auf geringe Regsamkeit schließen lassen, so ist doch anzunehmen, daß die Gelegenheit, sich einen bessern Verdienst zu sichern, ihn aus der Gleichgültigkeit und Schwerfälligkeit aufrütteln wird.

Die Verteilung des Grundbesitzes kann man in Litauen als eine durchaus günstige bezeichnen; die Bauerngüter sind im Verhältnis zum Großgrundbesitz zahlreicher vertreten als in andern Teilen Preußens und bieten mit ihrer Fläche von meist 1—4 Hufen einer arbeitsamen Familie ein sorgenfreies Dasein. Fast in ganz Litauen ist ein milder Lehmboden vertreten, der nur an einigen Stellen der Kreise Insterburg, Ragnit und Tilsit von ganz strengem Lehm unterbrochen wird und nördlich von der Memel sowie in dem südöstlichen Teile größeren Sandflächen Platz macht. Bei Gumbinnen und Stallupönen finden wir die vorzüglichsten Ackerländer der ganzen Provinz. — 1893 belief sich der Ernteertrag der Hauptfrucht, des Winterroggens, im Regierungsbezirk Gumbinnen im Durchschnitt auf 1444 kg von 1 ha, im Jahre 1894 auf 1089 kg, im gesamten Königreich Preußen durchschnittlich auf 1438 kg (1893) und 1099 kg (1894). Wenn wir nun in Betracht ziehen, daß hier die litauischen Fluren mit den weiten Sandflächen Masurens bei der Berechnung zusammengestellt sind, so werden wir leicht erkennen, daß Litauen die durchschnittlichen Erträge vom ganzen Königreich Preußen bei weitem übertrifft.

Die wichtigsten Getreidearten sind Roggen,

Verteilung der Bodenfläche auf die einzelnen Erzeugnisse der Landwirtschaft.

Weizen, Hafer, Gerste, Erbsen, Wicken, Ackerbohnen u. a. — Unter den Hackfrüchten nimmt die Kartoffel die erste Stelle ein; dann folgen Futterrüben, Kohlrüben, Möhren, Zuckerrüben u. a. Von Faserpflanzen werden Hanf und Flachs gebaut, den Ölmühlen liefert neben der Leinsaat auch der Rips das Material.

Das Verhältnis der Flächen, welche im ganzen Litauen, einschließlich der Niederung, im großen Ganzen den einzelnen Bodenfrüchten anheimfallen, veranschaulicht die Zeichnung auf Seite 201.

Daß die Heugewinnung obenan steht, darf bei der Ausdehnung der Niederungswiesen nicht auffallen. Der starke Haferbau erklärt sich aus der Blüte der Pferdezucht in Litauen; der Anbau von Gerste tritt verhältnismäßig stark in den Vordergrund, weil die Einsaat dieser Frucht ziemlich spät erfolgen kann, was bei der kurzen Zeit, in der sich die Feldarbeiten in Litauen zusammendrängen (S. 111), manche Vorteile bietet. Die schönen blaublühenden Flachsfelder, die früher weite Flächen in Litauen einnahmen, kommen seit der Verdrängung der Spinn- und Webelust durch die Fabriken nur noch vereinzelt vor.

Der Tabakbau, der im Anfange des 18. Jahrhunderts durch Kolonisten aus der Schweiz und Nassau in Litauen eingeführt ist, wird im allgemeinen nur zum eigenen Bedarf betrieben, doch liefern einige Gegenden auch Material für die westpreußischen Fabriken. In der Gegend von Tilsit, wo der Tabakbau in größerem Maßstabe betrieben wird, sind in der letzten Zeit alljährlich etwa 3500 Zentner in den Handel gekommen. Nur 1896 und 1897 waren besonders schlechte Ernten, so daß der Gesamtwert des für den Tilsiter Markt in Betracht kommenden Tabaks nur etwa 2500 bis 2800 Zentner im Jahre betrug.

An verschiedenen Stellen, besonders in der Nähe von Tapiau, wo eine Zuckerfabrik besteht, hat man angefangen, mit gutem Erfolge Zückerrüben anzubauen, doch ist die in Betracht kommende Fläche noch von geringer Ausdehnung, obwohl hier weite Strecken des Bodens für den Rübenbau äußerst geeignet sind.

---

* Bei Ragnit, wo früher der Tabakbau ebenfalls in größerm Umfange betrieben wurde, ist er jetzt ganz unbedeutend.

Der Obstbau hat sich in Litauen, zum großen Teil wohl infolge der Nässe des Bodens und der Ungunst des Klimas, wenig entwickelt. Nicht zum wenigsten aber ist die geringe Neigung der Bewohner zu dieser Beschäftigung an dem schwachen Fortschritt der Obstkultur schuld gewesen; denn auch da, wo der Boden warm und trocken ist, so daß die feinern Obstsorten vortrefflich gedeihen, hat man die Gunst der Verhältnisse nicht genügend genützt.

Trotz der Verordnungen des großen Kurfürsten, wonach kein Bauer heiraten durfte, wenn er nicht sechs Obstbäume gepfropft und sechs Eichbäume gepflanzt hätte, war die Obstkultur noch am Ende des vorigen Jahrhunderts in Litauen auffallend weit zurück. Die Gärten neben den Bauernhäusern bildeten zwar einen Schmuck des Gehöftes und boten den Kindern einen angenehmen Spielplatz; die Erträge waren indessen außerordentlich gering. Auch die Gutsgärten lieferten in jener Zeit wenig von den bessern Obsorten. „Wir haben," so heißt es in den „Annalen des Königs Preußen" (1792), „nur wenig gutes Obst (d. i. in Ostpreußen überhaupt), und die wenigen Sorten, welche wir im Überflusse erzeugen, sind sehr schlecht; aber die Gärtnerei liegt bei uns noch in der Wiege. Die Gartenkunst des gemeinen Mannes erstreckt sich nur auf Weißkohl, Kartoffeln und saure Kirschen." Noch im Jahre 1838 waren Ragnit und die benachbarten Güter nicht imstande, die Stadt Tilsit mit feinerm Obst genügend zu versorgen, so daß dieses bis aus der Umgegend von Gumbinnen geliefert wurde. In den letzten Jahrzehnten ist indessen ein Wandel zum bessern eingetreten, und in guten Jahren gehen gegenwärtig nicht unerhebliche Ausfuhren nach Rußland und sogar nach dem Westen.

Durch die Obstausstellungen, welche von der Obstsektion des „Landwirtschaftlichen Zentralvereins für Litauen und Masuren" ins Leben gerufen sind, hat der Obstbau eine weitere Förderung erfahren. Die erste Ausstellung fand 1887 in Insterburg statt; sie zeigte, daß Litauen herrliche Äpfel und Birnen zu erzeugen imstande ist, so daß man von den Belehrungen seitens der Obstsektion das Beste erwarten durfte. Besonders wird von sachverständiger Seite gegen die Überzahl einzelner Sorten in den Obstgärten geeifert, die der Gewinnung eines steten Absatzes und der Erringung einer beachteten Stellung im Obsthandel

entgegen sind. — Auch die Regierung sucht, soweit es angeht, den Obstbau zu fördern; in Heydekrug ist zu diesem Zweck eine Baumschule angelegt worden, in Tapiau besteht eine Provinzial-Gärtnerei-Lehranstalt.

Die Nutzgärtnerei hat sich bei den Unbilden des Klimas und dem Wettbewerb mit den mehr begünstigten Gegenden im Westen nicht entwickeln können. Im allgemeinen wird nur der gewöhnliche feldmäßige Gemüsebau des Erwerbes wegen betrieben. In den Gärtnereien der Städte ist am meisten die Zucht von Zimmer- und Bouquetblumen, sowie von Blattpflanzen ausgebildet.

Viehzucht.

In besonders gutem Rufe steht von jeher Litauen durch seine Pferdezucht. — Das alte litauische Pferd erfreute sich allerdings keiner schönen Gestalt. Etwa 1,60 m hoch, hatte es einen großen, plumpen Kopf, einen kurzen Hals mit starker, langer Mähne, einen gedrungenen, runden Leib, kurze, dicke Beine und einen starken Schweif. Indessen war es ein Pferd, wie es für die damalige Zeit notwendig war, anspruchslos bezüglich der Pflege und Behandlung, ausdauernd im Ertragen von Strapazen, und noch heute bewährt es sich vortrefflich an einigen Stellen der Ostküste des Kurischen Haffes.

Die Ritter, welche diesen Pferdeschlag in der ganzen Provinz vorfanden, mußten sich für ihre Zwecke eigene Pferde zu züchten suchen, da der litauische Klepper unmöglich als Streitroß eines geharnischten Krieges Verwendung finden konnte, und obwohl Litauen in eine Wildnis verwandelt ward, wurden doch die reichen Wiesenflächen bei den beiden vorgeschobenen Schlössern Insterburg und Georgenburg benutzt, um Gestüte einzurichten. Auch Tapiau und Labiau an den Wiesenflächen des Pregels und der Deime wurden zu Stutereien ausersehen und können teilweise füglich noch zu Litauen gerechnet werden. Wie gut die Orte gewählt waren, zeigt sich schon daran, daß sich dort die Pferdezucht bis auf den heutigen Tag erhalten hat. In Ragnit konnte trotz der trefflichen Wiesengründe nur ein Viehhof eingerichtet werden,

weil die hier errichtete Burg bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts den Angriffen der Litauer zu sehr ausgesetzt war.

Soweit indessen nicht besondere Bedürfnisse obwalteten, war der litauische Klepper bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts allgemein



Das Schloß zu Trakehnen.

verbreitet, so daß es nicht einmal möglich war, für die in der Provinz stehenden Kavallerieregimenter die nötigen Pferde zu stellen.

Von großer Bedeutung für die Verbesserung der Pferdezucht ist erst die Errichtung des Hauptgestüts Trakehnen geworden. Nachdem von 1726—32 die Entwässerung des Bodens und die Herstellung der nötigen Bauten, Wege und Kanäle ihren Abschluß gefunden hatten (S. 18), wurden 1733 verschiedene Staatsgestüte dort zusammengebracht. Etwa 1200 Gestütpferde, 70—80 Stück Esel und Maultiere nebst 60 Pacht-

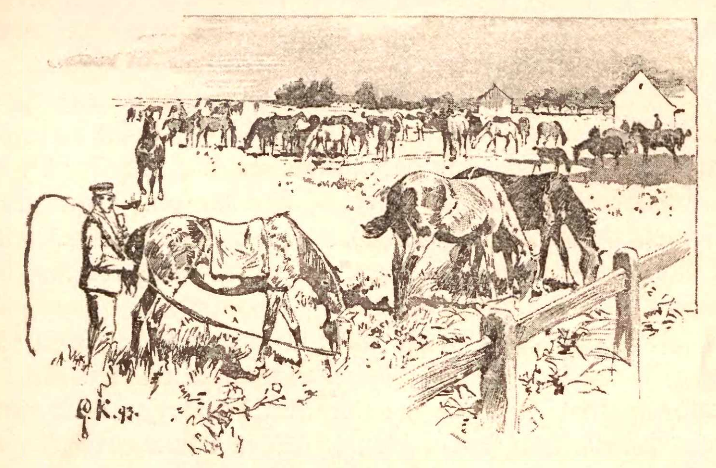
kühen bildeten den ersten Bestand in Trakehnen und seinen Vorwerken. Doch wollte das neue „Königliche Stutamt" anfangs infolge von Krankheiten, mangelhaften Stalleinrichtungen und vor allem infolge großen Mangels an Stroh nicht recht gedeihen; zudem wurde neben der Ergänzung des Marstalles als Hauptzweck angesehen, durch Verkauf von edlen Pferden Geld zu gewinnen. Dieser Zweck trat noch mehr in den Vordergrund, als der König 1736 das Gestüt dem Kronprinzen schenkte; Friedrich II. hat mehrmals gedroht, es eingehen zu lassen, weil der Nutzen zu gering sei.

Immerhin wurde schon bei diesen Einrichtungen für weitere Kreise Anregung zur Pferdezucht gegeben, insbesondere seit dem Regierungsantritt Friedrichs II., der sehr bald die Aufsicht über das Gestüt dem verdienten Domhardt übertrug. Größere Privatbesitzungen gab es in Litauen damals fast gar nicht; indessen wurden auf einer Reihe von Domänenämtern mit den vom Trakehner Gestüt erstandenen Pferden Privatgestüte errichtet, von denen die zu Georgenburg und Szirgupönen sich noch heute des besten Rufes erfreuen. Im Jahre 1779 hat dann Domhardt, der 1763 von Friedrich II. zum Präsidenten bei den in der Provinz Preußen befindlichen Kammern ernannt war, den Versuch gemacht, auch Bauernstuten durch Trakehner Hengste decken zu lassen, doch war der Erfolg nicht bedeutend, da die Stuten an und für sich jämmerlich, in der Zeit, wo sie tragend waren, zu wenig gepflegt wurden.

Drei Umstände sind es gewesen, welche die Pferdezucht in unserm Jahrhundert zu einem blühenden Zweige des ländlichen Gewerbes machten: das Emporkommen des Hauptgestüts zu Trakehnen unter Friedrich Wilhelm II., die Aufhebung der Leibeigenschaft in Verbindung mit der Zusammenlegung der bäuerlichen Grundstücke und der Ankauf der für die Armee erforderlichen Pferde im Lande selbst.

Mit dem Jahre 1786, als Graf Lindenau Oberstallmeister wurde, begann für Trakehnen und für die Pferdezucht in der Provinz überhaupt eine Periode mächtigen Aufschwunges. Zunächst räumte er mit „dem hochbeinigen, fehlerhaften Auswurf englischer Wettrenner und ihnen ähnlichen Produkten" ernstlich auf und bemühte sich, das beste Material an Beschälern herbeizuschaffen. Vor allem aber wollte er

mit Hilfe derselben nicht nur die Zucht in Trakehnen verbessern, sondern auch dem Pferdeschlag der Bauern besseres Blut zuführen. Die Benutzung selbsterzogener Hengste suchte man nach Kräften zu hindern und gab durch die Einrichtung der Landgestüte Gelegenheit, auch die Bauernstuten durch die besten Hengste decken zu lassen. Von den Landgestüten aus wurden die Beschäler einige Monate auf geeignete Stationen ver-



Weide zu Trakehnen.

teilt und so den Pferdezüchtern der ganzen Provinz die Möglichkeit zu ihrer Benutzung gegeben.

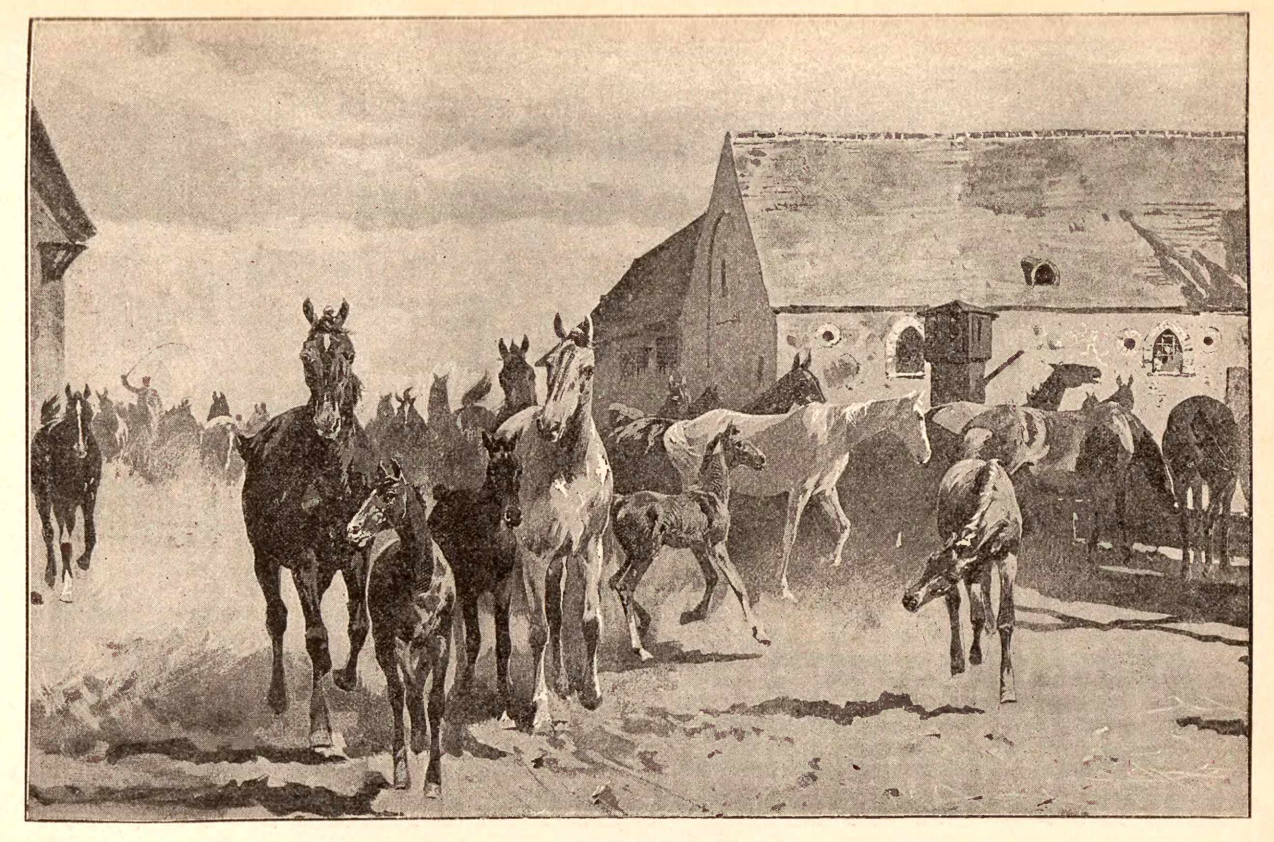
Als Orte für die Landgestüte, die damals „Landmarställe" genannt wurden, wählte man 1787 Trakehnen, Insterburg, Ragnit und Angerburg, doch ist Ragnit 1809 gänzlich aufgegeben und an Stelle des Angerburger Landgestüts haben wir seit 1824 das von Gudwallen.*

Die Erfolge dieser Einrichtungen konnten sich aber erst in vollem

* Angerburg wurde sehr bald aufgegeben, und Oletzko (Marggrabowa) trat an die Stelle; als auch dies Gestüt 1822 einging, wurde 1824 das zu Gudwallen begründet. — Der Trakehner Stall ist 1877 nach Rastenburg verlegt worden. Seitdem sind die Landgestüte, die früher unter dem Landstallmeister in Trakehnen standen, selbständig geworden. 1889 ist ein neuer Stall in Braunsberg eingerichtet.

Maße zeigen, als die Befreiung des kleinen Grundbesitzes von den Scharwerksdiensten, sowie die Zusammenlegung der Bauerngüter eine bessere Pflege der Mutterstuten und Fohlen möglich machte, und als der lange gehegte Plan, den Ankauf der für die Armee erforderlichen Pferde im Lande selbst zu besorgen, im Jahre 1821 endlich zur Durchführung kam. Von großer Bedeutung wurde auch die Errichtung von Remonte-Depots, wo die angekauften Pferde vom vollendeten dritten bis zum Ende des vierten Jahres aufgezogen werden, so daß dem Pferdezüchter ein frühzeitiger Absatz ermöglicht wird. Der Staat ist außerdem durch die Einrichtung der Remonte-Depots, um deren Entwicklung sich besonders Mentzel als Direktor verdient gemacht hat, in die vorteilhafte Lage gekommen, daß er den Ersatz eines ganzen Jahres für den Gebrauchsfall stets in Bereitschaft hat. — Von den acht gegenwärtig in Ostpreußen bestehenden Remonte-Depots gehören die von Neuhof-Ragnit, Brakupönen, Kattenau, Jurgaitschen und Sperling der litauischen Landschaft an.

Die Pferdezucht hat seit 1821 in Litauen einen solchen Aufschwung genommen, daß der Regierungsbezirk Gumbinnen allein der preußischen Armee fast volle zwei Drittel des Bedarfs an Kavalleriepferden liefert. Wir finden in den litauischen Bauernwirtschaften eine sehr bedeutende Zahl edler, schöner Mutterstuten, die zum großen Teil denen der besten Gestüte durchaus gleichwertig sind. In dem Stallupöner Kreise haben die Bauern auf einer Besitzung von etwa hundert Morgen 2—3 Zuchtstuten, die gleichzeitig zur Arbeit benutzt werden und von Trakehner Hengsten gedeckt, die besten Remonten und Luxuspferde liefern. Ebenso hat in den Kreisen Pillkallen, Ragnit, Gumbinnen, Darkehmen und zum Teil im Goldaper Kreise die Pferdezucht auf den kleineren Besitzungen allgemeine Verbreitung. Zu bemerken ist freilich, daß der Bauer selten die Pferde aufzieht, um sie der Remonte-Kommission vorzustellen, sondern schon die kleinen Füllen an größere Besitzer verkauft, wo sie in geräumigen Ställen bei sorgsamer Pflege besser gedeihen. Wenn sie nicht an einen benachbarten größeren Pferdezüchter verkauft werden, kommen sie auf den Füllenmärkten, die in Gumbinnen, Insterburg und Darkehmen abgehalten werden, zum Verkauf.



Heimziehende Trakehner Pferdeherde.

Außerdem ist auf den großen Gütern eine ganze Reihe vorzüglicher Gestüte errichtet. — Von besonderer Bedeutung ist das frühere königliche Domänengut Georgenburg mit Zwion und Nettienen, das sich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts im Besitz der Familie v. Simpson befindet. Die reichen Wiesen im Inster- und Pregelthale, welche durch die Überschwemmungen alljährlich reiche natürliche Düngung erhalten, kommen hier der Pferdezucht sehr zu statten. Von den zu Zwion gehörigen Wiesen sagte ein alter Landwirt, daß dort ein Bund Heu so viel wert sei wie anderswo ein Viertel Scheffel Hafer, und wenn man auch annehmen muß, daß er den Nährwert des Zwioner Heues etwas zu günstig beurteilt hat, so dürfte doch die Entwickelung der jungen Pferde in Zwion der ausgezeichneten Beschaffenheit des dortigen Futters zuzuschreiben sein. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bestand in Georgenburg ein Gestüt, das Pferde in den königlichen Marstall und nach Trakehnen lieferte; es wurde in den Kriegswirren aufgelöst und ist erst 1828 von neuem begründet.

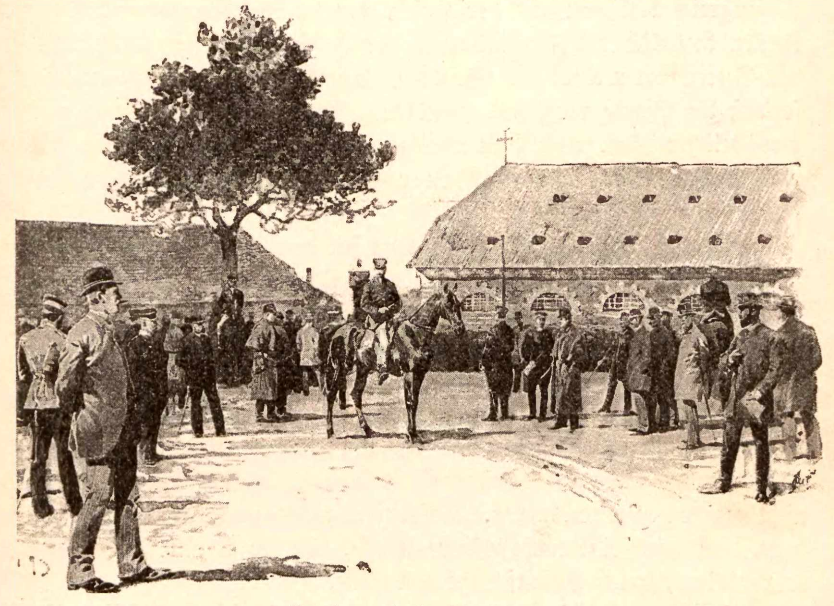
Die Ställe sind durchweg hell, hoch, geräumig und gut ventiliert. Dazu kommt eine vorzügliche, sachkundige Pflege. Die zahlreichen Remonten, welche das Gestüt liefert, werden besonders für das Gardekürassierregiment erworben und finden bei der Militärverwaltung die vollste Anerkennung. „Abgesehen davon," sagt ein früherer Remonte-Offizier, „daß die Haltung der Pferde eine geradezu erstaunenswerte ist, denn sie sind absolut nicht gemästet, aber in einer so vollendeten Verfassung, wie man sie sich nur für das Schwadronsexerzieren wünschen kann, abgesehen davon, daß z. B. Hufe, Mähnen und Schweife auf den ersten Blick die sorgsamste Pflege erkennen lassen und abgesehen davon, daß sich fast nie eine Piephacke, ein Überbein oder dergleichen das gute Aussehen des Pferdes störende Makel zeigen; so muß als hervorragendstes Merkmal das korrekte nervige Gangwerk bezeichnet werden."

Außer den Remonten kommt auch eine nicht unbedeutende Zahl von Luxuspferden und Zuchthengsten zum Verkauf.

Neben Georgenburg ist noch Weedern mit Szirgupönen hervorzuheben, dessen Name (szirgas und pene = Stutenmilch)* darauf

* Vgl. indessen die Ableitung Hoppes (in Altpr. Mon. 1875, S. 292 f.), der den Namen mit Szirguppe (= Rattenfluß) in Zusammenhang bringt.

hindeutet, daß hier seit Alters die Pferdezucht eine Stätte gefunden hat. Jedenfalls sind die großen, außerordentlich ergiebigen Wiesenflächen schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als die Gebiete von Weedern und Szirgupönen noch zu den königlichen Domänen gehörten, Grundlage für eine ausgedehnte Pferdezucht gewesen. Aus



Pferdemarkt in Trakehnen.

dem jetzigen Gestüt, das etwa 1800 begründet wurde, kaufte 1812 Murat seinen Hengst, der ihm auf dem Feldzuge und besonders in der Schlacht an der Moskwa so gute Dienste leistete, daß auf dem Rückwege noch neue Ankäufe von dem Beherrscher Süd-Italiens gemacht wurden.

Auch in Puspern, Kleszowen, Buylien, Schreitlaugken, Ballupönen und Meschken sind Privatgestüte vom besten Rufe, die sowohl Remonten wie Luxuspferde zu ziehen sich zum Ziel gesetzt haben, und daran reiht sich eine große Zahl von Gütern, wie Julienfelde, Tarputschen, Althof-Insterburg, Doristhal, Willkischken, Absteinen u. a., wo

die Pferdezucht einen wichtigen Nebenerwerb der Landwirtschaft bildet. — Im Insterburger, Darkehmer, Gumbinner, Stallupöner, Pillkaller und Ragniter Kreise werden die edelsten und dauerhaftesten Pferde in der ganzen preußischen Monarchie gezogen;* die Wiesen dieser Bezirke haben in meist hohen Lagen aromatische, üppige Gräser; Kleebau wird umfangreich betrieben und der Hafer, der im Regierungsbezirk Gumbinnen bezüglich des Flächeninhalts der Felder den ersten Platz unter den Getreidearten einnimmt (S. 201), kommt reichlich zur Verwendung, so daß die Pferde vorzüglich gedeihen. Zuchttiere gehen von hier in beträchtlicher Zahl nach dem Auslande, namentlich nach Nord- und nach Südamerika. Der Wehlauer Pferdemarkt, der größte Ostpreußens, genießt Weltruf.

Dem Hauptgestüt Trakehnen liegt seit dem Aufblühen der Pferdezucht in Litauen besonders die Aufgabe ob, einen Stamm edelsten Blutes zu erhalten; fähig, alle seine guten Eigenschaften auch weiter zu vererben. Mit den zwölf Vorwerken zusammen hat es über 400 Mutterstuten, und jeder Jahrgang bringt etwa 200 Fohlen. Die Landwirtschaft auf der etwa 400 ha umfassenden Grundfläche ist vollständig auf die Pferdezucht zugeschnitten und verfolgt lediglich die Erzielung und Erhaltung möglichst ertragreicher Weidekoppeln, ohne welche die Füllen nicht erzogen werden könnten. Hafer wird naturgemäß am meisten gebaut, doch wird eine noch größere Masse, als der Boden Trakehnens hervorbringt, durch Ankauf dazu erworben.

Unter den Nachfolgern Lindenaus, der 1813 seinen Abschied einreichte, um dem Staate in dieser schweren Zeit das Gehalt eines Ober-Landstallmeisters zu ersparen, sind besonders Burgsdorf und Schwichow zu erwähnen. Letzterem gebührt das Verdienst, der Rassenzucht eine bestimmte Richtung gegeben zu haben. Während Burgsdorf bald dem orientalischen, bald dem englischen Blute den Vorzug gab, stellte sich Schwichow entschieden auf die Seite des englischen Vollblutes, mit dessen Hilfe er das vorhandene Material schwerer und als Reitpferd dauerhafter machte, wenn es auch in der Schönheit der Form einbüßte.

---

* Den besten Pferdeschlag der Welt haben England und Österreich-Ungarn, doch bringt im einzelnen Litauen Pferde hervor, die unübertroffen dastehen.

„Heute ist das Trakehner Pferd ein hochedles Halbblut auf ausgesprochen englischer Basis mit langer Schulter, tiefer Brust, tonnenförmigen Rippen, kurzer, gewölbter Lende, leicht geneigter Kruppe, mit breiten, gut bemuskelten Gliedern, dem allerdings der orientalische Adel in Hals und Schweif genommen ist.“*

Die Bedeutung, welche Litauen für die Pferdezucht hat, bewog den „Verein für Pferderennen und Tierschau“, der sich 1834 bildete, im Jahre 1847 neben der Königsberger eine zweite Rennbahn bei Insterburg herzustellen, wo noch jetzt alljährlich ein Pferderennen stattfindet. — Dann ist die Begründung eines Tattersalls in Insterburg durch eine Aktiengesellschaft zu erwähnen, die 1897 stattfand und den Zweck hat, den Absatz der heimischen Zucht zu fördern. — Im ersten Jahre schon wurden 194 Pferde eingestellt, 128 für Rechnung des Unternehmens angekaufte und 66, die der Gesellschaft zum Verkauf und zur Dressur überwiesen wurden.

Die Entwickelung der Rindviehzucht reicht bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts zurück. Bis dahin war hauptsächlich das kleine, ganz rote oder weiß gefleckte polnische Rind vertreten, das auch jetzt noch hie und da in den bäuerlichen Wirtschaften vertreten ist. Als Milchvieh hart und genügsam, war es zur Mast wenig tauglich.

Die Veredlung des alten Schlages ging von den Gestütsämtern aus, die durch die Fürsorge Friedrich Wilhelms I. zum großen Teil in die Hände tüchtiger Wirte aus Mitteldeutschland kamen; doch hatten es diese besonders auf starke Zugochsen abgesehen, die nach der Ausnutzung bei der Arbeit zur Mast zu brauchen waren. Auf die Milchergiebigkeit legte man wenig Wert, und noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden nur „hie und da“ holländische Kühe groß gezogen.

Auf den gemeinschaftlichen Weiden der bäuerlichen Gemeinden sah man im allgemeinen noch am Ende des vorigen Jahrhunderts nur mageres, schlecht gepflegtes Rindvieh. Und auch die Güter gingen erst in dieser Zeit energischer an die Veredelung der Viehbestände. Man fing an Oldenburger Rindvieh einzuführen, das bis auf den heutigen Tag von zahlreichen Gutsbesitzern rein erhalten wird und bei der

---

* Pusch, „Das Gestütswesen Deutschlands“. Berlin 1891.

Kreuzung mit dem vorhandenen Landvieh sich derartig bewährt hat, daß fast überall Spuren davon zu entdecken sind. Herr v. Farenheid wirkte am Anfange des 19. Jahrhunderts durch sein Beispiel im südlichen Teile von Litauen, wenn auch das Rindvieh, das er aus der Schweiz einführte, ohne die fetten Alpenweiden seine Vorzüge einbüßte. Es folgte dann, besonders seit dem Anfange der dreißiger Jahre die Einführung von Wilstermarsch-, Holländer und Breitenburger Vieh; auch englisches Langhornvieh, Westfriesen, Allgäuer, Egerer, Angler und Schorthorn sind im Laufe der Zeit in bedeutender Zahl nach Litauen verpflanzt und haben den Viehstand sowohl auf den großen Gütern wie auf den bäuerlichen Besitzungen völlig umgestaltet, doch derartig, daß die Holländer, Wilstermarsch- und Breitenburger Rasse bei weitem vorherrschen. — Auf das Vieh der Bauern hat die Zufuhr von edlem Blut nicht eine so nachhaltige Wirkung ausgeübt, wie auf den größern Gütern, weil es an der rechten Ernährung und Pflege fehlt.

Auf den Märkten der Provinz wird besonders Schlachtvieh von mittelmäßiger Güte zum Verkauf gestellt, während das kernfette Mastvieh zum größten Teil in England Absatz findet. Der Verbrauch von Milch ist in Litauen selbst sehr groß, so daß erst verhältnismäßig spät bei der Erweiterung der Rindviehzucht sich das Bedürfnis herausstellte, auf die Ausfuhr von Butter und auf Käsebereitung Bedacht zu nehmen. Die Käsefabrik in Heydekrug, die im Jahre 1842 errichtet wurde, war die erste, welche Litauen aufzuweisen hatte. Das Beispiel fand bald nach Nachahmung und die Landschaft hat bereits eine ganze Zahl von größeren Käsereien aufzuweisen. Außer den Gutsmolkereien, die in großer Zahl eingerichtet sind und neben der eigenen Milch großenteils auch die der benachbarten kleinern Besitzungen verwerten, haben sich Sammelmolkereien und Genossenschaften gebildet, wo die Milch von einer Reihe von Besitzungen zur Verarbeitung kommt. Mit der durch Separatoren entrahmten Milch werden Schweine gemästet; die Butter geht zum größten Teile nach Berlin. — Ein erfreulicher Fortschritt ist es, daß sich vielfach bereits ganz kleine Besitzer der Handseparatoren zur Butterbereitung bedienen.

Nicht ohne Einfluß auf die Viehzucht und das Molkereiwesen in

Litauen ist die Versuchsstation und Lehranstalt für Molkereiwesen in Kleinhof-Tapiau, die auf der Grenze des von uns beschriebenen Gebietes gelegen ist. Mehr als 700 Kühe liefern durchschnittlich ihre Milch dorthin zur Verarbeitung.

Die Schafzucht ist ebenso wie die Pferde- und Rindviehzucht von jeher in Litauen wie in Preußen überhaupt nicht unbeträchtlich gewesen, steht aber hinter derjenigen anderer Provinzen zurück. Das ostpreußische Schaf hat hohe Beine, flache Rippenwölbung, einen langen, dünnen Hals und einen schweren Kopf. Die Wolle dieses sogenannten Höhenschafes ist zwar grob und das Körpergewicht kann auch durch die Mast nicht erheblich gesteigert werden; aber das Schaf verlangt geringe Pflege und liefert ein schmackhaftes Fleisch. Diese Eigenschaften sichern ihm seinen Platz auf den Bauernhöfen und bei den ärmeren Leuten. Die Wolle verbraucht man im allgemeinen im Hause selbst zu Strümpfen und wollenen Geweben, während das Tier zum Schlachten vielfach an Fleischer abgegeben wird. — Die Landesfürsten haben früh an der Förderung der Schafzucht regen Anteil genommen, wie wir aus den landesherrlichen Schäfereiverordnungen von 1627 und 1705 zu ersehen vermögen. Die Veredlung der Schafe auf den Gütern begann aber erst am Ende des vorigen Jahrhunderts, als 50 Merinoböcke und einige Mutterschafe auf das Gut Blumberg bei Gumbinnen überführt wurden (1796).

Die Versuche, die Landschafe durch Kreuzung zu veredlen, kann nicht als gelungen bezeichnet werden, und man hat sich allgemein für reine Rasseherden entschieden. Von besonderer Wichtigkeit sind neben den Merinoherden die Nigrettischafe aus Pommern und Mecklenburg geworden. Die Kreuzung beider, die den größern Wollreichtum mit der hohen Feinheit der Herden vereint, ist außerordentlich weit verbreitet. — Um den Nigrettis eine größere Verbreitung zu sichern, ließ die Regierung eine nicht unbeträchtliche Anzahl von vorzüglichen Zuchttieren in Mecklenburg aufkaufen und größtenteils nach der Domäne Jurgaitschen bringen. — Außerdem sind Schafe aus Schlesien, Sachsen, England und Frankreich eingeführt.

Gegenwärtig hat die Schafzucht an Bedeutung verloren, weil Europa von Australien, Südafrika und Argentinien mit Wolle über-

schwemmt wird, so daß die Wollpreise bis auf die Hälfte zurückgegangen sind.

Das altpreußische Schwein ist klein und vorzugsweise hart; indessen liefert es ein fettes, wohlschmeckendes und kerniges Fleisch und begnügt sich bei rauher Witterung mit schlechten Stallungen und magern Weiden. Im vorigen Jahrhundert machte der Landstallmeister v. Burgsdorf den Anfang damit, englische Zuchtschweine einzuführen. In Schreitlaugken und Szirgupönen folgte man in diesem Jahrhundert seinem Beispiele, und in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts ist alljährlich eine große Zahl von Schweinen verschiedener englischer Rassen in Litauen abgesetzt worden. Auch holländische und ostfriesländische Eber und Zuchtschweine, die sich durch ihre Größe und einen langgestreckten Leib auszeichnen, sind bereits im vorigen Jahrhundert eingeführt worden. Die Mastschweine der edlen Rassen finden bei den heutigen Verkehrsmitteln vorzüglichen Absatz, und es dürfte auch auf den Bauerngütern die Veredelung des Schweinebestandes sich mit Erfolg weiter verbreiten.

Unter dem Federvieh nahm früher die Gans den ersten Platz ein. Das Brutgebiet der wilden Gans, von welcher die zahme abstammt, reicht bis über den baltischen Höhenrücken. Daher entwickelt sich die zahme Gans in diesen Gebieten ganz vorzüglich und erreicht eine bedeutende Schwere. Jetzt ist die Gänsezucht vollständig zurückgegangen, weil bei der modernen Art der Bodenbewirtschaftung wenig Raum dafür bleibt und durch die bedeutenden Zufuhren aus Rußland die Preise zu sehr gedrückt werden. — Außerdem werden Enten, Hühner und Puten auf dem Lande allgemein gehalten, während Perlhühner, Pfaue und Schwäne fast nur als Ziervögel in Betracht kommen.

Die Bienenzucht reicht bis in die heidnische Zeit zurück. Unter dem Orden wurde sie zwar wesentlich verbessert; doch ist sie erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts recht emporgekommen, als sie in den Wäldern in größerem Maßstabe betrieben wurde. Ein Rückschlag trat ein, als infolge der Verbesserung der Forstwirtschaft die Beutner, welche die Waldungen durch die Bienen arg schädigten, aus den Forsten verbannt wurden. Seitdem hat sie sich mehr und mehr in den Dörfern ausgebreitet und bringt hier vielfach dem Landwirt einen, wenn auch nicht bedeutenden, so doch angenehmen und leichten Nebenerwerb.

Forsten.

Die reichen Forsten in Litauen bringen nicht die Erträge wie in andern Teilen der Monarchie. Die Waldungen liegen dort auf großen Flächen zusammen und haben bei den schlechten Transportverhältnissen, besonders auf schwerem Lehmboden, an und für sich einen schwierigen Absatz. Es fehlt aber auch in der weitern Umgebung an Käufern, weil die Industrie schwach entwickelt ist, und der Torf, z. T. auch die eingeführten Steinkohlen stark in den Wettbewerb eintreten. Vor allem drückt die massenhafte Einfuhr von russischem Holz auf die Preise, so daß diese ein sehr niedriges Maß nicht übersteigen, obwohl die Provinz nur 18,19% Waldfläche enthält und die Forsten ihre ältern Bestände bei dem Auftreten des Nonnen- und Borkenkäfers zum größten Teil eingebüßt haben. Erst in den letzten Jahrzehnten konnten infolge der verbesserten Verkehrsverhältnisse, welche durch den Eisenbahn- und Chausseebau, sowie durch Herstellung von Holzabfuhrwegen herbeigeführt sind, eine wesentliche Preissteigerung von Nutzholz erzielt werden.

Von Bedeutung sind die sogenannten Nebenerträge der Forsten, die besonders von den Waldweiden, der Gräserei, sowie der Streu-, Raff- und Leseholznutzung gezogen werden. Viele Haushaltungen der sogenannten kleinen Leute befriedigen ihren Bedarf zum Unterhalt einer Kuh oder Ziege und zur Feuerung vermittelst der Nebennutzungen aus dem Walde. Dabei bietet sich Gelegenheit zu einem vollkommenen Verdienst für Personen, denen es an Verwertung ihrer Arbeitskraft mangelt. Selbst der schwache Greis und das Kind können beim Beeren- und Pilzenlesen, beim Sammeln von Raff- und Leseholz u. dgl. ihre Kräfte nutzbar machen.

Auch die Jagd liefert bei dem Auftreten der verschiedensten Wildarten (S. 122) mannigfaltige Einkünfte, wenngleich die Witterungsverhältnisse in Litauen dem Gedeihen des Wildstandes nicht gerade günstig sind. Wenn nach starkem Schneefall plötzlich Regenwetter mit Frost eintritt, macht die auf dem Schnee gebildete Eiskruste es dem Wilde schwierig, sich Nahrung zu verschaffen; auch wird durch ein

spätes Frühjahr mit nasser, kalter Witterung oft der erste Satz Hasen vernichtet. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß man es wohl nicht mehr für ein ungünstiges Ergebnis hält, wenn bei einem Aufwande von 20—30 Schützen und 40—50 Treibern etwa 30 Hasen geschossen werden.

Mineralien.

Wenig Gewinn bringen den Bewohnern die Torfmoore, die in großer Ausdehnung das Land bedecken. Abgesehen von dem Brenntorf, der in erheblichem Umfange gewonnen wird, aber wegen des großen Rauminhaltes nicht auf weitern Strecken zum Versand kommen kann, haben sich in Wittgirren und in Schmalleningken Torfstreufabriken gebildet, die zufriedenstellende Erträge liefern. Von großem Wert sind dagegen die erratischen Blöcke, die Thon- und Ziegelerde, welche den Ziegelfabriken und den Töpfern das Material liefert.

An Mineralien ist Litauen arm. Außer dem Bernstein, der vereinzelt an vielen Stellen im Diluvium gefunden wird,* ist nur die Salzquelle in Ponnau zu erwähnen, (S. 70) die zur Ordenszeit nennbare Erträge geliefert hat. Aus dem Treßlerbuch ersehen wir, daß 1406 vier Lasten Tonnen gekauft wurden, um das Salz darin zu bergen, und man ließ bis aus Österreich Sachverständige kommen, damit sich der Betrieb lohnend gestalte. Dann scheinen die Salzwerke infolge der Kriege und der Pest in Verfall geraten zu sein, wenigstens haben wir bis 1600 keine Nachricht von ihnen. Die Stelle ist später wiederholentlich untersucht worden; aber der Salzgehalt wurde stets als zu gering befunden, um die Kosten des Gradierens und Siedens zu decken. Bei 23 m Tiefe betrug er noch nicht 4%, während man sonst nur Solen von mindestens 10% bearbeitet.

* Gerade diese vereinzelt aufgefundenen Bernsteinstücke sind oft von großem Umfange. So wurde das jetzt im Berliner Naturalienkabinett aufbewahrte kumstfarbene Stück, das bei einem Gewicht von 6,75 kg 37 cm lang, 21 cm breit und 14 cm dick war, 1803 auf dem Grundstück des Oberförsters Eckert zu Schlapacken (Kreis Gumbinnen) gefunden. Es hat die Gestalt eines Brotes und stellt einen Wert von 120000 Mark dar.

Von sonstigen Mineralquellen, die in Litauen nicht selten sind, hat der Sauerbrunnen bei dem Dorfe Thuren etwa 2 km von Gumbinnen, seiner Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Als er im Jahre 1783 andeckt wurde, besuchten ihn einige Sommer hindurch Kranke, die an Lähmungen oder Gicht litten. Man errichtete auch ein von Holz leicht-gebautes Haus mit einigen Stuben und Kammern zur Aufnahme von Badegästen; doch war die Hauptquelle nicht ergiebig genug, und bei den Quellen, die durch Nachgraben gefunden wurden, fand sich so viel wildes Wasser, daß sie nicht brauchbar erschienen. So ging die Hoffnung, Gumbinnen in die Liste der Badeorte aufgenommen zu sehen, wieder verloren.

Fischfang.

Berühmt von alters her ist der Fischreichtum der Gewässer Ostpreußens. Schon die alten Preußen bezeugten ihre Dankbarkeit für dies kostbare Geschenk den Göttern dadurch, daß sie ihnen die Erstlinge der Fische opferten. Der Orden, dem die Fischerei wegen der vielen Fasttage besonders wertvoll war, nahm sie als ein Regal für sich in Anspruch. Die Ausübung derselben wurde in den verschiedenen Gewässern durch Privilegien an Städte, Gemeinden, Grundstücke oder auch an einzelne Personen verliehen. Heute wird der Fischfang in den öffentlichen Gewässern verpachtet. — Der Ertrag der Fischerei ist übrigens in Besorgnis erregender Weise im Rückgang begriffen. Außer der unwirtschaftlichen Behandlung der Fischerei und der nicht genauen Beobachtung der Laichzeit ist es eine ganze Reihe von Umständen, wodurch die Fische in ihrer Entwickelung gestört werden. Die Regulierung der Flüsse, die Trockenlegung ausgedehnter mit ihnen zusammenhängender Altwasser und Brücher, vermindert die Zahl der günstigsten Laichplätze; die stärkere Strömung, die größere Tiefe und der geringe Pflanzenwuchs in regulierten Flüssen wirken ebenfalls ungünstig, sowohl auf die Ablage des Laiches wie auf das Heranwachsen der jungen Brut; auch die Dampfer vernichten durch die Flutwelle, die sie erzeugen, eine Menge von Laich und kleinen Fischchen, die auf das Ufer gespült werden. Mühlenwehre und ähnliche Anlagen machen es in vielen Flüssen

den Wanderfischen unmöglich, bis zu ihren Laichplätzen, die im obern Laufe gelegen sind, aufzusteigen, Turbinen töten die junge Brut, wenn sie den Strom hinabwandert, sowie die zum Laichen ziehenden Aale, und die Bagger vertreiben wenigstens durch die Trübung des Wassers die Fische, die in der Nähe ihren Stand haben. Die Errichtung von Brutanstalten, wie sie 1871 in Pogrimmen, 1879 in Althof-Memel u. a. begründet wurden, wäre deshalb für die Hebung und Erhaltung der Fischerei von außerordentlicher Bedeutung.

Die Karpfenteiche, die es früher in Ostpreußen allenthalben gab, sind seit der Einführung der Reformation, welche der Fastenspeise den Wert nahm, allmählich bis auf einige wenige, wie die von Paszelgsten und Lehrhof-Ragnit, verschwunden. Die Nutzung der flachen Teiche als Wiesen dünkte den Besitzern meist lohnender als die Karpfenzucht, obwohl noch im vorigen Jahrhundert eine nicht unbedeutende Ausfuhr dieser Fischgattung nach Schweden stattfand.

Gewerbthätigkeit.

Die Gewerbthätigkeit ist in Litauen noch sehr wenig entwickelt, weil es an heimischem Material mangelt; die Herbeischaffung der Rohmaterialien bietet mancherlei Schwierigkeiten und der Absatz nach dem natürlichen Hinterlande wird durch die russische Grenzsperre beschränkt.

Die meisten Handwerker in den Städten und auf dem platten Lande arbeiten lediglich auf Bestellung und fristen oft in kärglichster Weise ihr Dasein, da ihr Absatzgebiet selten über den Ort der Niederlassung und dessen nächste Umgebung hinausgeht. Wenige halten ihre Erzeugnisse auf den Jahrmärkten feil, sie überschreiten aber im allgemeinen nicht den Umkreis von wenigen Meilen. Selbst die Schuhmacher in Tilsit, deren Waren früher auf den entlegensten Märkten zu finden waren und wegen der vorzüglichen Arbeit sehr geschätzt wurden, schränken das Marktgeschäft mehr und mehr ein, weil das Publikum es meist vorzieht, das Schuhwerk an Ort und Stelle von einem guten Handwerker anfertigen zu lassen. Von dem aus Rind- und Roßhäuten in Tilsit angefertigten Leder wird etwa die Hälfte in der Stadt selbst

verarbeitet, während der Rest in die Provinz geht. Die feineren Lederwaren, welche in der Fabrik Herrmann & Singer in Tilsit hergestellt werden, finden ihren Absatz nicht bloß in Deutschland, sondern auch in auswärtigen Ländern. Das Rohmaterial entstammt zum kleinsten Teile der Provinz. Es wird aus den entferntesten Gegenden Rußlands, teilweise auch aus Österreich, Rumänien, Serbien und Bulgarien bezogen. — Die oft durch nichts gerechtfertigte Vorliebe des Publikums, sich die Waren aus den Großstädten zu verschreiben, trägt nächst dem Mangel an Kapital die bedeutendste Schuld an der geringen Entwickelung der Gewerbthätigkeit. Hiedurch sind auch die Tischler in Wiepeningken, Schwägerau und Norkitten (S. 58) gezwungen, ihre Waren zum größten Teil in Berlin auf den Markt zu bringen, obgleich sie dadurch hart in ihrem Gewinn beeinträchtigt werden. — Wie großartig könnte sich die Möbelfabrikation in Tilsit entwickeln, wo sie nicht nur durch den Reichtum an heimischem Holz unterstützt wird, sondern auch die Hölzer der russischen Wälder zur Verfügung hat! — An leistungsfähigen Tischlereien und an Unternehmungsgeist fehlt es dort nicht, wie man aus den Zweiglagern von Tilsiter Möbeln in Memel, Pillkallen u. a. ersieht; aber das Streben der wohlhabenden Bürger und Landwirte, die bessern Möbel aus Städten wie Berlin, Breslau, Görlitz u. a. zu beziehen, bringt den Unternehmern manche Schädigung. — Nicht ohne Einfluß auf den niedern Stand der Handwerksindustrie in Litauen ist endlich der Mangel an Mitteln, die dem Handwerker für seine Vor- und Fortbildung geboten werden. Er steht infolgedessen im allgemeinen auf einer so niedrigen Stufe, daß er mit der fortschreitenden industriellen Kulturbewegung nicht gleichen Schritt zu halten vermag.

Größere Fabrikanlagen sind in Litauen äußerst spärlich vorhanden, selbst wo sie sich auf die Erzeugnisse der Landwirtschaft stützen. — Als die Spiritusbrennerei auf Kartoffeln in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts in der Provinz Fuß faßte, verbreitete sich dieser Industriezweig sehr schnell in Litauen, weil die in großer Menge angebaute Kartoffel auf weitere Entfernung hin wegen der Transportkosten nicht abzusetzen ist. Zu einer großartigeren Entwickelung derselben ist es aber nicht gekommen; fast alle Brennereien tragen den

Charakter des landwirtschaftlichen Nebengewerbes und verarbeiten meistens nur das eigene Rohmaterial und das der nächsten Umgegend. Der Gewinn ist so gering, daß vielfach der Betrieb nur fortgesetzt wird, weil die Abgänge mit Nutzen zur Mästung von Vieh verwendet werden können. Die Rektifikation und Destillation des Rohspiritus findet nur in den Städten statt, in größerm Maßstabe in Insterburg, Tilsit und Memel. Das Absatzgebiet bildet teilweise die Provinz, teilweise auch entferntere Länder.

Das Getreide wird zum großen Teil in kleinern Mühlen verarbeitet, die lediglich auf die Lohnarbeit für die nächste Umgegend angewiesen sind; doch hat Litauen auch mehrere größere Mahlmühlen, die ihren Absatz in der ganzen Provinz suchen. Die große Prangsche Mühle zu Gumbinnen, die außer der Wasserkraft noch eine Reservedampfmaschine in Bereitschaft hat, und die Brudersche Mühle in Tilsit halten ihre Ware mit Erfolg in mehreren Städten feil, selbst in dem entfernten Memel. Teilweise geht der Absatz auch über die Grenzen der Provinz hinaus.

Zuckerfabriken sind in Litauen nicht vorhanden. Die auf der Grenze gelegene Tapiauer Fabrik hat auf die litauische Landschaft nur zum kleinen Teil Einfluß, weil hier der Zuckerrübenbau noch immer keine große Ausdehnung hat und deshalb in Tapiau hauptsächlich das Rohmaterial anderer Landstriche der Provinz zur Verarbeitung kommt.

Für die Flachsgarnspinnerei in Insterburg, die seit dem 1. Januar 1863 im Betriebe ist, liefern außer Litauen, wo der Flachsbau jetzt spärlich vertreten ist (S. 202), die russischen Grenzprovinzen und Masuren das Material. In der letzten Zeit sind jährlich über 1 Mill. kg Hechelflachs und Werg verarbeitet und 330—340 Arbeiter finden dort lohnende Beschäftigung. Leider wird der Gewinn durch die teuren Kohlenpreise und die hohen Garnfrachten nach den Absatzgebieten wesentlich beeinträchtigt; denn da in größerer Nähe Webeindustrie nicht getrieben wird, so müssen die Märkte in weiter Ferne gesucht werden.

Die Ölmühlen, welche die Erträge an Lein- und Rübsaat verarbeiten, hatten einst in Litauen eine weite Verbreitung, weil sie die Landleute in der Nachbarschaft mit dem nötigen Brennöl versorgten.

Nach der Goldbeckschen Topographie befanden sich am Ende des vorigen Jahrhunderts im litauischen Kammerdepartement 24 deutsche Ölmühlen, großenteils freilich Roßmühlen, die nur in Betrieb gesetzt wurden, wenn die Pferde bei der Feldarbeit entbehrt werden konnten. Als die Landleute statt des Brennöls Petroleum zu benutzen anfingen, verloren sie ihren Zweck und gingen ein. — Eine größere Ölmühle besteht gegenwärtig in Tilsit, die in der letzten Zeit alljährlich 800 000 bis 1 000 000 kg Leinsaat und 250 000 bis 350 000 kg Rübsen verarbeitet hat. Lein- und Rübkuchen, sowie Lein- und Rüböl finden genügenden Absatz und werden z. T. weit über die Grenzen der Provinz versandt. —

Die Ölraffinerie lieferte 1894—97 jährlich 75—150 000 kg raffinierte Ware.

Knochenmühlen hatte früher das litauische Gebiet in Insterburg und Tilsit aufzuweisen. Das Rohmaterial wurde ihnen aus der Provinz und aus Polen zugeführt. Doch ist dies von Jahr zu Jahr knapper geworden, und die Erzeugnisse der Fabriken bekamen durch neu auftauchende, billig auf den Markt gebrachte künstliche Düngemittel einen derartigen Wettbewerb, daß die Tilsiter Mühle im Jahre 1896 eingegangen ist und die Insterburger über Mangel an Absatz zu klagen hat.

Die Butter- und Käsebereitung, welche durch die Viehzucht bedingt wird, hat in Litauen weite Verbreitung gefunden (S. 214).

Am meisten haben sich in dieser Landschaft die Zweige der Gewerbthätigkeit entwickelt, die auf dem Holzreichtum der Provinz und der Zufuhr der gewaltigen Holzmassen aus Rußland beruhen. — Schneidemühlen* durch Dampfkraft oder von den Gewässern der Flüsse getrieben, sind in großer Zahl thätig, die Hölzer für den Versand nach fernen Ländern oder zur weitern Verwertung im Binnenlande zuzurichten. Wenn auch heutzutage über den Rückgang des Memeler Handels geklagt wird, so sind doch nach dem Eingange sämtlicher Windschneidemühlen 20 Dampfschneidemühlen in Thätigkeit, um die aus Rußland herangeflößten Holzmassen zu verarbeiten. —

* Die erste holländische Schneidemühle in Ostpreußen überhaupt wurde 1739 und 1740 bei Königsberg durch Joh. Kaspar Dittrich hergestellt.

In Tilsit wurden die beiden ersten holländischen Schneidemühlen 1799 bis 1802 errichtet. Jetzt bestehen in der Stadt und den Vororten 12 Dampfschneidemühlen, in denen etwa 700 Arbeiter Beschäftigung finden. Zwei weitere Sägewerke sind erst neuerdings infolge des Ankaufs durch eine Genossenschaft eingegangen, die an ihrer Stelle eine Zellstofffabrik errichtet. Die dort aufgestellte Dampfmaschine von 350 Pferdekräften ist die größte, welche Ostpreußen überhaupt aufzuweisen hat. — Die übrigen Schneidemühlen Litauens außerhalb der Niederung arbeiten zum größten Teil für das Bedürfnis der umliegenden Gegend.

Der Schiffbau ist in Litauen trotz des Holzreichtums nicht recht zur Entwickelung gekommen. Zwar bemühte sich bereits der Große Kurfürst darum, ihn zu fördern, indem er geeignete Leute zu diesem Zweck in das Land zog, doch haben bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Memeler Kaufleute ihre Schiffe vom Auslande bezogen; erst 1750 wurde das erste Seefahrzeug in Memel selbst erbaut. — Der Schiffbau erreichte hier seine höchste Blüte in den Jahren 1855 bis 1866, wo 49 Schiffe mit zusammen 56 000 cbm Rauminhalt erbaut wurden. Dann hat die Bauthätigkeit wieder nachgelassen, und gegenwärtig wird nur hin und wieder ein Schiff von einer der beiden Maschinenfabriken hergestellt. Häufiger werden in Litauen Reise- und Fischerkähne an den verschiedenen Ankerplätzen erbaut.

Auch die Papierfabrikation hat in Litauen keine weite Verbreitung gefunden. In den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts wurde darüber geklagt, daß nur Lumpen von geringer Güte in Litauen Verwendung fänden, die bessern Sorten dagegen nach auswärts, besonders nach England, verschickt würden. Auch fehle es an Aufmunterung des Staates hinsichtlich dieses Industriezweiges. Unter diesen Umständen ist es allerdings erklärlich, daß sich die Papierfabriken kein weites Absatzgebiet erobern konnten. Von den verschiedenen Papiermühlen ist nur die von Kiauten übrig geblieben, der die Waldungen der Romintenschen Forst wesentlich zu statten kommen. Hier setzt die Rominte zwei mächtige Mühlenwerke in Bewegung, deren eines außer der Papierfabrikation auch der Holzschleiferei dient. Der jährliche Umsatz der Fabrikate bei beiden beträgt etwa 150 000 Mark im Jahre. —

Die Versuche, welche angestellt sind, um feineres Papier herzustellen, haben auch in Kiauten trotz der sehr guten Bleiche keinen besondern Erfolg gehabt.

Eine vielversprechende Anlage ist die neuerdings in Schmelz, einer Vorstadt von Memel, errichtete Fabrik der „Memeler Industrie-Aktiengesellschaft", wo die Holzabfälle zu Holzessig, Holzkohle, Theer 2c. verarbeitet werden. In der Nähe der Stadt wird außerdem an der Dange eine Holzimprägnier-Anstalt in größerm Maßstabe errichtet.

Die Eisenhämmer, die besonders Schmiedeeisen, das aus England und Holland kam, vermittelst Holzkohle zu Stangeneisen 2c. verarbeiteten, sind größtenteils dem Wettbewerb der rheinischen und schlesischen Hüttenfabrikate bei der Verbesserung der Verkehrsmittel erlegen. Nur der Wischwillbach setzt noch einen alten Eisenhammer in Bewegung, und vor etwa 4 Jahren haben sich dazu 2 in der Nähe errichtete Dampfhämmer gesellt, die besonders altes Eisen zu Achsen verarbeiten. Sie liefern der Achsendreherei, die seit etwa 25 Jahren mit dem alten Eisenhammer verbunden ist, das nötige Material.

Das Manufakturwesen hat sich in Litauen erst infolge der Fürsorge Friedrich Wilhelms I. entwickelt. Außer der Bearbeitung des Bernsteins wurde bis dahin trotz mancherlei Bemühungen von seiten der Landesherrn nichts Bedeutendes geleistet. Wie die Salzburger, welchen in erster Linie das Verdienst gebührt, die Manufaktureien ins Leben gerufen zu haben, so begünstigte Friedrich Wilhelm I. alle Kolonisten, die sich auf Tuchfabrikation, Strumpf- und Wollweberei verstanden und befreite sie von mancherlei Lasten. Dazu verordnete er i. J. 1718, daß alle Livreen aus inländischem Tuch hergestellt werden müßten und für das Kriegsheer die Kleidungsstoffe nur aus dem Inlande zu beziehen seien. Friedrich d. Gr. hat dann 1767 eine besondere Manufaktur- und Fabrikkommission gestiftet, die jeden Fabrikanten in gewerblichen Angelegenheiten mit ihrem Rat unterstützen sollte. Trotzdem hat sich dieser Industriezweig zu keiner hervorragenden Bedeutung entwickelt. „Fabriken und Manufakturen von Bedeutung," sagt Mila noch i. J. 1821, „hat (ganz) Ostpreußen außer in den Hauptstädten nicht. Am bedeutendsten ist noch die Wollweberei, besonders

in den Städten, welche wenig Ackerbau haben." Als Hausindustrie war lange Zeit in Litauen, mehr als im übrigen Ostpreußen, die Verfertigung von Leinwand von Bedeutung. „Das Flachsbauen, Bearbeiten, Spinnen und Weben, die einsamen Brechstuben mit ihrer während der Benutzung tropischen Hitze, die traulichen Spinnstuben mit ihren schnurrenden Rädern, begleitet vom Gesange und dem Erzählen lauschiger Geschichten, der klappernde Webstuhl, die ausgedehnten Linnenbleichen, der berechtigte Stolz, so und so viel Stück Selbstgewebtes im Kasten aufweisen zu können," machte ein gut Teil des Lebens auf einem litauischen Bauernhofe aus; aber die großen Fabriken mit ihren durch Dampfkraft arbeitenden Maschinen haben diese Zustände fast gänzlich verdrängt. Wie von den andern Manufakturen ist auch von der Leinwandindustrie in Litauen nicht mehr als ein bescheidener Rest geblieben. Nur der Eigenart der litauischen Nationaltracht hat sich der Betrieb der Fabriken noch nicht bemächtigt, und in der Herstellung der farbigen Handschuhe, der gestickten Gürtel und Achselstücke auf den Hemden leistet die Litauerin in den echt litauischen Gegenden noch heute Hervorragendes.

Die Maschinenfabrikation hat mit der steigenden Bodenkultur einen bedeutenden Aufschwung genommen. Auch der kleinere Besitzer verlangt bereits Häcksel- und Dreschmaschinen, bessere Pflüge u. dgl., so daß in den meisten Städten Litauens Maschinenfabriken, z. T. mit größeren Betrieben, entstanden sind. Daß sie sich nicht weiter entwickeln können, liegt an der Grenzsperre, die diesen Industriezweig mehr als jeden andern schädigt. Das steigende Bedürfnis, das sich jenseits der Grenze fühlbar macht, hat dort bereits eine Anzahl Maschinenfabriken entstehen lassen, die naturgemäß dem Absatz der deutschen Erzeugnisse Abbruch thun.

Ebenso hat sich die Bierbrauerei in hohem Maße entwickelt, da der Verbrauch an bairischem Bier mit der zunehmenden Wohlhabenheit gewaltig gestiegen ist; wir finden in den größern Städten Memel, Tilsit und Insterburg bereits drei bis vier größere Brauereien, wenn auch ein Absatz über die Provinz hinaus nicht stattfindet.

Ähnlich steht es mit einigen Industriezweigen, denen der Boden Litauens selbst das Material liefert. Das lehmige Erdreich ist z. T.

zur Ziegelfabrikation vorzüglich geeignet, und da im Laufe der Zeit die Holzhäuser immer mehr den massiven, die Strohdächer den Ziegeldächern Platz gemacht haben, so hat sich die Nachfrage hierin stetig gesteigert. Besonders in der Nähe der Städte ragen dichtgedrängt die mächtigen Schornsteine empor, die von der umfangreichen Ziegelfabrikation Kunde geben. Von den sieben Ringofenziegeleien in Tilsit wurden im Jahr 1896 etwa 13,4 Millionen Ziegelsteine, 1 Mill. Dachpfannen und 100 000 Stück Drainröhren fabriziert. Dabei konnte bei der erhöhten Bauthätigkeit dem Bedarf an Ziegelsteinen nicht genügt werden, so daß größere Massen von auswärts eingeführt wurden. Im Jahre 1897 wurden deshalb noch vier neue größere Ringöfen, teils mit, teils ohne Dampfbetrieb erbaut, die in diesem selben Jahre die Zahl der fertig gestellten Ziegelsteine schon auf ca. 16 Mill., neben ca. 1 Mill. Dachpfannen steigerten. — Die neun Ziegeleien in der Umgebung von Insterburg lieferten in der letzten Zeit jährlich etwa 13—15 Millionen Ziegel, Dachpfannen und Drainröhren, während bei Memel, wo die Bauthätigkeit eine äußerst geringe ist, noch immer etwa 3 Mill. Ziegel jährlich hergestellt werden.

Das Material für Thonwaren ist zwar nicht von der Beschaffenheit, daß die Erzeugnisse den gesteigerten Ansprüchen der Bewohner genügen, doch findet auch die einfache Töpferware in großer Menge Absatz und hat im Laufe der Zeit mancherlei Verbesserung in der Art der Herstellung erfahren.

Kalksteine sind in Litauen wenig vorhanden, und die Kalkbrennereien sind auf die Einfuhr roher Kalksteine von Schweden und Rüdersdorf angewiesen. Die Produktion ist auf den heimatlichen Bedarf eingeschränkt.

Auf der bequemen Verbindung mit der See beruht der Betrieb der „Union" in Memel, deren stattliche Gebäude sich unmittelbar oberhalb der Stadt an der Dange erheben. Mächtige Schiffsladungen amerikanischer Steine werden hier zu künstlichen Düngemitteln verarbeitet, die in der Provinz Absatz finden. In letzter Zeit hat die Fabrik, die etwa 400 Arbeiter beschäftigt, alljährlich 170 000—240 000 D.-Ctr. von künstlichen Düngemitteln umgesetzt.

Die Weidengebüsche, welche vielfach die Ufer der Flüsse säumen,

haben an verschiedenen Orten den Betrieb der Korbflechterei hervorgerufen, besonders in Ragnit, wo auch das Gefängnis eine nicht unbedeutende Menge von Korbwaren liefert.

Litteratur.

Betreffs der Erwerbsquellen ist man vielfach auf persönliche Erkundigungen angewiesen. Selbst da, wo neuere Abhandlungen vorhanden sind, haben sich vielfach längst veraltete Angaben hinübergeschleppt, und es ist zum mindesten eine genaue Kontrolle geboten. Ich bin deshalb sowohl den Behörden für freundlichst erteilte Auskunft zu großem Dank verpflichtet als auch den Privatpersonen, unter denen Herr Oberamtmann Reichert in Neuhof-Ragnit mir besonders eingehende Angaben gemacht hat.

Von den Schriften, welche teils für die frühern Zeiten teils auch für die Gegenwart wertvoll sind, möchte ich hervorheben: Bock, „Versuch einer wirtschaftlichen Naturgeschichte von Ost- und Westpreußen", Dessau 1782—85. — Leonhardi, „Erdbeschreibung der preußischen Monarchie", Halle 1791—1800. — „Die Provinz Preußen" (Festgabe), Königsberg 1863. — „Annalen des Königreichs Preußen", 1792. — Goldbeck, „Vollständige Topographie des Königreichs Preußen", 1785—88. — Die verschiedenen Kreisbeschreibungen, unter denen wegen der eingehenden und für die Gegenwart zutreffenden Ausführungen die „Beschreibung des Pillkaller Kreises" von Schnaubert hervorzuheben ist. — Weiß, „Litauen und Masuren", Rudolstadt 1878. — Rogge, „Geschichte des Kreises und der Diöcese Darkehmen", 1873. — Stöckel, „Über die bäuerlichen Verhältnisse im Rgb. Gumbinnen", Leipzig 1883. — Lackner, „Darstellung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in ostpr. Landgemeinden." — Schwartz und Krocker, „Deutsches Gestütsbuch", Berlin 1872. — Stöckel, „Die königl. preuß. Gestütsverwaltung". — „Das Georgenburger Gestüt" von einem frühern Remonte-Offizier, Berlin 1890. — Hagen-Donner, „Die forstlichen Verhältnisse Preußens", Berlin 1894. — „Schriften des preuß. Forstvereins". — Benecke, „Fische, Fischerei und Fischzucht in Ost- und Westpr.", 1881. — Marcinowski, „Ostpreußens Beruf für Industrie", 1868. — „Die Jahreshefte von den Vorsteherämtern der Kaufmannschaft zu Memel und zu Tilsit." — „Die Jahresberichte der Handelskammer zu Insterburg." — „Preußische Statistik", Berlin 1894—97. — „Statistisches Handbuch." — „Statistische Korrespondenz." — „Offizieller Katalog der Nordostdeutschen Gewerbe-Ausstellung in Königsberg i. Pr.", Königsberg 1895. — Von großem Wert sind auch die verschiedenen Notizen, welche die bedeutenderen ostpreußischen Zeitungen bringen.

Handel und Verkehr.

Für den Verkehr ist Litauen nicht gerade ungünstig gelegen, wenn auch die Ostseeküste von Memel bis Pillau keinen einzigen Hafenplatz bietet. Im Norden wird die Landschaft von dem breiten Memelstrom durchflossen, der die Fahrzeuge weit in das Innere Rußlands trägt und mit seinen beiden Mündungsarmen nach Memel und Königsberg führt. Weiter im Süden bietet der Pregel eine Wasserstraße von Insterburg nach Königsberg. Da das Land nicht von höheren Gebirgen durchzogen ist, die Schneedecke im Winter aber den Verkehr außerordentlich erleichtert, so waren diese wichtigen Handelsstraßen auch den ferner liegenden Orten selbst in jenen Zeiten erreichbar, als das Land wenig gebahnte Wege aufzuweisen hatte. Münzen aus der römischen Kaiserzeit, die in Nimmersatt, Wilkieten, Heydekrug und andern Orten gefunden sind, zeugen dafür, daß Litauen frühe an dem allgemeinen Verkehr teilgenommen hat.

Die Memel war als Handelsstraße schon zur Ordenszeit von großer Bedeutung. Es kam nicht nur eine Menge von Getreide, Holz, Hanf, Flachs nebst andern Naturerzeugnissen aus den russisch-litauischen Gebieten nach Preußen, auch die Einfuhr von Salz, Tuch, Zucker, Eisen und dgl. war von dem Ordenslande her nicht unerheblich. Mit der höhern Kultur der Gegenden hat sich der Verkehr recht gesteigert, zumal die Memel vermittelst des Oginskischen Kanals mit dem Pripet und dem Dniepr in schiffbare Verbindung gebracht worden ist.

Hinderlich ist im Winter die Eisdecke, welche mit wenigen Ausnahmen etwa fünf Monate lang auf dem Memelstrome lagert; noch mehr aber die russischen Zollschranken, die schon in den fünfziger Jahren den Handel lähmten und ihn in noch höherem Maße in der Gegenwart drücken. Dazu die unsicheren Rechtszustände in dem Nachbarstaate, die nicht geeignet sind, Handel und Verkehr zu fördern. — Die Ausfuhr aus Rußland besteht wie in frühern Zeiten hauptsächlich aus Hölzern und Erzeugnissen der Landwirtschaft, während von preußisch-litauischer Seite Spiritus, Steinkohlen, Kolonialwaren, Düngemittel und Fabrikate aller Art in Rußland Absatz finden.

Der Handel mit Holz aus Rußland, dem durch die Wasserstraße der Memel und ihrer Verlängerung nach dem Pripet ein ungeheures Waldgebiet, angeblich von der Größe des preußischen Staats, erschlossen wird, ist großartig. Ganze Wälder schwimmen in Gestalt von Flößen den Memelstrom hinab, weit aus dem Innern Rußlands, da die näher gelegenen Forsten lange vernichtet sind. In dem Gebiet der fernen Rokitnosümpfe werden Bäume gefällt, die an den Ufern der Nebenflüsse des Pripet oder an diesem selbst zu den mächtigen Holztraften zusammengefügt werden, nachdem sie auf ungebahnten Wegen, z. T. über Sumpf und Morast oft Tagereisen weit dorthin geschafft sind. Es würde mit dem Transport schlimm bestellt sein, wenn nicht Eis und Schnee im Winter vorteilhafte Bahnen böten.

Im Jahre 1896 sind über 2500, 1897 3300 Holztraften, die im allgemeinen eine Breite von 15 m und eine Länge von 75 m haben, an Schmalleningken vorübergekommen, um ihren Weg nach Königsberg und Memel zu nehmen, soweit das Holz nicht bereits in den Sägemühlen am Memelstrom verarbeitet wurde.

Auch die Erzeugnisse der Landwirtschaft aus den fruchtbaren Provinzen Rußlands, falls diese im Bereich der Wasserstraßen gelegen sind, nehmen bis von Kiew ihren Weg nach der Memel, um einen Seehafen zu erreichen. — Es sind eigene Fahrzeuge, die zu diesem Transport gebraucht werden; bei der gewaltigen Länge von fast 60 m sind sie etwa 8 m breit und 2 m hoch und haben einen flachen Boden, ein langes schweres Steuerruder und nur einen Mast. Ganz von Holz erbaut, fast ohne Metall, nehmen sie in ihren breiten Rumpf große Lasten von Getreide, Leinsaat, Hanf, Talg 2c. auf. Die Güter werden in den Fahrzeugen hoch aufgetürmt und mit Bretterwänden überdeckt, so daß sie das Aussehen eines ein- oder zweihöckerigen Kameels bekommen. Sie sind bei uns unter dem Namen „Wittinnen“ bekannt und zeigen im Verhältnis zu unsern Reisekähnen eine nicht geringere Eigenart als ihre Insassen. Von diesen Naturmenschen, den Dzimken,* hat Rosenkranz eine Schilderung entworfen, welche auch heute noch zutrifft. Sie bilden auf den Wittinnen und Flößen des Memelstromes ge-

* Dzimek = Erdbewohner (weil sie daheim in Erdhütten wohnen); nach andern Innwohner überhaupt.

wissermaßen Kolonieen von Wilden mitten in hochkultivierten Gegenden. Es sind Menschen von mittlerer Größe, von gutmütiger, oft einnehmender Physiognomie mit schwarzem Haar. Ihre Kleidung besteht in einem grobleinenen Hemde, Leinwandbeinkleidern, einem Wandrock oder Schafspelz, Bastschuhen und einem ganz zierlich geflochtenen Strohhut. Einer geht wie der andere; wie die Bretter, der Hanf und die Matten



Dzimken (russische Flößer) sich belustigend.

aussehen, so sehen sie selbst aus, gleich dem Insekt, das die Farbe der Pflanze hat, auf der es sein Leben führt. — Die ältern unter ihnen, welche die langdauernde Fahrt schon mehrmals gemacht haben, vertauschen die leichten Bastschuhe mit Stiefeln, den Strohhut mit einer Mütze und kaufen sich wohl auf dem Trödel eine bunte Weste, ein farbiges Wams, ein Halstuch. Ihr Aufzug erinnert dann lebhaft an den Neger, der auf die nackten Schultern Offiziersepaulettes bindet. Beim Essen kauern sie sich im Kreise zusammen. Auf einer Stange hängend wird ein Kessel gebracht, in welchem graue Erbsen mit eingeschnittenen Brotscheiben und galstrigem Speck höchst unappetitlich ge-

kocht sind. Das Gericht wird in eine hölzerne Mulde gegossen und jeder langt nun mit einem langen hölzernen Löffel hinein. — Das Völkchen ist immer munter, immer schwatzhaft und nicht selten erfreuen sie sich auf der Wittinne am Geigenspiel oder singen ihre Lieder mit den schwermütigen Weisen. Ausgezeichnet ist ihr Tanz. Es ist z. T. ein Solotanz, z. T. ein mimisches Gegeneinander- und Umeinanderherumtanzen von zweien, wobei die im ganzen schwächliche Gestalt des Dzimken im schnellen Sichumwerfen alle Schönheit entfaltet, deren sie fähig ist. Dabei spielt die Violine eine hopserartige Melodie, und die Zuschauenden oder auch die Tänzer selbst klatschen mit den Händen den Takt.*

Außerdem wird der Memelstrom von Dampfschiffen und einer großen Zahl von Segelschiffen befahren. — Es passierten auf der Thalfahrt die Tilsiter Schiffsbrücke

1896: 111 Dampfer (mit 2705 Tons Ladung), 1206 Segelschiffe und 64 Wittinnen, die zusammen 110 871 Tons Ladung hatten; 2376 Flöße.
1897: 101 Dampfer (mit 2482 Tons Ladung), 1232 Segelschiffe und 52 Wittinnen, die zusammen 102 639 Tons Ladung hatten; 3218 Flöße.**

Auf der Bergfahrt kamen durch die Schiffbrücke

1896:	112 Dampfer	(1489 Tons Ladung),	1167 Segelschiffe	(23 392 Tons Ladung).
1897:	100 „	(1669 „ „),	1196 „	(25 676 „ „).

Schon die große Zahl von Kähnen, Segelschiffen und Dampfern, die besonders am linken Ufer neben dem Bollwerk in Tilsit lagern, die mächtigen Speicher und Löschstellen zeigen uns, daß wir es in dieser Stadt nicht bloß mit dem Durchgangsverkehr zu thun haben.

Der letzte Jahresbericht der Kaufmannschaft bringt außerdem eine genaue Angabe der Fahrzeuge und Waren, die für Tilsit bestimmt waren. Danach kamen zu Berg 29 Dampfer dort an, von denen 6 mit 122 Tons beladen waren, außerdem 155 Segelschiffe, und zwar 37 leer, 118 mit 14 080 Tons befrachtet. Zu Thal trafen 24 Dampfer ein, allerdings nur 2 befrachtet (mit 15 Tons), und 230 Segelschiffe, von denen 205 mit 15 299 Tons beladen waren. Dazu kamen 421 Holzflöße = 81 920 Tons.

Von den regelmäßigen Verbindungen abgesehen, die von Tilsit

---

* Nach Rosenkranz, Königsberger Skizzen. — ** = 643 090 Tons.

aus auf der Memel nach Ruß und Königsberg, Memel, Tawellningken, Karkeln und Schmalleningken unterhalten werden, bringen aber auch die drei Bahnlinien, welche von Süden her hier zusammenlaufen, nebst dem von Memel heranziehenden Schienenwege große Gebiete in Verbindung mit dem Tilsiter Verkehr und Handel.

Auf der Bahn kamen 1895 über 35 Mill. kg, 1896 über 30 Mill. kg, 1897 über 33 Mill. kg Güter zum Versand.

Außerdem wurden verschickt:

1894: 6761 Stück Pferde, 5952 Stück Rinder, 128 727 Stück Schweine, 12 460 Stück Gänse und Enten.

1896*: 6664 Stück Pferde, 4900 Stück Rinder, 123 843 Stück Schweine, 85 234 Stück Gänse und Enten.

1897: 4448 Stück Pferde, 4802 Stück Rinder, 117 822 Stück Schweine, 90 040 Stück Gänse und Enten.

Der Einfluß der Landwege auf den Handel Tilsits zeigte sich besonders bei der Verlegung der russischen Poststraße von der Nehrung über Tilsit und Tauroggen nach Petersburg (1833). Die Stadt hatte damals durch den Speditionshandel, der sich von Memel dorthin zog, namhafte Vorteile, und hat ihr Aufblühen z. T. dieser russischen Straße zu verdanken. Dagegen wurde sie durch die Eröffnung der Ostbahn (1860) schwer betroffen, da diese nun wieder den Verkehr über Eydtkuhnen lenkte; nur die Bahnverbindungen, welche bald darauf Tilsit erhielt, haben den erlittenen Verlust wett gemacht.

Für das Holz, welches auf der Memel befördert wird, bildet die Stadt Tilsit die Börse. Hierhin kommen außer den russischen Händlern die Kaufleute aus den deutschen Orten, wo Hölzer aus Rußland eingeführt werden, um ihre Geschäfte abzuschließen. Die Preise für den größern Teil der Hölzer, vor allem der Rundhölzer, werden in Tilsit bestimmt.

Die Verladungen an Holz auf dem Wasserwege betrugen in der letzten Zeit 10—13 000 Raumlasten jährlich, auf der Eisenbahn 1350 bis 2000 Wagenladungen.

Zur bessern Verwertung des Getreides, das in der Umgegend von Tilsit geerntet wird, hat sich dort unter Beteiligung der nam-

* Die Angaben für 1895 sind unvollständig.

haftesten Landwirte eine „Kornhauslagergesellschaft“ gebildet, die ein etwa 40 000 Zentner Getreide fassendes Lagerhaus auf Staatskosten zu errichten gedenkt.

Von großem Einfluß auf die Hebung des Tilsiter Handels würde es sein, wenn die Bestrebungen der Kaufmannschaft, einen größern Handelshafen zu erlangen und diesen durch ein Geleise mit dem Bahnhof in Verbindung zu setzen, Erfolg haben sollten. Es sind bereits die beiden Mühlenteiche angekauft, wo ein Bassin von genügender Tiefe ausgehoben werden kann.

Zur Unterkunft der Fahrzeuge in den fünf Monaten, in denen die Schiffahrt auf der Memel des Eises wegen geschlossen zu sein pflegt, sind auf der Strecke bis zur Niederung vier Winterhäfen erbaut, und zwar einer an der Grenze in Schmalleningken, ein zweiter in Ragnit und die beiden andern in Tilsit. Diese zusammen fassen mit dem Kloker Hafen in der Nähe von Kaukehmen außer den Brückenpontons und den fiskalischen Fahrzeugen etwa 180 Fahrzeuge. — Der Hafen von Schmalleningken ist von besonderer Wichtigkeit, weil gerade unterhalb dieses Ortes häufig Eisstopfungen eintreten, so daß die Fahrt von der Grenze bereits weit nach Rußland hin möglich ist, wenn die Schiffe von Ragnit noch nicht auslaufen können. Der „Führer auf den deutschen Schiffahrtsstraßen“ schätzt die Einladung in Schmalleningken auf 4693 Tons jährlich.

Wenngleich die Memel noch gegen 200 km oberhalb Grodnos schiffbar ist, pflegen die preußischen Kähne nicht über Kowno hinauszugehen, weil etwa 20 km weiter aufwärts eine natürliche Anhäufung großer Steine, der „Teufelsdamm“, wehrartig im Strombett lagert und die Schiffahrt gefährlich macht, und weil außerdem auf der gegen 200 km langen Strecke zwischen Grodno und Kowno zahlreiche Steinbänke, einzelne große Felsblöcke und mit Strauch bewachsene Inseln die Schiffahrt sehr erschweren. Der vor einigen Jahren unternommene Versuch des Herrn v. San, trotz alledem zwischen Grodno und Kowno eine regelmäßige Dampferverbindung herzustellen, ist an diesen Schwierigkeiten gescheitert. Erst oberhalb Grodnos fahren Dampfer in regelmäßigen Zwischenräumen bis zu den kleinen Städten Lunno und Mosty. Auf der Strecke unterhalb Kownos wurde 1880 den Personendampfern

ein künstliches Hindernis durch die Stellungnahme der russischen Regierung geschaffen. Es verkehrten nämlich bis dahin zwei kleine russische Dampfer, Nerys und Keistut, zwischen Kowno und Tilsit; da aber einem großen preußischen Personendampfer, der von 1880 an regelmäßige Fahrten auf dieser Strecke unternehmen wollte, von der russischen Regierung im Interesse der beiden erwähnten Dampfer die Genehmigung versagt wurde, wandte sich der preußische Kapitän an Bismarck, und dieser verbot nun auch den russischen Booten die Fahrt über die Grenze. Es entstand dadurch für die Reisenden ein unerträglicher Zustand, da sie nicht nur den Weg zwischen Schmalleningken bis Georgenburg (Jurborg) mit einem besonderen Dampfer oder zu Wagen zurücklegen mußten, sondern oft auch gezwungen waren, in dem schmutzigen Grenzort zu übernachten. Erst 1896 hat es die Reichsregierung durchzusetzen gewußt, daß sowohl russische wie deutsche Personendampfer die Grenze auf dem Memelstrom passieren dürfen, so daß die russischen Dampfer bis Schmalleningken, die deutschen bis Jurborg gehen.

Die Nebenflüsse der Memel kommen außer der Wilia, die Holzflöße und Fahrzeuge trägt, für den Verkehr wenig in Betracht. Zwar fahren bei Hochwasser Kähne von Tilsit und Ragnit mit allerlei Frachtgütern beladen auf der Szeszuppe bis Lasdehnen und auf dem Juraflusse, um Holz zu holen, bis nach Rußland hinein; im übrigen tragen aber auch diese beiden bedeutendsten Nebenflüsse ganz kurze Strecken Kähne von 100—125 Tonnen Ladefähigkeit und können auf weitere Erstreckung nur zum Holzflößen verwandt werden.

Immerhin hat Tilsit als Vermittlerin zwischen dem Höhenlande und der Niederung, zugleich dicht an den Ufern einer gewaltigen Stromader gelegen, welche Rußland und Preußen verbindet, eine von Natur äußerst vorteilhafte Lage, zumal auch die Straßen von Süden und Norden hier zusammen laufen, um den Strom zu überschreiten, und so den Verkehr mit dem Innern des Landes begünstigen. Tilsit ist hiedurch zur zweiten Stadt Ostpreußens emporgewachsen und auch gegenwärtig im weitern Aufblühen begriffen.

Nicht entfernt von der Bedeutung wie die Memel ist die Wasserstraße des Pregels. Er kann über Wehlau hinaus nicht mit Fracht-

dampfern befahren werden, und ist im litauischen Gebiet, wo die Schiffahrt schon weit von der russischen Grenze bei Insterburg ihr Ende erreicht, nur für Treidel- und Segelböte zu benutzen. Die wiederholten Versuche, auf dieser Strecke kleine Dampfer einzustellen, sind stets fehlgeschlagen. Immerhin war der Pregel für die angrenzenden Landschaften Litauens vor dem Bau der Ostbahn geradezu von unschätzbarem Wert, weil er nicht nur die Möglichkeit bot, die Erzeugnisse der Landwirtschaft auf bequeme Weise nach dem Ausfuhrhafen zu schaffen, sondern sich auch mit Material- und Manufakturwaren, Steinkohlen, Eisen u. a. von Königsberg aus zu versorgen. Von Insterburg, das der Stapelplatz für weite Gebiete im Süden und Osten war, wurden 1831 allein an Getreide 30 Millionen kg verschifft. Auch nach der Eröffnung der Ostbahn war der Verkehr nicht unbedeutend. In der Zeit von 1861 bis 64 gingen jährlich 803—886 Kähne zu Thal, mit einer Ladung, die zwischen 22 und 31 Mill. kg schwankte. Die Zahl der nach Insterburg bestimmten Kähne belief sich 1863 sogar auf 938; die größte Ladung (1861) betrug 29 Mill. kg, die kleinste (1864) 25 Mill. kg. — Im Jahre 1867 haben noch 1600 Fahrzeuge in Insterburg angelegt; seitdem ist aber ein bedeutender Wandel zum Schlechtern eingetreten: im Jahre 1895 liefen 21 leere und 142 beladene Kähne ein; 1896 sind 13 leere und 148 beladene, 1897 neben 8 leeren 128 beladene Kähne in der Stadt angekommen. Der Grund für den Rückgang liegt nicht nur in der Verschlechterung der Fahrstraße durch den Abbruch der Bubainer Schleuse (S. 53); es sind auch zu der Ostbahn drei Schienenstränge gekommen, die in den Insterburger Bahnhof einlaufen und den Verkehr in noch höherem Maße von der Wasserstraße ablenken. Es wurden in Insterburg mit der Bahn versandt:

1895:	23 798 000	kg	Güter,	51 812	Stück	Groß-	und	Kleinvieh,
1896:	28 372 000	„	„	50 750	„	„	„	„
1897:	32 154 000	„	„	55 821	„	„	„	„

Es liefen ein:

1895:	90 976 000	kg	Güter,	42 150	Stück	Groß-	und	Kleinvieh,
1896:	96 314 000	„	„	39 666	„	„	„	„
1897:	95 881 000	„	„	52 821	„	„	„	„

Mit Kähnen sind

verladen:	angekommen:
1895: 2 714 250 kg Güter	3 969 750 kg Güter
1896: 1 536 000 „ „	3 096 000 „ „
1897: 1 567 000 „ „	2 582 500 „ „

Zu Thal befördert werden gegenwärtig auf dem Pregel besonders Produkte der Landwirtschaft, die ungefähr drei Vierteile aller Frachtgüter ausmachen, während der Rest der Ladungen größtenteils aus Lumpen besteht.

Zur Bergfahrt kommen in erster Linie Kaufmannsgüter, wie Petroleum, Zucker, Kaffee, Salz rc., demnächst Steine, Steinwaren, Steinkohlen u. a. Von den Nebengewässern ist nur die Alle, die auf der litauischen Grenze fließt, bis Friedland mit kleinen Dampfböten zu befahren; die Quellflüsse Angerapp, Pissa und Inster sind nicht einmal für Langholz flößbar, nnd der Versuch, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die Wasserstraße mit Hilfe der Angerapp und der masurischen Seen wenigstens nach Süden zu verlängern, ist leider fehlgeschlagen. (S. 14 f.)

Für die Landstraßen, welche einst die Provinz durchzogen und die Verbindung mit den schiffbaren Flüssen herstellten, war bis in unser Jahrhundert wenig gethan, so daß sie sich nicht in dem besten Zustande befanden; besonders machte anhaltender Regen die Lehmwege grundlos. Nur im Winter, wenn die Flüsse mit Eis bedeckt waren, stellte der Schnee prächtige Bahnen für Schlitten her, und ebenso waren in den trockenen Sommermonaten die Wege mit Wagen bequem zu befahren.

Diese Übelstände hatten auf die Einrichtung regelmäßiger Postverbindungen höchst nachteiligen Einfluß. Bis zum Jahre 1720 bestanden in Litauen nur auf der Strecke Königsberg-Memel geordnete Reit- und Fahrposten, und in der ganzen Provinz war außer der Verbindung von Königsberg nach Danzig und der Dragonerpost, die zwischen Königsberg und Warschau den Verkehr vermittelte, keine weitere Poststraße zu verzeichnen. Im übrigen sah man sich auf die sogenannten Ämter und Schulzenposten angewiesen, die durch die Gänge der Amts-, Gerichts- und Gemeindeboten ins Leben gerufen waren.

Daß hierin Wandel geschaffen wurde, ist nur der Energie Friedrich Wilhelms I. zu verdanken. Bei dem außerordentlichen Verwaltungstalent, das diesen König auszeichnete, erkannte er, daß die Einrichtung ordentlicher Posten „vor den florissanten Zustand der Commercien hochnotwendig und gleichsam das Öl vor die ganze Staatsmaschine sei". Er strich deshalb die für die Boten auf den Nebenlinien im Etat angesetzten Summen und schrieb daneben: „ordentliche Posten anlegen, wie in der Churmark". — Da Ostpreußen und besonders Litauen in jener Zeit durch die Pest verödet war, so sträubte sich das General-Finanz-Direktorium dagegen, doch bestand Friedrich Wilhelm I. auf der Durchführung seiner Verordnung. „Ich will haben ein landt, das kultivirt ist, höret Post dazu." — Und wahrlich, das Kulturwerk des Königs in Litauen ist durch die Einführung der Posten nicht unwesentlich gefördert worden. Die Kolonisten, welche sich z. T. in Litauen so unbehaglich fühlten, daß sie davon liefen, obwohl sie durch die Edikte von 1723 und 1733 bei etwaigem Entweichen mit dem Galgen bedroht wurden,* fingen bei der Hebung des Verkehrs an, ihr Besitztum zu schätzen. Außerdem lockte der Klang des Posthorns bald Ansiedler nach den ödesten Gegenden. Auf der Heide und in den Wäldern mußten Posthäuser errichtet werden; zu ihnen gesellte sich bald ein Krug, zu dem Krug eine Schmiede, und nachdem ein Teil des Bodens von den ersten Ansiedlern urbar gemacht war, fanden sich auch Ackerbau treibende Kolonisten ein. Der Postwagen brachte außerdem hin und wieder unternehmungslustige Kapitalisten in die Einöden, welche sonst nie dorthin gelangt wären; sie fanden diesen oder jenen Ort zu der Anlage eines Mühlwerkes oder einer Ziegelhütte geignet und so entstanden Kulturoasen, an die sich bald weite kultivierte Ackerländer anschlossen.

Die Straßen blieben trotz alledem in einem sehr schlechten Zustande. Dafür spricht schon die Thatsache, daß man erst nach Vollendung der Königsberg-Tilsiter Chaussee i. J. 1829 daran dachte, die

* Als sich Friedrich Wilhelm einst über die vielen Wölfe in Litauen beklagte, gab man ihm scherzhaft den Rat, jedem Wolf eine Hufe kulmischen Landes zu geben; dann würden sie in kurzem davonlaufen.

Poststraße von Königsberg nach Memel über die Nehrung aufzugeben. — Wenn die Tilsiter Straße dem äußerst beschwerlichen, öden und gefährlichen Sandwege gegenüber nicht soviel Vorzüge hatte, daß dadurch der Ummweg mehr als wett gemacht wurde, so muß es gar schlecht um sie bestellt gewesen sein. — Chausseeen hat Litauen aber verhältnismäßig spät erhalten. Obwohl schon um 1812 Mac Adam anfing in England nach chinesischem Muster diese Kunststraßen aus Steinen und Kies zu bauen, und der preußische Staat i. J. 1816 schon 3150 km Chausseeen besaß, so hat Litauen erst in den zwanziger Jahren den Anfang mit dem Chausseebau gemacht. Zunächst wurden die großen Heerstraßen ausgebaut, die von Königsberg neben dem Pregelthal über Insterburg und am nordwestlichen Rande der Plateaufläche von Nadrauen über Labiau, Mehlauken und Tilsit nach Rußland führten. Dann ging man daran, die einzelnen Städte untereinander durch Chausseeen zu verbinden, so daß die Maschen des Netzes allmählich immer enger gezogen wurden. Doch ist Litauen wie Ostpreußen überhaupt, stets hinter den andern Teilen der Monarchie im Chausseebau zurückgeblieben. Im Jahre 1826, als der preußische Staat 11512 km Chausseeen hatte, waren in Litauen erst 7,5 km ausgebaut. 1838 hatte der Regierungsbezirk Gumbinnen 135 km 1853 365 km, doch gehörten auch 1891 von den 86526 km Chausseeen, die der preußische Staat besaß, nur 5264 Ostpreußen an, so daß hier erst auf 7,03 km 1 km Chaussee kam, während in ganz Preußen im Durchschnitt auf 4,04 qkm 1 km entfiel. — Was die Verteilung der Chausseeen auf die einzelnen Teile Ostpreußens betrifft, so ist das Netz, von Masuren und der Niederung abgesehen, jetzt ziemlich gleichmäßig über die ganze Provinz gespannt.

Auch die Landwege sind durch Grandschüttungen, Brückenbauten, Herstellung von Seitengräben und Anpflanzen von Baumreihen zu beiden Seiten in einen vorzüglichen Zustand gebracht, so daß sie zum größten Teil die frühern Poststraßen an Brauchbarkeit übertreffen.

Ebenso wie mit den Chausseeen ist Ostpreußen mit dem Bahnbau hinter den meisten andern Provinzen zurückgeblieben. Trotzdem die Verbindung von Litauen und Ostpreußen nach dem Westen nicht nur für den Handel, sondern auch in politischer und militärischer Hin-

sicht von äußerster Wichtigkeit war, konnte erst 1860 die Strecke der Königl. Ostbahn von Königsberg bis Eydtkuhnen dem Verkehr übergeben werden. Es wurde damit für den mittleren Teil Litauens eine Verbindung mit Rußland geschaffen, die trotz der Zollschranken ihre Bedeutung bewahrt hat. In Eydtkuhnen entwickelte sich bald eine rege Handelsthätigkeit; der Speditionshandel für den von Königsberg nach Rußland zu vermittelnden Verkehr zog sich von Tilsit dorthin, und der kleine Ort ist zu einem Gemeinwesen erwachsen, das die kleinern Städte Litauens an Einwohner übertrifft. Von dem regen Personenverkehr abgesehen, sind im Jahre 1897 allein vom 25. bis 30. Oktober 3 114 500 kg Frachten von Rußland über die Grenze befördert, darunter 666 000 kg Getreide, 544 200 kg Hülsenfrüchte, 707 400 kg Ölsamen, 420 600 kg Ölkuchen und andere Erzeugnisse der Landwirtschaft. Auch lebendes Vieh wird in großer Zahl befördert. Gegen den Herbst werden an einem einzigen Tage bis zu 23 000 Gänse* auf der Bahnstation in Eydtkuhnen verladen. In derselben Zeit gingen 1 321 560 kg Güter über Eydtkuhnen nach Rußland, wovon 500 000 kg auf Maschinenteile entfielen; die übrige Fracht bestand aus Kupfer, Stahl, Eisen, Schiffsplatten, Eisenwaren, Steinkohlen, Heringe u. dgl.

Im Jahre 1865 wurde Insterburg mit Tilsit durch eine Bahnlinie in Verbindung gesetzt, die nach Beseitigung der Schwierigkeiten, welche die Überbrückung des Memelstromes bot, 1875 bis Memel fortgesetzt wurde und 1892 eine Verlängerung nach der russischen Grenze bis Bajohren erhielt.

Die südlichen Gebiete Litauens wurden durch die Linien Insterburg-Allenstein-Thorn** und Insterburg-Lyck*** dem Verkehr erschlossen, von denen die letztere mit schärferen Biegungen und stärkerem Gefälle erbaut, vorzugsweise dem Lokalverkehr dienen sollte.

Im Norden bekam 1891 Tilsit durch einen Schienenweg, der neben der alten über Skaisgirren, Mehlauken und Labiau hinziehenden Heerstraße verläuft und z. T. die Niederung durchschneidet,

* Am 12. September 1898 betrug die Zahl der verladenen Gänse sogar 42 000.

** Die Strecke Gerdauen-Insterburg wurde 1871 eröffnet.

*** Die Strecke Insterburg-Goldap wurde 1878, Goldap-Lyck 1879 eröffnet.

eine neue Verbindung mit Königsberg. — Endlich wurde 1894 durch die fruchtbaren Gefilde des Pillkaller Plateaus die Bahnlinie Stallupönen-Ragnit-Tilsit fertiggestellt, nachdem die Schwierigkeiten, welche das Moorland zwischen Klapaten und Naujeningken dem Bau entgegensetzte, gehoben waren.

Die Linie Angerburg-Nordenburg-Gerdauen* berührt nur die Grenze Litauens, wird aber naturgemäß den südlichsten Teilen der Landschaft zu gute kommen, ebenso wie die Strecke Goldap-Angerburg, welche den 1. August 1899 eröffnet werden soll, eine Verkehrserleichterung für die litauischen Gebiete bei Goldap herbeiführen muß.

Die den Bahnlinien ferner liegenden Gebiete werden durch den Ausbau der Kleinbahnen, von denen eine ganze Reihe in Litauen geplant ist, erschlossen werden, so daß auch ihnen eine bessere Verwertung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse in nicht zu langer Zeit ermöglicht werden dürfte. Vgl. einzelne Projekte auf der Karte über Litauen.

Die Eisenbahnen und die Chausseeen haben die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse Litauens von Grund aus umgestaltet und wesentlich zur Hebung des Wohlstandes beigetragen. Was der Landmann an Transportkosten auf den schlechten Landwegen auf weite Entfernungen hin früher hatte aufwenden müssen, fiel ihm jetzt zum größten Teil als Gewinn zu; die bessere Verbindung setzte ihn ferner instand, Dinge zu verwerten, die er früher kaum beachtet hatte. Endlich wurden ihm die mancherlei Waren, die er für seine Wirtschaft brauchte, leichter und billiger zugänglich. Die polnischen Bündeljuden, in deren Händen seit der Zeit Albrechts I. der Hausierhandel ruhte, sind durch die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse vollständig verdrängt, während sie noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts dem Landmann eine durchaus erwünschte Erscheinung waren und dem Verbot und den Bemühungen der Regierung zum Trotz Litauen durchstreiften.

Eine große Beeinträchtigung der Vorteile, die das litauische Bahn-

* Von Gerdauen nach Nordenburg ging der erste Personenzug am 1. Juli 1898. Die Strecke Nordenburg-Angerburg ist im Herbst 1898 dem Personenverkehr eröffnet. Die Bahn wird über Friedland nach Löwenhagen fortgesetzt.

netz bietet, liegt in dem Übelstande, daß die Russen nicht zu bewegen sind, den Ausbau des Linie Moscheiky-Bajohren zu gestatten, die das russische Hinterland dem Memeler Hafen erschließen und eine engere wirtschaftliche Verbindung zwischen den Grenzlandschaften der benachbarten Reiche herstellen würde. Auch die Tilsiter bemühen sich vergeblich, die drei in ihrer Stadt von Süden zusammenlaufenden Bahnlinien auf dem Wege über Tauroggen nach Rußland weiter zu führen und mit dem dortigen Bahnnetz zu verbinden. Die Vorarbeiten für die Strecke Tilsit-Laugszargen sind zwar auf Veranlassung des Ministeriums in Angriff genommen, indessen ist es mehr als zweifelhaft, ob die Russen den Weiterbau jenseits der Grenze über Tauroggen gestatten werden. — So bleibt fast auf der ganzen Linie nur der Grenzhandel übrig, der sich auf den Austausch der Waren mit einem verhältnismäßig engen Gebiete jenseits der russischen Grenzpfähle erstreckt. Immerhin liefern schon diese Gegenden einzelne Erzeugnisse der Landwirtschaft in solcher Menge, daß sie weit nach dem Innern Deutschlands zum Versand kommen. So brachte im Herbst 1897 ein einziger Zug 1150 Gänse von Bajohren nach Memel, die bis nach Berlin verschickt wurden. Nach Tilsit kommen von Mitte September bis Weihnachten jedes Jahres gegen eine Million Gänse aus Rußland, von denen etwa 70—100 000 auf dem Tilsiter Markt in den Kleinverkehr gelangen, während die übrigen weiter nach dem Innern des Landes gehen.

Die hohen Grenzzölle, die Rußland benutzt, um die Waren des Auslandes so viel als möglich zu Gunsten der eignen Erzeugnisse fern zu halten, haben einen lebhaften Schmuggelhandel ins Leben gerufen, der trotz der verstärkten Grenzposten nicht zu unterdrücken ist. Jene schlimmen Zeiten der fünfziger Jahre, wo große Karawanenzüge mit beladenen Schlitten oder Wagen über die Grenze gebracht wurden und bis an die Zähne bewaffnete Banden, die zur Bedeckung von den Unternehmern gemietet waren, den Grenzsoldaten förmliche Schlachten lieferten, haben freilich mit der Verstärkung der Grenzposten nach dem polnischen Aufstande vom Jahre 1863 aufgehört; aber auch jetzt kommt es noch häufig zu harten Zusammenstößen, bei denen Tote und Verwundete auf dem Platze bleiben. Die Hauptwaren, die für den Schmuggel-

handel in Betracht kommen, sind Spiritus und Thee, doch werden auch Seidenzeuge, gefärbte Wolle und Baumwolle, Tabak, Konfektionswaren u. a. über die Grenze geschafft. Nimmersatt, Laugszargen, Tilsit, Ragnit, Schmalleningken, Schirwindt und Stallupönen sind die Orte, von denen aus der Schmuggelhandel am lebhaftesten betrieben wird. Von hier wird die Ware durch die Unternehmer, die meistens Juden sind, nach den Grenzdörfern geschafft und in einzelnen Paketen, der Spiritus in Rinderblasen, den gemieteten Banden übergeben. In Trupps zu fünf bis zwanzig bewaffneten Männern überschreiten die Schmuggler, gewöhnlich zu Fuß, zuweilen auf Pferden und mit Wagen, auf einsamen Schleichwegen die Grenze, wo ihnen bei glücklichem Verlauf des Unternehmens die russischen Juden oder Bauern die Ware abnehmen. — Seitdem statt der Kosacken Linientruppen an die Grenze geschickt sind und die Schwärzer zwei mit Soldaten und Spürhunden gut besetzte Schutzlinien zu passieren haben, ist der Schmuggelhandel immer schwieriger geworden. Die Wachsamkeit der Soldaten wird noch dadurch angespornt, daß sie ein Drittel vom Erlös der beschlagnahmten Ware erhalten. Oft fallen Warenbestände im Wert von mehreren tausend Mark den Grenzsoldaten als Beute zu; trotz aller Verluste wird der Schmuggelhandel aber gewerbsmäßig weiter betrieben, ein Zeichen, daß die Unternehmer immerhin auf ihre Kosten kommen.

Einen eigenartigen Zweig des Schmuggelhandels hat die Verordnung der russischen Regierung hervorgerufen, nach welcher in den Grenzlandschaften alle Bücher mit russischen Lettern gedruckt werden müssen. Die russischen Litauer, welche sich mit diesen Schriften nicht befreunden können, kaufen daher massenweise Bücher mit lateinischen oder deutschen Lettern, die besonders von Tilsit aus über die Grenze geschafft werden. Litauische Zeitungen und Erbauungsschriften gehen ballenweise nach Rußland und finden dort willige Abnehmer.

Hinsichtlich des Seeverkehrs ist der größere Teil von Litauen auf Königsberg angewiesen, wohin nicht nur die Pregelstraße, sondern auch der linke Arm der Memel führt. Für den eigentlich litauischen Seehafen Memel, der an und für sich von vorzüglicher Beschaffenheit, leider in die nördlichste Spitze der Landschaft entrückt ist, bleibt nur ein verhältnismäßig kleines Gebiet von Preußen als Hinterland

übrig. Daher ist die Stadt, in der wir nach der natürlichen Lage eine Handelsthätigkeit in großartigstem Maßstabe erwarten sollten, eine Handelsthätigkeit, die an Größe mit Königsberg, Danzig und Stettin wetteifern müßte, weit, sehr weit hinter jenen Städten zurückgeblieben. Die Reihe von Holzplätzen, die sich mehrere Kilometer weit am Haffufer und an der Dange hinziehen, kündigen den einzigen Handelszweig größeren Maßstabes an, der in Memel betrieben wird, dem die wenigen größern Handelshäuser der Pietsch, Gerlach u. a. ihre Existenz verdanken. Das russische Hinterland wird durch die Zollschranken zum größten Teil abgesperrt, zumal die Verbindung dorthin nichts weniger als günstig ist. Die kurze Bahnstrecke Memel-Bajohren ist zwar der Menschenmenge sehr willkommen, die im Sommer nach dem Badeorte Försterei strebt; den Großhandel vermag sie aber nicht zu fördern, weil das russische Netz ihr keine Geleise entgegenstreckt. Die Waren, welche in dem in Frage kommenden Gebiete Rußlands auf der Bahn verfrachtet werden, machen seit dem Ausbau der Bahnlinie Libau-Koschedary (Anschluß an die Strecke Eydtkuhnen [Wirballen]-Wilna-Petersburg) den Ummweg über Libau. Die Linie Memel-Tilsit führt durch arme Gebiete und von Tilsit selbst ist sowohl auf der Bahn wie auf dem Wasserwege der Verkehr mit Königsberg äußerst rege. Dange und Minge sind nur auf der untersten Strecke schiffbar und die Wasserwege über das Haff führen nach Gegenden, die auch von Königsberg aus bequem zu erreichen sind. Ohne die Verbindung mit dem Memelstrome, auf dem die gewaltigen Holztraften aus Rußland heranschwimmen, wäre Memel trotz seines vorzüglichen Hafens und seiner unmittelbaren Lage an der See eine stille Landstadt. Auch die Fischquatzen, die alljährlich in ansehnlicher Zahl einlaufen, um lebende Fische in größern Mengen von den verschiedenen Fischerdörfern aufzukaufen, sind nicht imstande, den Handel wesentlich zu beleben.

Schon seit alters hat eine Reihe von ungünstigen Verhältnissen dazu beigetragen, die Entwickelung Memels als Handelsstadt zu hemmen. Von der Steinschüttung in der Dange (S. 101/2) abgesehen, durch welche Schiffe mit mehr als 3 m Tiefgang bis 1816 gezwungen waren, auf dem Haff zu leichtern, wurde i. J. 1580 auf Betreiben der Königs-

berger Kaufleute den Memelern durch Georg Friedrich alle Rhederei* verboten. Auch sollten keine mit Ballast beladenen Schiffe in den Hafen einlaufen dürfen. Später wurde des weitern bestimmt, daß die eingegangenen Schiffe nur so viel Rückfracht nehmen dürften, als der Wert der eingeführten Waren betrug. — Für die Verbesserung der Hafenanlagen wurde unter diesen Umständen wenig oder nichts gethan. Nach Hartknoch bestand 1684 das einzige Leuchtfeuer am Hafeneingange aus einer großen Laterne, die an einem Pfahl auf dem nördlichen Ufer des Tiefes hing; keine Baake wies den Schiffer bei der Einfahrt in den Hafen zurecht, keine Boje bezeichnete die Fahrrinne.** Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde mit den Bauten begonnen (vgl. S. 102), die den Memeler Hafen zu einem der ersten an der Ostseeküste umgestaltet haben. Im Jahre 1796 ward 160 m vom Seestrande*** auf einer Düne der jetzige Leuchtturm zunächst 18 m hoch errichtet und 1820 zu einer Höhe von 25 m ausgebaut, so daß das Seefeuer gegenwärtig 33,3 m über dem Meere leuchtet. (Bild S. 247.)

Im schwedisch-polnischen Kriege erhielt zwar Memel (1657) hinsichtlich der Schiffahrt und des Handels vollständige Freiheit, weil der Große Kurfürst einer Forderung von 478 000 Mark, welche die Stadt für Truppenverpflegung zu beanspruchen hatte, nicht gerecht werden konnte. Trotzdem blieb der Handel Memels noch ein volles Jahrhundert ein von Königsberg abhängiges Speditionsgeschäft. Erst 1743 wurde das erste selbständige Holzgeschäft begründet, und einem glücklichen Zufall war es zu verdanken, daß bald darauf sich der Holzhandel in Memel zu größerer Blüte entfaltete. Im Jahre 1753 wurde nämlich eine Menge Danziger Hölzer an die Kurische Nehrung getrieben und im Memeler Hafen geborgen. Die englischen Schiffer, die sie abholten, lernten die vorteilhafte Lage Memels für das Holzgeschäft kennen, und so kam es, daß bald darauf die dortigen Kaufleute Aufträge zu

---

* Die Erlaubnis, eigene Schiffe zu halten, hatte Memel 1464 bekommen, weil die Flotte des Ordens zu schwach war, den Danzigern dauernd Widerstand zu leisten. — ** Die erste Boje wurde 1747 gelegt.

*** Vgl. die Karte von dem frühern Zustand der Nehrungsspitze (Kurische Nehrung).

größern Holzlieferungen erhielten.* Englands Kriege gegen Frankreich (1755—63) und die Vereinigten Staaten von Amerika (1775—83) steigerten die Nachfrage nach Masten und Schiffsbauhölzern, und so konnte sich der Memeler Holzhandel schnell entwickeln.

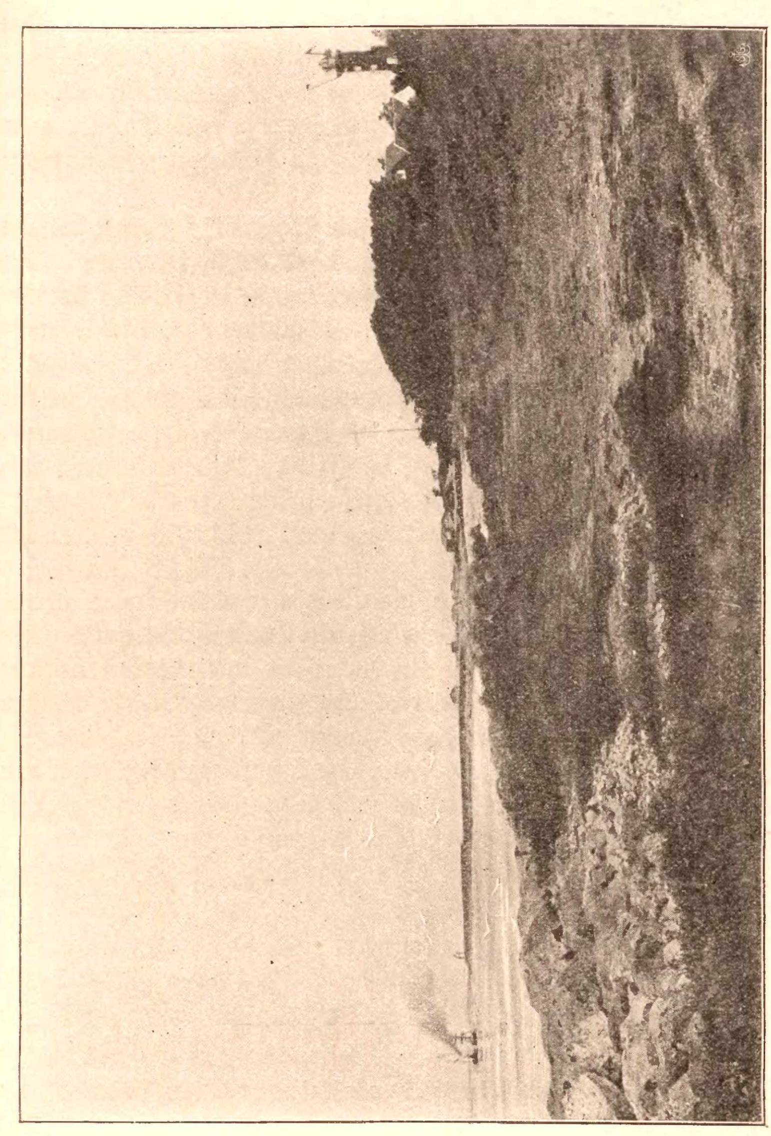
Während in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts etwa 30 Schiffe jährlich aus- und einliefen, steigerte sich die Zahl in den neunziger Jahren bis über 1000. — Es suchten von Schiffen den Memeler Hafen auf: 1752: 70; 1762: 113; 1777: 683; 1783: 792; 1787: 822; 1790: 934; 1792: 1028; 1794: 715. — Es verließen den Hafen: 1752: 69; 1777: 681; 1783: 793; 1787: 806; 1790: 934; 1792: 1030; 1794: 718. — Der gesamte Memeler Seeexport betrug 1791 nach den Zollregistern 3 408 677 Gulden, man konnte ihn thatsächlich aber auf 4 Mill. Gulden annehmen.

Auch die Vermehrung der Schankwirtschaften im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts bezeugt den Aufschwung des Memeler Handels. Während 1777/78 15 Krüge bestanden, die ein „Rießgeld" von 30 Thalern zahlten, war ihre Zahl 1797/98 auf 67, das Rießgeld auf 134 Thaler gestiegen.** — Überhaupt hatte die Bierbrauerei und Branntweinbrennerei infolge der starken Schiffahrt in dieser Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen; ebenso entwickelten sich andere Industriezweige. Das Memeler Schiffstauwerk war nächst Königsberg das größte; neben der Stadt war eine Pottaschefabrik eingerichtet; auch wird von verschiedenen Bernsteinarbeitern erzählt, die in Memel ihren Sitz aufgeschlagen hatten, von der Reihe von Schneidemühlen abgesehen, über die oben berichtet worden ist. — Schon die Verproviantierung der Schiffe brachte nicht unerheblichen Gewinn. Wurden

* Der Handel mit England ist stets rege geblieben. Von den 1030 Schiffen, die i. J. 1792 ausliefen, gingen 769 nach großbritannischen Häfen.
1860 gingen von Memel 964 Schiffe ab; davon 590 nach England.
1861 „ „ „ 820 „ „ „ 441 „ „
Auch heute hat eine bedeutende englische Firma ein großes Speditionsgeschäft in Memel. Eine große Zahl von englischen Inschriften über Schankwirtschaften und Läden in der Nähe des Dange- und Wintershafen zeugt ebenfalls von dem lebhaften Verkehr mit England.

** Sembritzki, „Vom alten Memel" im „Memeler Dampfboot" 1897, No. 12.

doch 1791 zu diesem Zweck nicht weniger als 1600 Stück Ochsen geschlachtet, die einen Wert von wenigstens 40000 Thaler hatten.



Die Hafeneinfahrt in Memel.
(Aus dem „Führer durch Memel".)

Die Rhederei war am Ende des vorigen Jahrhunderts zwar nicht bedeutend, hatte aber gegen früher einen erheblichen Aufschwung genommen. Während die Memeler Kaufleute im Jahre 1780 über 8 Schiffe verfügten, besaßen sie 1781 bereits 15, 1882: 25, 1783: 30, 1791: 17, 1801: 27. — Wenn Ranke recht unterrichtet gewesen ist, hat der Rückgang in den neunziger Jahren angehalten. Er giebt für 1795 10 Schiffe an und fügt hinzu, daß 1796 nur zwei neue erbaut wären.

Daß sich in unserm Jahrhundert der Handel nicht zu einer größern Blüte entfaltet hat, bewirkte die ungünstige Lage Memels. Durch den Ausbau der Chausseeen und Eisenbahnen wurde Königsberg mit den einzelnen Teilen Litauens in engere Verbindung gebracht, während Memel abseits liegen blieb und erst verhältnismäßig spät geeigneten Anschluß an das Straßennetz erhalten hat. Als 1829 die Chaussee von Königsberg nach Tilsit fertig war, wurde bald die Poststraße, welche die Nehrung entlang über Memel nach Rußland führte, aufgegeben (1833); die neue Tilsiter Straße führte aber über Tauroggen in das russische Gebiet. So blieb Memel abseits liegen und der Königsberger Speditionshandel ging zum großen Teil von Memel nach Tilsit über. Erst 1853 wurde die Chaussee von Tilsit nach Memel weiter geführt; bis dahin bot ein schlechter Landweg die einzige Verbindung, wenn nicht infolge von Hochwasser und Eisgang auf der Memel die nördliche Spitze Litauens überhaupt vom Verkehr mit den südlichen Teilen der Provinz abgeschnitten war. Die königliche Ostbahn, die 1860 bis Eydtkuhnen fertig gestellt war, zog den Verkehr von den angrenzenden Gebieten an sich und leitete ihn nach Königsberg; ihr Bereich dehnte sich aber um so weiter nach Norden aus, als 1865 die Ostbahn einen Nebenstrang von Insterburg bis Tilsit vorschob. Die Verlängerung dieser Bahnlinie bis Memel hat wegen der schwierigen Überbrückung der Memel bis 1875 auf sich warten lassen.*

Im Krimkriege, als die russischen Häfen durch englische Schiffe gesperrt waren, bot Memel für die weiten Hinterländer die einzige

* Auch die napoleonischen Kriege am Anfange des Jahrhunderts haben den Handel Memels beeinträchtigt.

Eingangspforte. Daher stieg der Verkehr in dieser Zeit ganz gewaltig (vgl. S. 103).

Es sind in den Memeler Hafen eingelaufen:

1853—63 (im jährlichen Durchschnitt):	1017	Schiffe	mit	130 329	Lasten
1854:	1766	„	„	208 984	„
1855:	1620	„	„	203 851	„

Es sind ausgelaufen:

1853—63 (im jährlichen Durchschnitt):	1036	Schiffe	mit	131 998	Lasten
1854:	1615	„	„	189 073	„
1855:	1691	„	„	214 189	„

Im übrigen hat die Steigerung des Verkehrs in Memel nicht im mindesten mit der allgemeinen Entwickelung von Handel und Verkehr in Deutschland gleichen Schritt gehalten.

Die Zahl der jährlich einlaufenden Schiffe schwankte in der Zeit

von 1828—1853 zwischen 629 und 1284, der gesamte Raumgehalt zwischen 327 684 und 584 577 cbm,

von 1891—1897 zwischen 714 und 1040, der gesamte Raumgehalt zwischen 464 059 und 669 415 cbm.

Was den gegenwärtigen Verkehr betrifft, so sind zur See und landeinwärts ausgeführt Waren im Werte von:

1893:	21 642 900	Mark,	davon	für	12 363 800	Mark	Holz
1894:	21 363 200	„	„	„	12 488 000	„	„
1895:	23 018 750	„	„	„	13 769 500	„	„
1896:	29 478 650	„	„	„	19 864 150	„	„
1897:	30 631 300	„	„	„	20 728 600	„	„

Die Einfuhr zur See besteht hauptsächlich aus Steinkohlen, Coaks, Salz, Heringen und dgl. Etwa 45 % der einlaufenden Schiffe sind mit Ballast beladen, weil fast die Hälfte des Wertes von sämtlichen in Memel einlaufenden Waren die Holzflöße ausmachen, während die bearbeiteten Hölzer auf Schiffen weiter befördert werden.

Die Gesamteinfuhr hatte einen Wert:

1893:	von	24 729 760	Mark,	davon	für	10 620 200	Mark	Holz
1894:	„	22 872 850	„	„	„	7 900 700	„	„
1895:	„	27 521 060	„	„	„	12 422 940	„	„
1896:	„	30 462 030	„	„	„	19 818 800	„	„
1897:	„	32 029 900	„	„	„	17 895 200	„	„

Auch aus diesen Zahlen ist ersichtlich, daß von der See abgesehen, der Memelstrom die Lebensader für den Handel Memels ist,

daß die übrigen Verbindungen nur in untergeordnetem Maße in Betracht kommen. Von einiger Bedeutung für den Getreidehandel Memels dürfte sich die Bahnlinie Stallupönen-Pillkallen-Tilsit gestalten, wenngleich auch für den Absatz der Erzeugnisse aus diesen Gebieten Königsberg ein nicht ungefährlicher Nebenbuhler bleibt. — Eine wichtige Wasserstraße für den Handel Memels führt über das Haff, die Deime und den Pregel nach Königsberg. Sie wird ebenso wie die Linie nach Tilsit von regelmäßig verkehrenden Frachtdampfern befahren.

Dem Personenverkehr nach Königsberg dient der elegant eingerichtete Dampfer „Cranz", der in den Sommermonaten täglich die Verbindung zwischen Memel und dem Badeort Cranz herstellt, von wo die Eisenbahn weiter nach Königsberg führt.

Die Rhederei von Memel hat bei den obwaltenden Verhältnissen mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen und muß sich oft mit einem kargen Gewinn begnügen. Seit 1890 ist die Zahl der Segelschiffe stetig zurückgegangen:

1890:	25	Segelschiffe,	enthaltend	9498 Register-Tons
1895:	10	"	"	4166 "
1896:	7	"	"	2751 "
1897:	4	"	"	1368 "

Außer den Seglern verfügte die Memeler Rhederei bis 1895 über 4 Seedampfer, enthaltend 2492 Register-Tons. Im Jahre 1895 vergrößerte sie sich um 2 Dampfer, so daß sie gegenwärtig 6 Seedampfer mit einem Raumgehalt von 4153 Register-Tons besitzt.* Außerdem wurden in den letzten Jahren 14 kleinere Dampfer zum Fischerei- und Bugsierdienst, sowie zur Personenbeförderung auf den Binnengewässern beschäftigt.

Litteratur.

Von großem Wert sind verschiedene Jahrgänge der „Zeitschr. f. Bauwesen." — Die „Statistik des deutschen Reiches." — Der „Führer auf deutschen Schiffahrtsstraßen." — Das „Statistische Handbuch." — Die „Jahresberichte von den Vorsteherämtern der Kaufmannschaft zu Memel und zu Tilsit." — Die „Jahresberichte der Handels-

* 1853—63 hatte Memel 85—95 Segelschiffe und 4—6 Dampfer, die zusammen etwa 40000 Tonnen enthielten.

kammer zu Insterburg." — Die „Akten der Hafenbauinspektion zu Memel," wo besonders die eingehenden Ausarbeitungen des Herrn Baurat Dempfwolf zu berücksichtigen sind. — Die verschiedenen Nachrichten aus den größern Zeitungen Ostpreußens. — Außerdem kommen in Betracht: Die „Provinz Preußen." (Festgabe.) Königsberg 1863; Rosenkranz, „Königsberger Skizzen"; die „Kreisbeschreibungen" u. a.

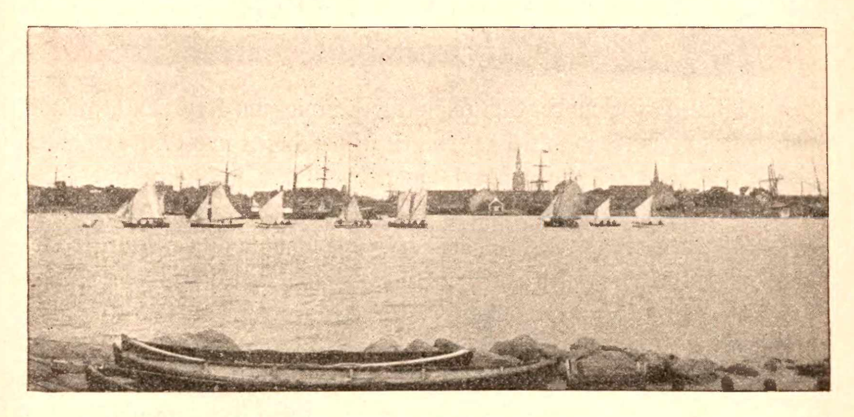
Siedelungen.

Die Städte.

Litauen ist von der Natur in erster Linie zum Ackerbau bestimmt und daher vorwiegend mit Dörfern, einzelnen Höfen und Gutsgebäuden bedeckt. Von den Städten abgesehen, die auf der westlichen und südlichen Grenzlinie gelegen sind, war nur der östliche Endpunkt der Pregelstraße, der dem Memeldelta zunächst gelegene Bauplatz am Memelstrome und der natürliche Hafen an der Ausmündung des Haffes von Natur zur Anlage von größeren Marktplätzen geeignet. Hier sind auch die drei größten Städte Litauens, Insterburg, Tilsit und Memel, erwachsen, die seit früher Zeit für die Landschaft große Bedeutung gehabt haben. — Die See- und Handelsstadt Memel, deren Handelsverhältnisse eben erörtert sind, hat in landschaftlicher Hinsicht eine reizende Lage. Man muß die Höhe des Sandkruges auf dem gegenüber gelegenen Teile der Nehrung bestiegen haben, wenn man das prächtige Bild, das die Stadt mit ihrer Umgegend bietet, überblicken und genießen will. Da schweift der Blick auf der einen Seite über die Pflanzungen von Kiefern, Erlen und Birken hinaus auf die unendliche See, auf der andern über die Wasserfläche des Haffes nach der malerisch gelegenen Stadt mit den hochragenden Türmen und nach den dunkeln Waldungen der Plantage, an deren Saum sich der gewaltige Leuchtturm erhebt, eine weithin sichtbare Marke für die einsegelnden Schiffe. Im Hafen und auf der Wasserfläche des Haffes ragen die Maste der Kauffahrteischiffe mit ihren bunten Wimpeln, Dampfer fahren geschäftig hin und her, durch den dumpfen Ton der Pfeife die Aufmerksamkeit auf sich lenkend, und außer dem ruhelos zwischen der Dangemündung und dem Sandkruge hin und her arbeitenden Dampfer sieht man weiter abwärts

die Nachen, von kräftigen Armen der Litauerinnen gerudert, über das Tief gleiten.

Ein mit Passagieren gefülltes Dampfboot hat die Dangemündung verlassen und schlägt auf dem Haff die südliche Richtung ein. In einer Stunde trägt es die Memeler hinaus nach dem wundervoll gelegenen Bade Schwarzort, wo die dunkeln, heilkräftigen Kiefernwaldungen zwischen den kahlen, wüsten Dünen der Nehrung, den brausenden



Memel von der Nehrung gesehen.
Nach einer Photographie von M. Garfein in Memel.

Wogen der See und der friedlichen Fläche des Haffes ihresgleichen suchen. In wenigen Minuten erreicht man auf der andern Seite von Memel mit der Eisenbahn den reizenden Badeort Försterei mit den stattlichen Villen (Bild S. 91) und dem malerisch gestalteten, bewaldeten Steilufer der Holländischen Mütze dicht an der tosenden See; und auch dem Spaziergänger, der sich von der Stadt nicht weit entfernen will, bietet das tief eingeschnittene Dangethal inmitten der Fruchtfelder einen erquickenden Anblick, wenn er es nicht vorzieht, auf schattigem Promenadenwege durch die Plantage nach der Strandvilla am Leuchtturm (Bild S. 247) zu wandern.

Ein breiter, von Birken, Linden und Weiden beschatteter Promenadenweg führt neben der in nördlicher Richtung nach der russischen Grenze verlaufenden Chaussee an Königswäldchen mit seinem dicht-

belaubten Park und den köstlichen Gartenanlagen vorüber bis zu dem idyllisch im Dangethal gelegenen Tauerlauken (Bild S. 99). — Eine Zierde der Stadt bildet auch der Friedhof am nordöstlichen Rande der Stadt, ein schöner Park mit wohlgepflegten Gräbern, aus dem im Frühlinge der melodische Schlag der Nachtigall und der Ruf des Kuckucks herübertönen.

Schon vor der Ankunft des Ordens bestand an der Mündung der Dange, wo jetzt die Citadelle steht, die Burg Klaipeda (vom lett. klajš = „eben" und péda, pádas = „Grund", „das Unterste einer Sache"; zusammen = „flache Gegend"), ein Raubnest der heidnischen Bevölkerung. Die Ritter haben an der Stelle des zerstörten Klaipeda i. J. 1253 ein Schloß erbaut, das 1312 eine stärkere Befestigung erhalten hat. Unter dem Schutze dieses Schlosses erhob sich bald die Stadt Memel,* die bei ihrer Begründung lübisches Recht erhielt. Zwei Drittel der Stadt gehörten dem livländischen Schwertorden, der die Stadt begründet hatte, ein Drittel dem Bischof von Curland; in den Jahren 1326 und 1328 verzichteten jedoch beide auf ihr Anrecht zu gunsten des deutschen Ritterordens.

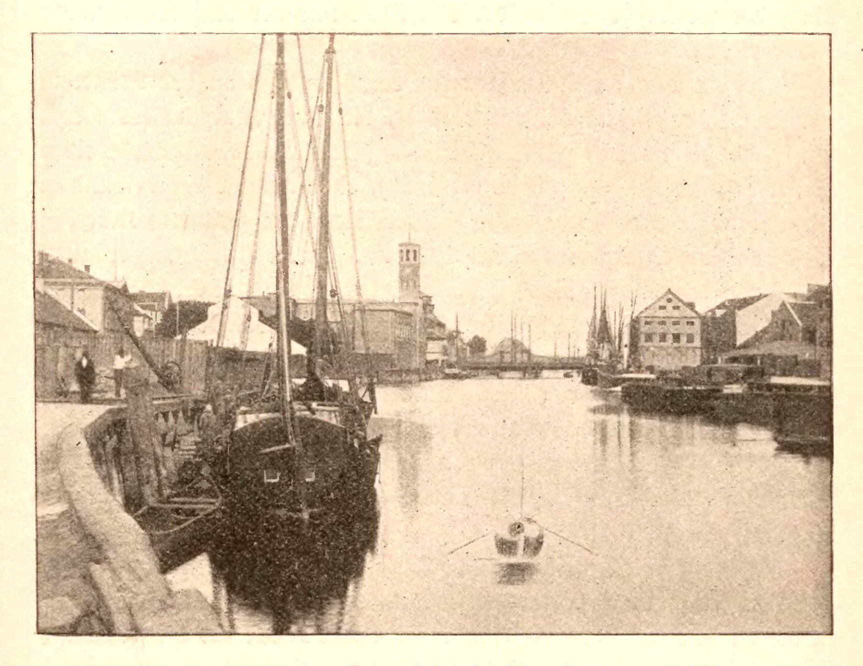
Die Bürger nährten sich vom Handel, Ackerbau, Gewerbe und Fischfang; Flachs, Leinsaat, Garn und Hanf wurden bis Holland, Frankreich und England versandt.

Leider hatte Memel unter den Einfällen der Zamaiten und anderer Feinde zu leiden, die es wiederholt zerstört haben. Auch vom Brandunglück ist die Stadt öfters heimgesucht worden, zuletzt 1854, als die Flammen sie derartig verwüsteten, daß selbst die Kirchen aufgebaut werden mußten, und sie neu „wie der Phönix aus der Asche" erstand. Immerhin macht Memel auch heutzutage mit seinen Bauten und Straßenanlagen keinen imponierenden Eindruck.** Nur einzelne öffentliche Gebäude, wie die Post, das Gymnasium, die Börse, das Rathaus, das Gerichtsgebäude und das Theater, nebst einigen villenartigen Häusern der großen Kaufleute heben sich aus den Reihen einfacher, alter Wohnhäuser heraus. Die Marktstraße und die Friedrich Wilhelmstraße haben eine ununter-

* Das Kurische Haff, früher auch Mummel genannt, hat der Stadt wahrscheinlich den Namen (Mummel, Mümmelburgk) gegeben.

** Nach der Erzählung Wraxalls (1776) hat auch damals Memel „elende" Gebäude gehabt.

brochene Reihe stattlicher Häuser aufzuweisen. Im übrigen sind die Straßen sogar z. T. noch ungepflastert. Man sieht es schon dem äußern Gewande der Stadt an, daß sie mit dem gewaltigen Aufschwung, den die meisten Handelsstädte in den letzten Jahrzehnten genommen haben,



Der Dangehafen in Memel.
Nach einer Photographie von M. Garfein in Memel.

nicht hat Schritt halten können. Sie zählte 1898 nicht mehr als 19 195 Einwohner, darunter 936 Juden.

Drei Kirchen, deren Türme das Häusermeer der Stadt weit überragen, gereichen der Stadt zum wirklichen Schmuck. Die Johanniskirche ist nach dem großen Brande der Stadt als dreischiffige Hallenkirche im Rundbogenstil in den Jahren 1856—1858 neu aufgebaut worden. Die mit zierlichen Türmchen geschmückten Giebel an dem schmucken, schlanken Turme (s. das Bild auf Seite 255), von dem man eine prächtige Aussicht genießt, sollen auf Veranlassung Friedrich Wilhelms IV.

erbaut sein. Jedenfalls ist das schöne Altarbild von Butermek, das Christus am Ölberge darstellt, eine Gabe dieses Königs. Auch die beiden

Die Marktstraße in Memel.
(Aus dem „Führer durch Memel“.)

Holzstatuen, Moses und Christus, von Alberti stammen aus königlicher Hand; Wilhelm I. hat sie, in Erinnerung an seine einst in Memel verbrachten Tage der Stadt zum Geschenk gemacht.

Die in rotem Ziegelbau aufgeführte reformierte Kirche ist 1859/60 von Stüler in Anlehnung an die Formen des italienischen Rundbogenstils erbaut, während das 1863—65 errichtete katholische Gotteshaus mit seinem etwa 50 m hohen Turme als dreischiffige gewölbte Hallenkirche ein gotisches Bauwerk darstellt.

Die litauische Kirche, welche der reformierten gegenüberliegt, ist ebenfalls ein ansehnliches Gebäude; aber ohne Turm erbaut, tritt sie zwischen den benachbarten Häusern nicht wesentlich hervor. Auch sie ist nach dem großen Brande (1855/56) erbaut worden.

Geschichtlich wichtig ist die Stadt durch den Aufenthalt der preußischen Königsfamilie, vom 8. Januar 1807 bis zum 15. Januar 1808 geworden. Das stattliche Magistratsgebäude neben der Dange ruft noch heute die Erinnerung an jene Zeiten wach; denn hier hatte das Königspaar seinen Wohnsitz aufgeschlagen, während die Kinder in dem Hause des Kaufmanns Argelander (des Vaters von dem Astronomen Argelander, 1799—1875) untergebracht waren, das an der Stelle des jetzigen Postgebäudes in der Alexanderstraße stand. Die Außenseite des Rathauses ist im Laufe der Zeit zwar völlig umgestaltet, die innern Räumlichkeiten haben aber wenig Veränderung erfahren; die Zimmer, welche von dem Königspaare bewohnt waren, befinden sich noch völlig in dem alten Zustande. Die hervorragenden Bilder der Königin Luise und Friedrich Wilhelms III. von Kügelgen, die zu beiden Seiten des lebensgroßen Gemäldes von Wilhelm I. hängen, schenkte das Königspaar dem Kaufmann Consentius, dem damaligen Besitzer des Rathauses.

Das Andenken an den einstigen Aufenthalt der Königsfamilie in Memel bewahrt auch der grüne Rasenplatz in Tauerlauken mit dem „Königsplatz" und der „Luiseneiche" (S. 98). Noch heute pflegen die Mitglieder der Königsfamilie bei ihrer Anwesenheit in Memel es nicht zu unterlassen, den Platz aufzusuchen und einen Zweig der Eiche als Erinnerung an die hehre Königin mitzunehmen.

Ebenso ist Königswäldchen geeignet, geschichtliche Erinnerungen wachzurufen. Hier trafen zum erstenmale am 9. Juni 1802 Friedrich



Bildnis der Königin Luise von Preußen.
Gemalt von G. v. Kügelgen.
Das Original befindet sich im Rathaussaale zu Memel.
Nach einer Photographie von Gottheil & Sohn in Königsberg. (Aus dem „Führer durch Memel".)

Wilhelm III. und Alexander I. zusammen. Die herrlichen Gartenanlagen sind später zur Erinnerung an das denkwürdige Ereignis geschaffen.

Trotz dieser geschichtlich wichtigen Begebenheiten wurde die Stadt bis zum Jahre 1896 von keinem Denkmal geziert. — Da errichtete am 3. Oktober* dieses Jahres ein patriotisch gesinnter Bürger, Herr Kommerzienrat Wilhelm Pietsch, in dankbarer Erinnerung dessen, was die Stadt ihm und seiner Familie gewesen war, dem großen Kaiser Wilhelm I. auf dem freien Platze am Eingange der herrlichen Lindenallee in der Alexanderstraße, der schönsten Straße der Stadt, ein herrliches Standbild. Auf 3 m hohem Sockel aus rotem poliertem Granit steht aus Bronze hergestellt, die 2,70 m hohe Gestalt des schlichten Heldenkaisers. Die Reliefs an zwei Seiten des Sockels stellen die wichtigsten Momente dar, die in dem Leben Wilhelms I. an Memel erinnern (S. 259).

Das vom Bildhauer R. Bärwald modellierte Denkmal ist mit einer künstlerisch ausgeführten Umfriedigung versehen und macht in der treffend ausgesuchten Umgebung neben der Hauptstraße einen würdigen Eindruck.

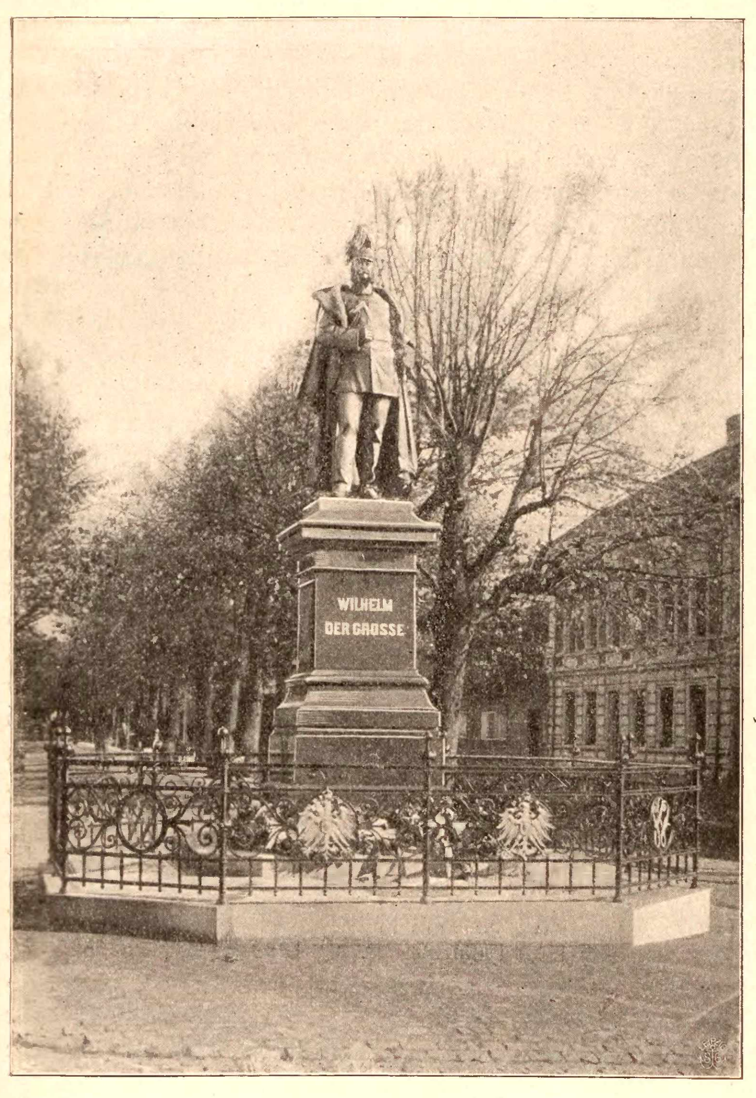
Für die geistige Bildung ist in der Stadt durch ein Gymnasium, zwei höhere Mädchenschulen, zwei gehobene Elementarschulen mit fremdsprachlichem Unterricht und mehrere gewöhnliche Elementarschulen Sorge getragen. Die Navigationsschule,** deren ansehnlicher Bau sich neben dem nördlichen Ballastplatz erhebt, hat leider wegen zu geringen Besuches eingehen müssen. Es ist gegenwärtig dort eine Fischereischule eingerichtet.

Die Stadt ist, wie alle andern Litauens, durchgehends deutsch; doch erinnern die zahlreichen litauischen Inschriften über den Läden und Gasthäusern, daß sie in einer von Litauern stark bewohnten Gegend gelegen ist (Vgl. die Karten S. 140 und 141).

In Memel wurde 1605 der fromme Dichter Simon Dach geboren, dessen Brustbild an der Westseite vom Turm der Johanniskirche angebracht ist. Auch der Astronom Argelander ist ein Sohn der Stadt Memel.

* Am 3. Oktober 1807 ist Wilhelm I. in Memel in die Armee eingestellt worden.

** Die Navigationsschule war 1829 schon in Wirksamkeit.



Die Alexander-Straße mit dem Kaiser Wilhelm-Denkmal.
Nach einer Photographie von J. Greve in Memel.
(Aus dem „Führer durch Memel".)

Von den Vorstädten ist die Amts-Vitte, die sich am Haff entlang zog und noch 1800 größtenteils aus hölzernen mit Stroh gedeckten Häusern bestand, 1856 eingemeindet. Die andern schließen sich zwar auch eng an die Stadt an, bilden aber eigene Gemeinwesen. Lang gestreckt zieht sich die Schmelz (4532 E.) am Haffufer mit den Schneidemühlen, Fabriken und Wassergärten etwa 6 km hin. Im Südosten lehnt sich Janischken (704 E.) an die Stadt, im Norden das Fischerdorf Bommelsvitte (3205 E.), das größtenteils nur ärmliche Holzhäuser mit Ziegeldächern aufzuweisen hat.

Auch Tilsit, am Rande der flachen Niederung gelegen, entbehrt in der Umgegend nicht der landschaftlichen Reize. Die nahen, herrlichen Memelufer von Ragnit und Ober Eisseln (S. 75 ff.) sind mit dem Dampfboot und der Bahn leicht zu erreichen, und auch in der Nähe der Stadt bieten die über das Memelthal sich erhebenden Höhen prächtige Fernblicke. — Wo die Tilszelle, die 1562 in einem ausgegrabenen Bassin zu dem umfangreichen Mühlenteiche angestaut wurde, in die Memel fällt, haben die Ordensritter 1408* das Schloß errichtet, von dem noch einige Reste vorhanden sind. Bald ließen sich Ansiedler zwischen der Tilszelle (tilszus = sumpfig) und dem Memelstrome nieder; es entwickelte sich ein Marktflecken mit einer Kirche und zwölf Krügen, dem bereits 1552 unter dem Namen „Tilse" die Stadtrechte verliehen wurden. Da der Litauer bei seiner Vorliebe für Diminutiva die Stadt vorzugsweise als Tilzyte (d. i. Tilschen) zu bezeichnen pflegte, so ist aus dem ursprünglichen Namen allmählich „Tilsit" geworden. Schon im Jahre 1728 wird der Ort im „Erleuterten Preußen" als die „considerableste Handelsstadt" nach Königsberg bezeichnet; ebenso erzählt Goldbeck am Ende des 18. Jahrhunderts, daß Tilsit nach Königsberg die größte Stadt** in Ostpreußen sei und die „stärkste Handlung" triebe; aber noch mehr blühte sie auf, als 1833 die russische Poststraße, die so lange die Nehrung entlang gegangen war, über Tilsit und Tauroggen nach Petersburg geführt wurde (S. 229). Sie hatte i. J. 1723: 5035 E., 1787: 9045, 1803: 10533, 1898: 30000. — Auch heute

* Löschke, „Ragnit" S. 21.

** Memel hatte mit den drei Vorstädten 1790 nur 6300 E., während Tilsit i. J. 1787 bereits 9045 E. hatte. Insterburg hatte 1819 erst 5094 E.

entwickelt sie sich trotz der russischen Zollschranken mehr und mehr und ist in der Einwohnerzahl derartig gestiegen, daß sie am 1. April 1896 als eigener Stadtkreis aus dem Landkreise ausscheiden konnte, weil sie mit 28261 E. die hiezu erforderliche Zahl von 25000 überschritten hatte. Und wie stattlich sind hier die Gebäude im Gegensatz zu Memel!



Tilsit (Deutsche Straße).
Nach einer Photographie von R. Minzloff in Tilsit.

Wenn man die Hohe oder Deutsche Straße, die sich der Memel parallel hinziehen, entlang geht, so erblickt man nur Häuser, die einer aufstrebenden Handelsstadt würdig sind. Unter den öffentlichen Gebäuden ragen das mit einem Turm gekrönte, stattliche Rathaus, der großartige Bau der Dragonerkaserne in der Nähe des Bahnhofes, das Theater am Anger und das Schlachthaus mit den Verkaufshallen hervor; auch der Neubau des Gymnasiums verspricht ein imposantes Gebäude von gewaltiger Ausdehnung zu werden. Hohe, schöne Privathäuser mit geschmackvollen Fassaden zieren vor allem die nach Jakobsruh führende Lindenstraße und ihre Nebenstraßen. — Jakobsruh selbst bildet mit seinen

hübschen Anlagen ein Kleinod Tilsits und bietet den Bewohnern eine köstliche Erholungsstätte. Aus einem Bruch und einer Sandsteppe ist es zu einem großen Volksgarten umgeschaffen. Durch die Thätigkeit des „Gartenvereins", der sich 1823 bildete, wurden prächtige Alleeen, Wege, Rasenplätze und liebliche Baumpflanzungen in dem Ödlande geschaffen;



Tilsit von der Memelseite gesehen.
Nach einer Photographie von R. Minzloff in Tilsit.

auch ein kleines Fichtenwäldchen, die Puschiene, ist mit Jakobsruhe verbunden und durch Wege den Lustwandelnden zugänglich gemacht. Ein stattliches Gasthaus trägt allen Bequemlichkeiten der Erholung suchenden Gäste Rechnung. Schön ist auch die Allee mit den geschmackvollen Anlagen, die von Jakobsruh nach dem Bahnhofe führt, und der Kirchhof, der mit den würdigen Grabdenkmälern auf dem Abhange über dem Memelthal liegt. Auf dem Philosophendamm, der vom Kirchhof neben der Memel weiter führt, genießt man den Blick über den majestätischen, von Fahrzeugen belebten Memelstrom, den gewaltigen Bau Eisenbahnbrücke und die weite Fläche der Niederung. — Auf der rechten

Seite der Memel erinnert der Brückenkopf an die Zeit der Franzosenherrschaft. Als die Franzosen 1812 auf der Flucht begriffen waren, wollten sie durch die Schanzen am nördlichen Memelufer die Russen aufhalten, um die fliehende Armee zu decken. Die Russen erschienen aber zu schnell, so daß die Befestigungen nutzlos wurden. — Zwischen den Wallgräben steht heute ein Gasthaus, das sich zahlreichen Besuches erfreut. Der Blick von dem Walle nach der Stadt und dem breiten Memelstrom, sowie auf die weiten unübersehbaren Wiesenflächen, die besonders in der Heuernte ein liebliches Bild gewähren, ist durchaus lohnend.

In der Stadt hat man auf dem alten Markt am Rathause, jetzt Schenkendorfplatz genannt, i. J. 1890 dem Freiheitssänger Max von Schenkendorf, der am 11. Dezember 1783 in Tilsit geboren ist, ein Denkmal errichtet. Auf einem unten 4,5 m im Quadrat messenden Stufenbau mit eisernem Gitter liegt der Sockel aus poliertem roten Granit. Hierauf erhebt sich die hohe Bildsäule des Sängers, die ein in Tilsit geborener Bildhauer Martin Engelke in Dresden modelliert hat. Mit erhobener Rechten erneuert er gleichsam den Schwur, welcher der Rückseite des Sockels eingemeißelt ist:

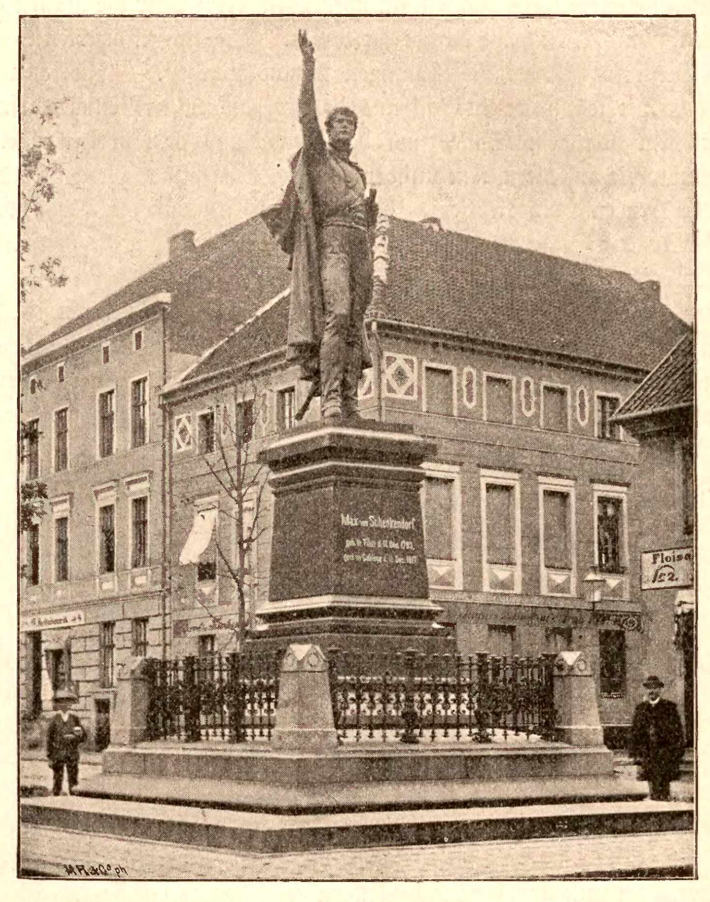
„Ich will mein Wort nicht brechen,
Will predigen und sprechen
Vom Kaiser und vom Reich.“

Ein stattliches Königin Luisen-Denkmal wird in kürzester Frist die Stadt zieren, da bereits alle Vorkehrungen zu seiner Errichtung getroffen sind.

In der Nähe des Theaters ist den Kriegern von 1870/71 ein Denkmal errichtet.

Unter den Kirchen nimmt die deutsch-evangelische mit dem schlanken, luftigen, kühn emporragenden Turme den ersten Platz ein. Aus Ziegeln gebaut, von außen mit Strebepfeilern versehen, zeigt sie im Massivbau gotische Formen in einfachster Ausbildung. Auf dem massiven Mauerwerk des Turmes, das, mit Rundbogenarchitektur ausgestattet, 29 m hoch viereckig aufgebaut ist, erhebt sich in schön geschwungenen Formen mit frei über einander liegenden Kuppeln, dessen obere in eine schlanke Turmspitze ausläuft, der 34 m hohe Aufsatz, welcher aus Holz erbaut und mit Kupfer bekleidet ist. Die beiden oberen

Kuppeln ruhen auf durchbrochenen Laternen, von denen die untere mit einer Galerie umgeben ist. Eine Merkwürdigkeit im Bau besteht darin,



Schenkendorf-Denkmal.
Aus Böttichers „Bau- und Kunstdenkmälern".

daß die mittlere Kuppel auf acht Kugeln von 1,6 m Durchmesser ruht, die auf der untern Laterne lagern. — Napoleon soll den Kuppelaufsatz nach Paris haben mitnehmen wollen und nur durch zu große Eile daran gehindert sein. Sicher hätte der Turm an der Seine ein originelles

Denkmal für seine Siegeslaufbahn bis zum Memelstrome im fernen Nordosten gebildet, und wenn auch kein zwingender Beweis dafür vorliegt, daß Napolen ernstlich an die Fortschaffnng des Turmes gedacht habe, so kann man doch die innere Wahrscheinlichkeit nicht in Abrede stellen.

Die litauische Kirche ist ein eigenartig gestaltetes Gebäude. Ihr Turm, der sich aus der Mitte des oblongen Bauwerkes heraushebt, trägt eine welsche Haube mit einer Wetterfahne und einem darüber befindlichen Kreuze.

Hoch strebt der Turm der katholischen Kirche, welcher dem gotischen Bau und der Stadt zur Zierde gereicht.

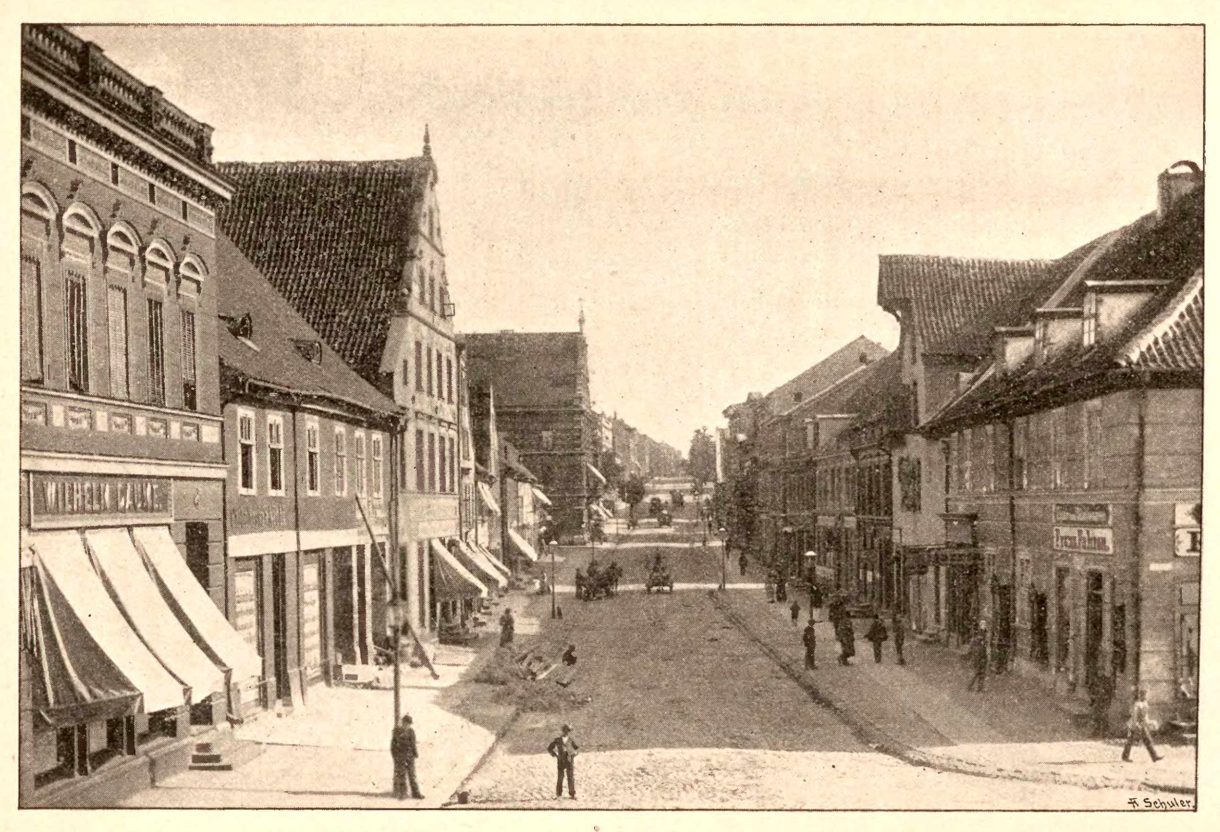
Das Schloß, an der Mündung der Tilszelle, brannte erst am 27. Dezember 1876 nieder, nachdem 1873 dort eine Papierfabrik in größerem Maßstabe eingerichtet worden war. Die Ruinen, welche noch vorhanden sind, zeigen in gotischem Ziegelverbande aufgeführt, glasierte Rautenmuster.

Das wirtschaftliche Leben hat sich in Tilsit stark entwickelt. Die Stadt besitzt seit 1890 eine Wasserleitung, sie ist zum größten Teil mit einer Kanalisation versehen und hat ein öffentliches Schlachthaus mit Fleischverkaufshallen aufzuweisen. Auch die Fertigstellung der lange geplanten elektrischen Straßenbahn dürfte nicht lange auf sich warten lassen, und es wird bei dieser Gelegenheit zugleich elektrische Straßenbeleuchtung eingerichtet werden.

Für die geistige Bildung sorgen ein Gymnasium, ein Realgymnasium zwei höhere Mädchenschulen, eine Mittelschule und mehrer Elementarschulen. Zudem ist neuerdings beschlossen, daß gesondert von der Errichtung einer allgemeinen gewerblichen Fortbildungsschule eine solche für Lehrlinge und Gehilfen in Handelsgeschäften der Stadt Tilsit mit obligatorischem Charakter durch Ortsstatut geschaffen werde.

Eng verbunden mit Tilsit ist die Vorstadt Tilsit-Preußen (1513 E.), das sich mit seinen wenig ansehnlichen Gebäuden an der Ragniter Straße hinzieht, und Stolbeck (1362 E.) nebst Splitter (850 E.) an der nach Heinrichswalde führenden Chaussee. Auf der nach Skaisgirren führenden Straße liegt bei der Stadt der ansehnliche Ort Kallkappen mit 970 E.

Insterburg an dem Endpunkte der Pregelstraße ist unter dem Schutze der Burg erwachsen, die der Orden 1336 oder 1337 neben dem



Insterburg. — Goldaper Straße.

Nach einer Photographie von Wilh. Hohlfeld Nachf. (Alphons Schmidt) in Insterburg.

Ufer der Angerapp gründete, um von hier aus das Instertal entlang die Waffen weiter in die litauischen Lande zu tragen. — Auf dem Plane zwischen dem Schloßteiche (S. 60) und den prächtigen Uferhöhen der Angerapp (S. 13) ist bei der dichtern Besiedelung der fruchtbaren Umgegend aus dem Dorf Sparge der „Stadtflecken Inster" erwachsen (1541), der 1583 vom Markgrafen George Friedrich zur „Stadt Insterburg" erhoben wurde.

Ihrer Lage nach war die neue Stadt am besten geeignet, den Handelsverkehr der umliegenden Gebiete an sich zu ziehen, (S. 232) und sie ist auch heute als Knotenpunkt von fünf Bahnlinien, die dort zusammentreffen, im weitern Aufblühen begriffen. Hiefür zeugen die schön ausgebauten Häuser der neuesten Stadtteile, insbesondere in der Wilhelmsstraße, die den modernen Anforderungen in jeder Hinsicht Rechnung tragen. Die Bauart der Häuser giebt ein deutliches Bild von der Entwickelung der Stadt. Wir sehen, wie die Wohngebäude von dem alten Stadtteil am Markte* mit den engen Straßen und einigen altertümlichen Häusern, die ihre Giebel der Straße zukehren, allmählich, in der Form dem Geschmack späterer Zeiten Rechnung tragend, die Höhe nach dem Bahnhof zu hinaufgestiegen sind,** wo sie breite, z. T. mit Bäumen eingefaßte Straßen bilden, während westlich vom Schloßteich, wo 1600 vom Markgrafen George Friedrich die Vorstadt angelegt wurde, sich hauptsächlich die minderwertigen Wohnungen weniger wohlhabender Bürger hinausgeschoben haben. Das stetige Wachstum der Stadt bezeugen die Einwohnerzahlen bei den verschiedenen Zählungen: 1819: 5 097 E., 1833; 7 338, 1846: 7 446, 1864: 11 659, 1875: 16 321, 1880: 18 840, 1895: 23 544.

Stattliche Bauwerke kränzen die ganze Stadt: die Villa ‚Brandes' auf der Höhe neben dem Kirchhof, die Brauerei von Bruhn und Fröse, das Bahnhofsgebäude, die Kaserne in der Nähe der Angerapp, nicht weit davon auf beherrschender Höhe am Rande des Angerappufers die Aktienbrauerei, die früher den Brüdern Bernecker gehörte und auf der Höhe

* Der alte Markt und die Goldaper Straße werden urkundlich als die ältesten Straßen Insterburgs bezeichnet.

** Nach einem alten Stadtplane bildete i. J. 1730 die reformierte Kirchenstraße den nördlichen Rand der Stadt.

neben der Georgenburger Chaussee die großartigen Gebäude der Spinnerei und der 1853 erbauten Strafanstalt (S. 13). — Innerhalb der Stadt erhebt sich neben dem schönen Schützenthale (Stadtpark) das Gesellschaftshaus mit schattigem Garten; in der Nähe der stattliche Bau des Gymnasiums mit den prächtigen Gemälden und Freskomalereien in der Aula, daneben die Höhere Töchterschule, und etwas weiter der imposante Bau des Postgebäudes. Das schönste Bauwerk aber bildet in dem hochgelegenen neuen Stadtteil auf freiem, von stattlichen Häusern umgebenen Platze die reformierte Kirche, die in modern-romanischem Stil erbaut, mit ihren künstlerischen Formen der Stadt zur höchsten Zierde gereicht. Die altehrwürdige lutherische Kirche am Markte mit spitzbogigen Fenstern und Thüren, ein Rechteck mit vorgelegtem Turm, bietet keinen schönen Anblick (Bild S. 12). Einen guten Eindruck macht dagegen ihr Inneres; Altar und Kanzel zeigen reiche Verzierungen, und die Malereien sind zwar in handwerksmäßiger aber ganz tüchtiger Weise ausgeführt, so daß sie als Ganzes genommen, vortrefflich wirken. Das ganze Mauerwerk der Kirche stammt nach Bötticher aus der Zeit von 1610—1612; auch die rautenförmigen Verzierungen von glasierten Ziegeln an der Südseite gehören nicht der Ordenszeit an.

Das Schloß ist 1337 erbaut, unten bis über Manneshöhe aus Feldsteinen, darüber aus Ziegeln in gotischem Verbande. In den Bauwerken, die den geräumigen Schloßhof einschließen, erhebt sich der runde „Peinturm" (Marterturm), der in seinen beiden Untergeschossen zu allerhand Martern gedient haben soll. Erst in späterer Zeit hat er das Kegeldach erhalten, dem eine Wetterfahne mit schmiedeeisernem Drachenkopf und der Jahreszahl 1790 aufgesetzt ist. — Von 1643 bis 1648 hatte die Königinwitwe Maria Eleonore von Schweden das Schloß zu ihrem Wohnsitz erwählt.

Denkmäler hat die Stadt außer der stattlichen Germania oben am freiliegenden Abhange im Schützenthale (Bild S. 61), die zu Ehren der im Kriege 1870/71 gefallenen Krieger errichtet ist, nicht aufzuweisen.

Von gewerblichen Anlagen ist außer der Spinnerei (s. oben) die Dampfsägemühle an der Angerapp zu erwähnen. Außerdem wird Maschinenfabrikation, Gerberei und Kunststeinfabrikation, aber nicht in besonders hervorragendem Maße betrieben. Von Bedeutung ist dagegen

die Ziegelbrennerei, von der die hohen Schlote in der Umgebung der der Stadt Kunde geben.

An Bildungsanstalten hat die Stadt außer den Elementarschulen ein Gymnasium, mit dem ein Realgymnasium verbunden ist, eine Höhere Mädchenschule und eine Mittelschule.

Eine nützliche Anlage erhält die Stadt in diesem Jahre durch die Einrichtung einer Wasserleitung und die Kanalisation der Straßen. Das Wasser, welches die Leitung speisen soll, hat man etwa 2 km vom Rande der Stadt bei Georgenburg auf städtischem Boden erbohrt; es ist von vorzüglicher Beschaffenheit. Das Ufer der Angerapp an der Berneckerschen Brauerei wird in dem Wasserturm, der hier auf dem am höchsten gelegenen Teile der Stadt zu stehen kommt, eine neue Zierde erhalten. — In wirtschaftlicher Beziehung ist auch das öffentliche Schlachthaus von Bedeutung, dessen rote Gebäude am rechten Ufer der Angerapp in der Nähe des Strafanstaltsberges liegen.

Wilhelm Jordan (geb. am 8. Februar 1819) und Ernst Wichert (geb. am 11. März 1831) haben in Insterburg das Licht der Welt erblickt.

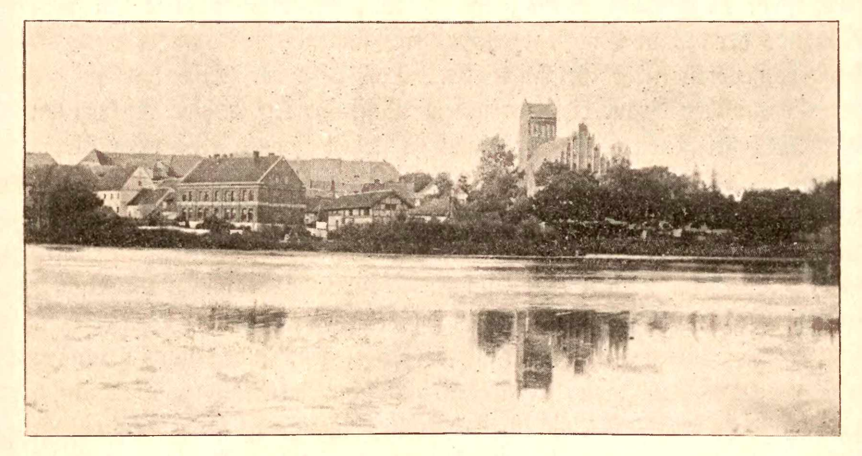
Von diesen drei Handelsplätzen abgesehen, finden sich in Litauen nur kleinere Landstädte, entstanden aus dem Bedürfnis zum Austausch der alltäglichen Waren, die für das umliegende Gebiet Bedeutung haben. Sie wurden zugleich Sitz der Gewerbthätigkeit für die gewöhnlichen Verbrauchsgegenstände in der Umgebung, und im Laufe der Zeit hat sich wohl auch hie und da ein Industriezweig zu größerer Bedeutung entwickelt, so daß die Erzeugnisse weiterhin ausgeführt werden.

Die ältesten von diesen Städten sind auf der Grenze des beschriebenen Gebietes erwachsen; so Labiau, Tapiau, Wehlau, Allenburg und Friedland, die an den schiffbaren Nebengewässern des Pregels gelegen, bei der Behandlung des Pregelthales nähere Berücksichtigung finden werden; auf der Grenzlinie im Südosten Gerdauen und Nordenburg.

An den Ufern der Omet, wo jetzt die Kreisstadt Gerdauen (2950 E.) liegt, stand schon zur heidnischen Zeit eine Burg, die nach ihrem Besitzer Girdau geheißen haben soll. Da er Christ wurde, so verfolgten ihn, wie erzählt wird, die Seinigen so heftig, daß er das Schloß verbrannte und mit seinem ganzen Hause nach Königsberg zog. Im Jahr 1312 wurde die Burg vom Orden wieder aufgebaut und 1325

die Befestigung verstärkt. Unter dem Schutze dieses Schlosses entstand frühe die Stadt, die 1398 das Privileg erhalten hat. Auch die stattliche Kirche, ein Ziegelrohbau in gotischem Stil mit 33 m hohem viereckigem Turme, der von einem Satteldach überdeckt ist, erinnert daran, daß die Kultur in dieser Gegend schon zur Ordenszeit den Bau eines größern Gotteshauses notwendig erscheinen ließ.

Die Stadt war früher auf zwei Seiten vom Gerdauer See um-



Gerdauen.
Nach einer Photographie von cand. theol. Eger in Schloß-Gerdauen.

spannt; doch hat man die westlichen Zipfel abgedämmt, um die Mühle am nördlichen Ufer des Seees reichlicher mit Wasser zu versorgen. Jetzt breiten sich westlich von der Chaussee in der Thalsenke reiche Wiesengründe aus, die von einem im Sommer meist trockenen Kanal nach der Omet entwässert werden.

Die Lage der Stadt an den Ufern des Sees ist ansprechend und malerisch (S. 64); im übrigen trägt Gerdauen mit den engen, schlecht gepflasterten Straßen und den unansehnlichen Häusern vollständig kleinstädtischen Anstrich; nur wenige Gebäude haben ein stattlicheres Aussehen. — Auch das Kriegerdenkmal auf dem Markte ist nicht bedeutend und paßt zu dem Gesamtbilde der Stadt. Der Weg zu dem Bahnhofe, der an den prächtigen Gebäuden des Schlosses (S. 64/65) vor-

überführt, das sich gegenwärtig im Besitz der Familie v. Janson befindet, ist fast 2 km lang. Die Thorn-Insterburger Bahn wird hier von der Linie Goldap-Angerburg-Friedland-Löwenhagen geschnitten, die zwischen Gerdauen und Angerburg bereits für den Personenverkehr eröffnet ist. Doch dürfte auch die neue Bahnlinie den Charakter der Stadt wenig ändern, da auf die Hebung der Gewerbethätigkeit, die von der Brauerei Kinderhof-Gerdauen abgesehen, von sehr geringer Bedeutung ist, nicht gerechnet werden kann. Der Handel wird sich nach wie vor hauptsächlich auf den Umsatz der ländlichen Erzeugnisse erstrecken, die in der fruchtbaren Umgegend gewonnen werden.

Gerdauen ist der Geburtsort des geistreichen Humoristen Theodor v. Hippel (1741—96).

Noch mehr als Gerdauen ist der Stadt Nordenburg (2207 E.) der kleinstädtische Charakter aufgeprägt. Die niedrigen, unansehnlichen Häuser mit ihren kleinen Fenstern bedecken ein unebenes Terrain zu beiden Ufern der Swine. Da neben wenigen Häusern Gärten vorhanden sind, so haben die Bürger meistens auf dem schmalen Saum zwischen dem Rinnstein und den Gebäuden an den engen, schmutzigen Straßen ihre Bänke aufgeschlagen, um hier in der Feierstunde „frische Luft zu schöpfen.“ Der Marktplatz ist von geringem Umfange; das Flüßchen, welches die Stadt durchzieht, unansehnlich. — Einen angenehmen Eindruck macht der Platz vor der Kirche mit den hohen, prächtigen Bäumen, die ihn mit dichtem Laube beschatten. Einen freundlichen Ausblick gewährt auch das hügelige Gelände der Umgegend, das im Norden von der Bahnlinie Goldap-Angerburg-Gerdauen-Löwenhagen durchschnitten ist. Erst i. J. 1898 hat Nordenburg diese Bahn erhalten, welche die Stadt aus der Abgeschlossenheit befreit und dem bisher wenig entwickelten Handel und Gewerbe eine bessere Zukunft verspricht.

Etwa 1 km nördlich von der Stadt liegt der Hexenberg, auf dem nach Giese eine heidnische Burg gestanden hat, während das 1305 erbaute Ordensschloß etwas näher nach der Stadt hin lag. Beide Burgen haben an der Oberfläche keine Spuren zurückgelassen; von dem Hexenberge blickt heute ein alter, von Laubbäumen beschatteter Kirchhof über den steilen Abhang nach der Stadt herüber, die 1405 nach Erteilung der Handfeste durch Konrad von Jungingen (1404) erbaut sein soll.

Die übrigen Städte Litauens sind eine Schöpfung Friedrich Wilhelms I. — Da der Handel in jener Zeit nur in den Städten und Marktflecken getrieben werden durfte, so befand sich Litauen in übler Lage. Es war hier mit der Errichtung neuer Marktstellen gekargt worden: der weite Raum zwischen Wehlau, Tilsit, Goldap und der russischen Grenze hatte die einzige Stadt Insterburg und wenige Marktflecken aufzuweisen. Die Erweiterung der Marktgerechtigkeit war demnach zur Notwendigkeit geworden, und da Friedrich Wilhelm I. zugleich die Gewerbthätigkeit zur Blüte zu bringen sich bestrebte, so wurde er genötigt, einzelne Dörfer zu wirklichen Städten umzuschaffen; die Verleihung der Marktgerechtigkeit allein hätte die Industrie nicht fördern können. Im Jahre 1722 erhielten deshalb Ragnit und Stallupönen, 1724 Pillkallen und Gumbinnen, 1725 Schirwindt und Darkehmen die Stadtgerechtigkeit.

Teils abseits von den größern Verkehrsstraßen, teils in der Nähe einer Stadt gelegen, die durch günstigere Verbindungen den Verkehr an sich zog, haben sich diese Städte zu keiner größern Bedeutung aufschwingen können; mit ihren weißen Gebäuden und den roten Ziegeldächern machen sie aber inmitten der grünen Wiesen und üppigen Kornfelder einen freundlichen Eindruck und zeichnen sich auch in der Bauart in mancher Richtung vor den ältern Städten aus. Der Marktplatz in der Mitte der Stadt ist fast überall zu groß und aufs Auswachsen berechnet. In seiner Mitte oder in nächster Nähe befinden sich das Rathaus, die Kirche, die Apotheke und die Gasthäuser. Von diesem Platze laufen nach den verschiedenen Richtungen die breiten, luftfreien Hauptstraßen aus, welche durch Nebenstraßen wieder in Verbindung gebracht sind. Gesundes und gutes Wohnen, sowie Bequemlichkeit für den Verkehr sind die hauptsächlichsten Gesichtspunkte bei solch planmäßiger Anlage gewesen.

Zu größerer Bedeutung hat sich die Kreisstadt Gumbinnen aufgeschwungen, die am Zusammenfluß von Rominte und Pissa in fruchtbarer Gegend mit ihren wohlhabenden Ortschaften, Höfen und Gebäuden freundlich gelegen ist. — Die Stadt ist aus einem kleinen Fischerdorf Pisserkehmen (Dorf an der Pissa) erwachsen, das sich allmählich zu einem Kirchdorf mit einigen Bauernhöfen und drei Krügen erweitert hatte.

Als i. J. 1724 Friedrich Wilhelm I. dieses Kirchdorf zur Stadt mit allen bürgerlichen Gerechtsamen und Freiheiten ernannte, wurden nach einem sehr regelmäßigen Plane die breiten, schnurgeraden Straßen zu beiden Seiten der Pissa abgesteckt und an den Ecken, hin und wieder auch in den abgesteckten Linien, auf königliche Kosten Gebäude errichtet.* Daß die Stadt aber trotz der Nähe von Insterburg eine ansehnliche Größe erlangte, und heute 13 545, mit der eng verbundenen Vorstadt Norutschatschen 16 236 E. zählt, hat sie besonders dem Umstande zu verdanken, daß sie von Friedrich Wilhelm I. zum Regierungssitz erhoben wurde.

Sehenswürdigkeiten hat Gumbinnen außer dem mächtigen Regierungsgebäude mit dem Standbild Friedrich Wilhelm I. auf dem davor gelegenen Platze nicht viel aufzuweisen. „Geht man bis zu der Mühle, die das Wasser leider viel zu sehr anstaut und die Keller der guten Bürger mit Grundwasser anfüllt und bis zu der kleinen Brücke oder bis zur Höhe im Osten der Stadt mit weiter Ausschau, ferner vom Regierungsgebäude zum Bahnhof mit seinen schönen Anlagen; wirft man einen Blick auf den neuen Turm der evangelischen Kirche und das unschöne Kriegerdenkmal neben der Brücke, so hat ein gewissenhafter Reisender Gumbinnen gesehen." (Passarge.) — Einen eigenartigen Anblick bieten die neuerdings im Nordosten der Stadt errichteten Kasernen, die fast den Eindruck machen, als ob sie mit den roten, stattlichen Gebäuden eine neue kleine Stadt für sich bilden. Bemerkenswert sind auch die freundlichen Promenaden an der Pissa, die den Erholung suchenden Einwohnern schöne Spaziergänge bieten. — Das in niederländischer Renaissance erbaute Rathaus in der Darkehmer Straße stammt aus dem Jahre 1890.

Der Name der Stadt kommt wahrscheinlich von gumbis = Fischreuse her; denn die alten Bewohner Pisserkehmens nährten sich vom Fischfange. Die Ableitung von gumbas = Auswuchs (d. i. der Auswuchs einer großen heiligen Linde oder Eiche, die dort gestanden hat) oder gumbas = Magenkrampf, Bauchgrimmen, das die Reisenden von dem schlechten Bier der dort vorhandenen Krüge bekommen haben sollen, hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich.

* Jedes von den 56 Gebäuden, die errichtet wurden, kostete 800 Thaler. — Die Kolonisten erhielten sie für 250, am Markte für 400 Thaler.

Der Holzhandel, von dem bereits oben (S. 28) berichtet ist, bedingt die rege industrielle Thätigkeit auf dem Zimmerplatz von Schusterius. Außerdem findet ein lebhafter Handel mit Getreide und Sämereien statt; denn die Umgegend Gumbinnens hat äußerst fruchtbare Ackerfluren aufzuweisen. Von Bedeutung ist ferner die Prangsche Mahlmühle (S. 218). — Andere Industriezweige, die früher in Gumbinnen existierten, haben größtenteils nicht Bestand gehabt. Zwei Landesfabrikanstalten, die in vorigem Jahrhundert dort errichtet waren, sind eingegangen; ebenso hat sich die große Tuchfabrik, die 1760 von einem Partikulier begründet wurde, nicht lange halten können, da es an Geldmitteln fehlte und die Errichtung von polnischen Tuchfabriken den Absatz erschwerte. Die Kapellersche Strumpffabrik, die einen ziemlich starken Absatz hatte, wurde nach dem Tode des Begründers i. J. 1793 nur schwach betrieben, da der Sohn sich mehr auf Ackerbau, Brauerei und Branntweinbrennerei legte. — Die Branntweinbrennerei wurde überhaupt in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in Gumbinnen stark betrieben; die hohen Steuersätze haben aber auch diesen Erwerbszweig zurückgehen lassen.

In geselliger Hinsicht zeichnet sich Gumbinnen gerade nicht zum Vorteil durch den dort herrschenden Kastengeist aus. Die einzelnen Beamtenklassen sondern sich im allgemeinen scharf von einander ab, auch wo die Gleichartigkeit der Vorbildung und der ganzen Lebensverhältnisse einen engern Verkehr in der kleinen Stadt zu bedingen scheinen.

Die Kreisstadt Stallupönen war früher ein Kirchdorf und Marktflecken, wo sieben Krüger und einige Handwerker wohnten. Die reiche Umgebung hat den Ort, der 1722 zu einer Stadt erhoben wurde, auf 5134 E. anwachsen lassen. Die Hauptstraße, um welche sich der Hauptsache nach die Häuser gruppieren, ist breit und geräumig und giebt der Stadt ein freundliches Ansehen. — Zu der Kgl. Ostbahn, die Stallupönen berührt und in erster Linie den Handel und Verkehr der Stadt fördert, gesellt sich seit 1894 die Bahnlinie, die von hier über Pillkallen und Ragnit nach Tilsit führt. Auch Goldap wird in nächster Zeit mit der Stadt durch einen Schienenstrang verbunden werden. — Daß die Gewerbthätigkeit nicht ganz darniederliegt, dafür zeugen zwei Maschinenfabriken, eine große Bürstenfabrik, zwei Braue-

reien, eine größere Dampfmahlmühle und eine große Buchdruckerei mit elektrischem Betriebe.

Den Namen leitet Moszeik von stalas = Tisch und upe = Fluß ab, so daß Stallupönen „Tischflußort“ bedeuten würde. Thatsächlich sind auch bis 1730 Tausende von Litauern am Himmelfahrtstage nach der Stelle gewallfahrtet, wo jetzt das Cabalzarsche Hotel steht, weil in der heidnischen Zeit dort neben einem Götzenbilde ein steinerner Opfertisch gestanden hat. Der frühere Lauf eines Flüßchens läßt sich noch heute in und hinter dem Hotelgarten ziemlich deutlich verfolgen.

Pillkallen (d. i. Schloßberg; lit. Pilkalnis) ist am Fuße des Schloßberges (Mühlenberges) erwachsen (S. 39), der noch heute die Stadt überragt. Von den großen Heerstraßen abgelegen, hat die Stadt lange Zeit in ihrem gesellschaftlichen Leben ein etwas eigenartiges Gepräge bewahrt und ist in der Provinz vielfach zur Zielscheibe des Witzes gemacht worden. Auch nach dem Bau der Stallupönen-Tilsiter Bahn, die an Pillkallen vorübergeht, ist es eine stille Stadt geblieben (3408 E.), und der geräumige Markt prangt zur Sommerszeit trotz der Pflasterung in dem schönsten Grün. Die Kirche, die in der Mitte liegt, macht mit ihrem abgestumpftem Turm einen gedrückten Eindruck, weil der eigentliche Bauplan aus Geldmangel nicht zur Durchführung gebracht ist. — Handel und Industrie sind von geringer Bedeutung.

Noch abgelegener ist die Grenzstadt Schirwindt (1157 E.) mit ihren niedrigen kleinen Häusern, die sich längs der Hauptstraße hinziehen. An der Mündung des Schirwindtflusses in die Szeszuppe begründet, bildet sie die östlichste Stadt des Reiches. Sie hat für den Grenzhandel, insbesondere für den Schmuggel, einige Bedeutung, ist aber trotzdem die kleinste Stadt der ganzen Provinz geblieben und lenkt in der Ferne nur durch den hochragenden roten Doppelturm der stattlichen gotischen Kirche, für welche Stüler den Bauplan entworfen hat, die Aufmerksamkeit auf sich. Auch diese Kirche ist erst 1848—52 an Stelle des alten mit Stroh gedeckten Gotteshauses erbaut.

Die Burg Ragnit (lit. Ragaine.* — ragas = Horn, Ecke)

* Die Form Ragnit dürfte von Ragaine ebenso herzuleiten sein, wie Tilsit von Tilse. — Andere leiten Raginita, die älteste offizielle latinisierte Form (poln. „Ragneta“) von raganite = Herchen ab.


Ragnit. Nach einer Photographie von Steinwender in Tilsit.

wurde in den Jahren 1397—1403 auf der Höhe am Memelufer erbaut, nachdem schon vorher in der Nähe Landeshut, wahrscheinlich auf dem Schloßberge (1289) und die Schalauerburg auf einer Insel oder Halbinsel im Memelthal (1293) zum Schutze der Memelstraße gegen die heidnischen Litauer errichtet war. Unter den Mauern der Burg entwickelte sich bald ein Dorf, und dieses erhielt i. J. 1722 von Friedrich Wilhelm I. Stadtgerechtigkeit. — Ragnit ist an einer der schönsten Stellen der prächtigen Memelufer herrlich gelegen, hat sich aber wegen der Nähe des mehr begünstigten Tilsit, das am Rande der fruchtbaren Niederung im Memelthale selbst bequem am Strome liegt, nicht entwickeln können, zumal die wichtigen Wege nach Petersburg und Memel bei Tilsit die Memel überschritten. Auch die

Bahnlinie Stallupönen-Pillkallen-Tilsit, hat den Handel Ragnits nicht wesentlich gehoben. Es ist eine kleine Landstadt geblieben (4590 E.), die nur wenige stattlichere Häuser aufzuweisen hat. Gebieterisch ragt auf steiler Uferhöhe der mächtige Bau des alten Ordensschlosses, das äußerlich, von der modernen Bedachung und den vielen durchbrochenen Fenstern abgesehen, noch so dasteht, wie es bei dem Neubau aufgeführt ist. Die gewaltigen Ziegelmauern mit den Spitzbogen machen einen imposanten Eindruck; der zierliche, schlanke Turm von Ziegeln im gotischen Verbande ist der Rest der Vorburg.

Zu dem Bau des Schlosses wurden seinerzeit vom Orden viele Verbrecher verwendet; daher ist der Ausdruck „einen Ragniter machen", der sich selbst in Chroniken und Akten findet, bis in unser Jahrhundert gebräuchlich geblieben, um die Verurteilung zum Festungsbau zu bezeichnen.

Hinter dem Schloß liegt der dunkelschattige Amtsgarten mit der Königslaube, dem Lieblingssitze Friedrich Wilhelms I., der sich von hier aus an der herrlichen Umgegend Ragnits zu erfreuen pflegte.

Außer dem Schlosse gereicht auch die Kirche mit ihrem roten Turme, dessen pyramidenförmige Spitze 18 m über den viereckigen Bau hinausstrebt, sowie der stattliche Bau des Seminargebäudes der Stadt zur Zierde.

Die Industrie ist in Ragnit unbedeutend. Außer der Käsefabrikation und der Korbflechterei werden die einzelnen Gewerbe nur zur Versorgung von Ragnit und der nächsten Umgegend betrieben.

In der Nähe von Ragnit ist Lehrhof-Ragnit mit einer guten Ackerbauschule (S. 199) und einem größeren Karpfenteiche, etwas weiter das Remonte-Depot Neuhof-Ragnit gelegen.

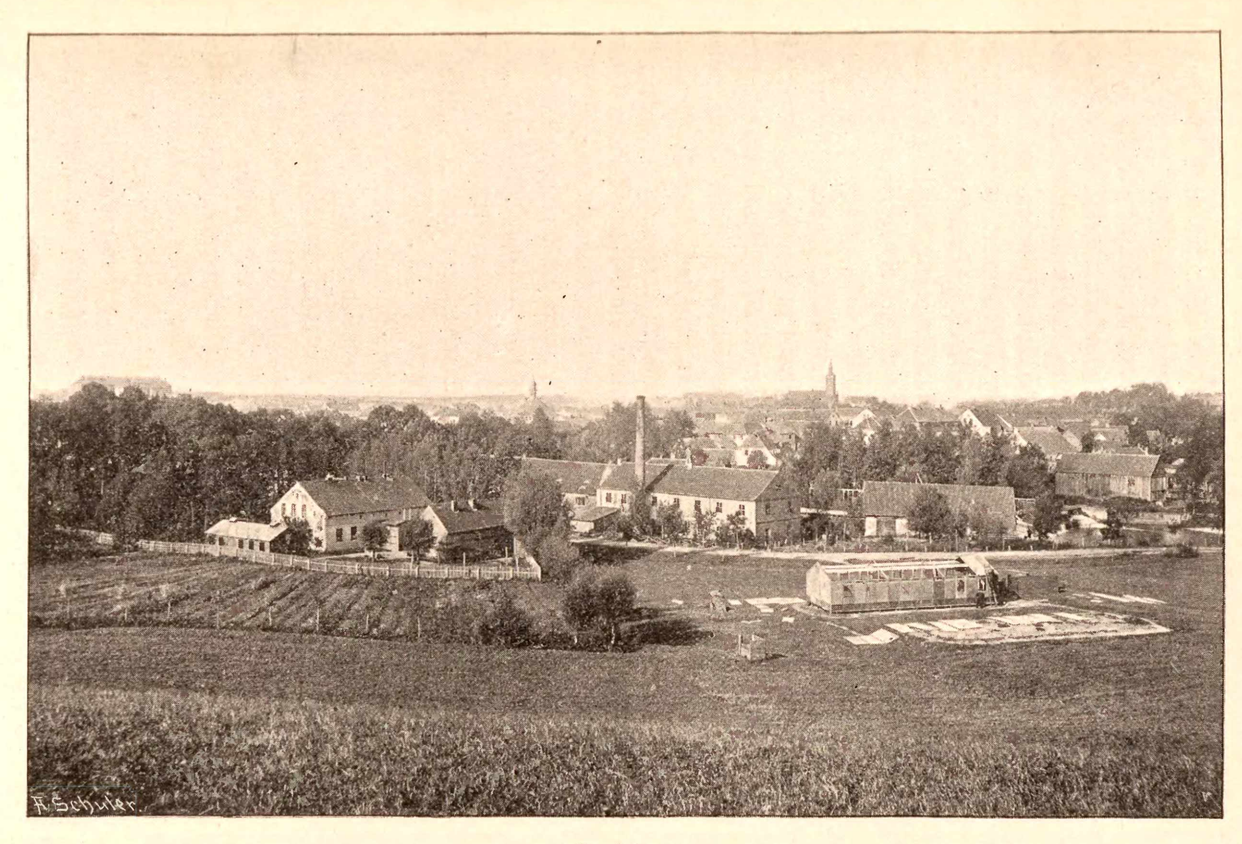
Zu bemerken ist noch, daß die erste große Badeanstalt in Litauen (mit russischem Dampfbade) das „Amalienbad" zu Ragnit war, das 1826—27 erbaut wurde.

In dem südlichen Teile von Litauen ist nur das Dorf Darkehmen (d. i. Schmutzdorf) an den Ufern der Angerapp von Friedrich Wilhelm I. zu einer Stadt erhoben worden. Es wird bezüglich des Namens erzählt, daß dem Könige auf seine Erkundigungen nach dem Orte einst die Antwort „dar kehmas", d. i. „noch ein Dorf!" gegeben wurde und dadurch die Gründung der Stadt veranlaßt worden sei. Da

indessen schon 1615 das Dorf den Namen führt, so dürfte die Erzählung auf freier Erfindung beruhen.

Die Stadt selbst, deren meist schlichte Häuser von der Kirche mit dem viereckigen in schlanker, pyramidenförmiger Spitze auslaufenden Turme und dem Dachreiter des einfachen Rathauses überragt werden, liegt in dem grünen Thale an den bebuschten Ufern der Angerapp, die rasch, klar und in vielen Windungen dahinfließt. Darkehmen bietet nichts Bemerkenswertes; doch ist es dadurch bekannt geworden, daß dort zuerst in Deutschland elektrische Straßenbeleuchtung eingerichtet wurde (S. 15). Die Umgebung ist anmutig (S. 11) und zeichnet sich durch Fruchtbarkeit aus. Daher kommen hauptsächlich Erzeugnisse der Landwirtschaft, wie Getreide und Butter, zur Ausfuhr. — Die verschiedenartigen Bestrebungen, die Gewerbthätigkeit Darkehmens zu heben, sind nicht von Erfolg gewesen. Am Ende des 18. Jahrhunderts erzählt Goldbeck von einer Tuch- und Wollfabrik, welche die salzburgischen Kolonisten nach Art der kurmärkischen zustande gebracht hätten, und von einer Lederfabrik, die ebenso wie die Tuch- und Wollfabrik in jener Zeit guten Absatz gehabt hätte; jetzt ist indessen nur die Messingwaren- und die Maschinenfabrik neben der Getreidemahlmühle von Bedeutung. Die Einwohnerzahl beträgt 3542. — „Die Stadt Darkehmen," berichtet i. J. 1872 der damalige Landrat v. Goßler, „gehört zu den kleinsten und unansehnlichsten ihrer Gattung, ohne eigenes Vermögen, ohne Gewerbfleiß, ohne Handel, eine Stadt der Beamten und kleinen Handwerker." Und dieses Urteil ist auch für die heutige Zeit noch zutreffend. Die Bahnlinie Lyck-Insterburg, welche Darkehmen berührt, hat auf die Entwickelung der Stadt nicht wesentlich eingewirkt.

Etwa 8 km südwestlich von Darkehmen ist durch den Kunstsinn des Herrn Fritz v. Farenheid in seinem Schlosse Kl. Beynuhnen, das von wohlthuender Einfachheit, in heute freilich schon überholten Renaissanceformen erbaut ist, eine reiche Sammlung von Abgüssen antiker Bildwerke nebst Nachbildungen in Marmor, die von der Meisterhand A. Wolfs herrühren, in zwei großen Sälen aufgestellt. Dazu gesellt sich eine Menge vortrefflicher Gemälde aus den berühmtesten Malerschulen, teils im Original, teils gute Kopieen, sowie eine Sammlung von vorzüglichen Kupferstichen und antiken Gefäßen. Es ist ein Musensitz,



Darkehmen.

Nach einer Photographie von Wilh. Hohlfeld Nachf. (Alphons Schmidt) in Insterburg.

der sich in Ostpreußen inmitten der Schöpfungen des nüchternen, nur auf den materiellen Vorteil bedachten Friedrich Wilhelm I. wie eine herrliche Oase ausnimmt; eine wunderbare kleine Welt für sich, die in eine an sich reizlose Gegend wie hineingezaubert erscheint. Der kleine, herrliche Park mit den Statuen und Gruppenbildwerken, die in reicher Fülle dort ausgestellt sind, mit der dorischen Säulenhalle und dem dorischen Tempel, in dem sich die Laokoongruppe befindet, ist in demselben Geiste geschaffen, dem das Schloß mit seinen Kunstsammlungen die Entstehung verdankt. „Der einheitliche Eindruck," sagt Böttiche r, „wird nur wenig durch ein rotes Bauwerk gestört, welches als verfehlte Burg des deutschen Ordens eine Scheune umkleidet."

Treffend schildert uns Rogge die Eindrücke, die der Besucher empfängt, wenn er aus der engen Dorfstraße in die schattige Allee mit ihren schönen Linden einbiegt, die ihn zu dem Schlosse hinleitet. „Ein Blick nach rechts über die Gartenmauer hinweg zeigt uns hinter dem von Kastanien beschatteten Weiher den in eine Karyatiden-Treppe auslaufenden Westflügel des Schlosses, vor dessen vorderer Fassade ein den Teich durchschneidender, von Eisengittern eingefaßter Damm führt. Mächtig ist der Eindruck des in strengstem Renaissancestil erbauten Gebäudes. Mit wunderbarer Leichtigkeit ruhen die kompakten Massen, welche der nordische Palast erfordert, auf jenen schlanken Säulen verschiedener Ordnung, deren überraschend treffende Anwendung hier in einem einzigen Bauwerk der Griechen Stämme froh geeint. Unwiderstehlich ladet die lichte Außenseite zum Eintritt .... Mögen wir durch das marmorgetäfelte Atrium schreiten, im Antikensaal die edelsten Gebilde der griechischen Kunst, im Festsaal die heitern Göttergestalten Wolfs bewundern; ob uns der helle Kupferstichsaal oder die in rosigem Dämmerlicht gehaltenen Gemächer der Madonnen und Heiligen aufnehmen, versenken wir uns in die reichen Schätze der altertümlich geschmückten Bibliothek, bewegen wir uns in den fröhlich anmutenden Räumen des Speisesaals mit seinem Karyatidenzimmer, oder lassen wir uns umwehen vom feierlichen Ernst des Heroensaals — überall tritt uns ein Geist entgegen und redet gewaltig in jener stillen und doch so ergreifenden Sprache, die den Steinen ein wunderbares Leben eingehaucht und deutsche Tiefe in hellenische Formen gekleidet.

Wir dürfen den Park betreten. Ruhig schreiten wir aus dem Festsaal an den Molosserhunden vorüber, welche an der roten Sandsteintreppe wie verzauberte Wächter die mächtigen Glieder dehnen. Vor uns steht ein dorischer Amphiprostylos, Götter- und Kindergestalten in lichtem Marmorglanz lachen uns unter Blumen und Büschen an, und das mächtige Ordensschloß spiegelt seine Zinnen, von grünen Baumwipfeln umkränzt, im klaren Weiher. — Sinnend wandeln wir durch die schön verschlungenen Pfade des Parkes . . . Wir erblicken den Laokoon, dort steht die Niobe! Tiefer als der griechische Meißel hat niemand des Schmerzes düstern Abgrund aufgerissen . . . . . Erquickt lassen wir das Auge auf dem von deutscher Meisterhand geschaffenen Gebilde der Hoffnung ruhen, die uns von schlanker Säule gleichsam entgegenstrebt. Sie steht dort als Sinnbild der Auferstehung neben einem Grabe, das ein wunderbar reiches Leben einschließt, früh gebrochen durch ein furchtbar tragisches Geschick."

Es ist dies das Grab des Majors v. Salpius, eines Freundes von Fritz v. Farenheid, der sich neben jenem im Park 1888 zur ewigen Ruhe hat bestatten lassen. Die Thorwaldsensche Hoffnung zwischen den Gräbern bildet einen würdigen und schlichten Schmuck der denkwürdigen Ruhestätte.

Die Siedelungen auf dem platten Lande.

Während die Städte, wo der Litauer nur vereinzelt und zwar meistens in dienender Stellung anzutreffen ist, ein rein deutsches Gepräge tragen, zeigen die Siedelungen auf dem Lande noch vielfach litauischen Charakter und geben uns einen Einblick in die Eigenart ihrer Begründer. Nicht nur die Bauart der Häuser, die Wahl der Wohnplätze, die Anlage der Gehöfte u. a. sind in dieser Hinsicht von Bedeutung, sondern auch die Ortsnamen spiegeln oft schon die Anschauungsweise der Bewohner wieder. — Wenn der Litauer eine Vorliebe für Namen wie Stumbagirren (Auerochsendorf), Meschkinnen (Bärendorf), Abscherninken (Ebemdorf) u. ä. zeigte, so erkennen wir, daß das Mächtige, das Massige in der Natur einen bedeutenderen Eindruck auf ihn machte, als das wirklich Schöne; denn nach den Blumen und zarten Vögeln

hat er weniger sein Heim benannt. Ebenso ist es bezeichnend, daß die Jagd und die Viehzucht häufiger zu Benennungen der Ortschaften Veranlassung geben als der Ackerbau, und daß es geradezu als Ausnahme gelten kann, wenn Dörfer nach Handarbeiten benannt sind. Namen wie Darkehmen (Schmutzdorf), Nettienen (Krätzwinkel) u. a. erinnern an die Neigung des Litauers zum Spott.

Ursprünglich bauten die Litauer, wenn sich mehrere Familien an einem Orte ansiedelten, ihre Wohnungen so weitläufig, als es der Raum nur immer erlaubte. Waren die Zwischenräume nicht bewaldet, so bepflanzte man sie mit Bäumen, um bei den leicht entzündbaren Hütten die Feuersgefahr zu vermeiden und Schutz vor den Stürmen zu gewinnen.

Diese Vorliebe zur Absonderung ist dem Litauer bis heute geblieben. Zwar haben wirtschaftliche Verhältnisse im Laufe der Zeit fast in allen Gegenden der Landschaft zur Anlage von geschlossenen Dorfschaften geführt, falls aber keine zwingende Notwendigkeit vorliegt, entscheidet sich der Litauer auch heute noch im allgemeinen für die Einzelwohnung. Wo alte Dorfslagen durch die Gemengewirtschaft hervorgerufen waren, entstand bald nach der „Separation" eine ganze Zahl von Ausbauten, zumal die eingewanderten Deutschen bezüglich der Einzelwohnung mit dem Litauer gleiche Neigung zeigen. Die verlassenen Häuser sind meistens an Käthner verkauft worden. In dem Stallupöner Kreise haben die Ausbauten seit der Separation derartig zugenommen, daß manche Dörfer fast keinen Mittelpunkt mehr erkennen lassen. Auch im südlichen Teile von Litauen liegen die Wohnungen der Besitzer großenteils auf den einzelnen Feldmarken verstreut, während die Losleute in den Häusern längs der Dorfstraße wohnen.

Man kann lange wandern, bis man das Fischerdorf **Karkelbeck** (karkle: Wasser-, Bitterweide) am Ostseestrande mit seinen zerstreut liegenden Gehöften durchmessen hat, obwohl es nur 845 E. zählt; die Häuser des 480 E. umfassenden Fischerdorfes **Mellneraggen** (d. i. schwarzer Haken) ziehen sich über 4 km weit am Strande hin; vergebens erwartet man, wenn auf der Chaussee nach Heydekrug der kleine rote Kirchturm von **Saugen** (220 E.) auftaucht, daß die Häuser neben der Straße sich zu einem größern Dorf zusammenschließen werden. Zwar

zeigen drei Krüge in der Nähe der Kirche und ein kleiner Häuserkomplex etwas abseits von der Chaussee an, daß hier der Mittelpunkt für die zerstreut herumliegenden Gehöfte zu suchen ist; aber schwerlich dürfte der Fremde die Grenzmarke zwischen Saugen und Kukoreiten festzustellen vermögen.

Was die Bauart der Häuser betrifft, so sieht man in den Dörfern schon allerorts die roten Ziegeldächer zwischen den Strohdächern in buntem Wechsel auftauchen, und die Bestimmungen von 1886, die das Strohdach nur in ganz bestimmten Fällen dulden, verschaffen der Ziegelbedachung immer mehr die Herrschaft. Im allgemeinen sind aber gegenwärtig in den wohlhabenderen Gegenden die Ziegeldächer vorherrschend, während sich in den ärmern das Strohdach schwerer verdrängen läßt. So sieht man im Pillkaller Kreise fast überall die roten Ziegeldächer schimmern, während sie nordöstlich des Jurahöhenzuges verhältnismäßig selten anzutreffen sind. — Der Unterbau, ursprünglich vorzugsweise aus Holz bestehend, ist infolge der Preissteigerung, die das Material im Laufe der Zeiten erfahren hat, und infolge der umfangreichen Fabrikation von Backsteinen,* die zu verhältnismäßig billigen Preisen abgegeben werden, vorzugsweise massiv aufgeführt. Nur in der Nähe der großen Forsten, wo das Bauholz wenig wertet, und in ärmern Gegenden, wo die Baulust gering ist, hat sich bei den Privathäusern der Holzbau in stärkerm Maße erhalten; so besonders an den großen Forsten in der Nähe des Memelstromes und an der Rominter Heide, sowie in den armen Gebieten des nördlichen Litauens und in den Grenzgebieten, wo noch uralte Gebäude anzutreffen sind. Als Ausnahme sind die erbärmlichen Hütten zu betrachten, die sich im Kreise Heydekrug die Kolonisten auf den magern Palwen errichtet haben, großenteils nur aus Lehm bestehend (S. 96) oder die halben Erdhöhlen an der obern Pissa (S. 17) und ähnliche Bauten, welche die Not den Bewohnern aufgezwungen hat.

Fast durchweg sind die Gebäude in den Dörfern einstöckig aufgeführt; nur in den größeren Orten, wie Heydekrug, Lasdehnen, Eydtkuhnen u. a., ragen zweistöckige Gebäude auf.

---

* Infolge des Aufschwunges in der Ziegelfabrikation haben auch die Steinbauten bei den Kirchen, die früher häufiger waren, vollständig aufgehört.

In der Anlage der geschlossenen Dörfer ist nichts Absonderliches zu bemerken. Die Wohnhäuser, die mit den Wirtschaftsgebäuden den Hofraum einschließen und im allgemeinen einen Obst-, Blumen- und Gemüsegarten in nächster Nähe haben, gruppieren sich meistens um eine Hauptstraße, sodaß die größern Orte, wie Schmalleningken, Eydtkuhnen u. a. sich gewaltig in die Länge ausdehnen.

Die wichtigsten Siedelungen sind naturgemäß an den großen Straßen gelegen, welche den Handel und Verkehr anziehen, wenngleich hie und da auch andere Gesichtspunkte bei ihrer Anlage maßgebend gewesen sind. — An der Chaussee, die von der russischen Grenzstadt Crottingen über Memel nach Tilsit führt, liegt nördlich von Memel das Gut Deutsch-Crottingen, mit einem Marktplatze, anmutig am Dangethal inmitten fruchtbarer Fluren, über die der schlanke rote Kirchturm des Ortes weit hinwegschaut. — Südlich von Memel erhebt sich auf der Höhe neben dem Mingethal, wo die Straße den Fluß überschreitet und dieser selbst schiffbar wird, das Kirchdorf Prökuls (lett. priks: Freude; livl. kula: Dorf) mit 638 E., zugleich Station der Tilsit-Memeler Bahn und wichtiger Marktplatz. Schon das Amtsgericht und die ansehnlichen, durchweg mit Ziegel gedeckten Gebäude, welche man im Orte findet, sprechen für seine Bedeutung. Die Kirche mit ihren spitzbogigen, durch kleine Strebepfeiler getrennten Fenstern hat einen unansehnlicheu Turm, macht aber bei der hohen Lage einen vorteilhaften Eindruck.

Über das an der Wewirsze gelegene Wilkieten (350 E.) und über Saugen (S. 282) gelangt man nach dem Marktflecken Heydekrug, der schon im 15. und 16. Jahrhundert eine den damaligen Verhältnissen entsprechende Handelsthätigkeit entwickelt hat. An der bis hieher schiffbar gemachten Sziesze gelegen, welche die direkte, regelmäßige Dampferverbindung mit Königsberg ermöglicht, ist Heydekrug nicht nur Hafenort für die Umgegend, sondern vermittelt auch als „Randort" den Austausch der Erzeugnisse des Höhenlandes und der Niederung. Dazu kommt die Lage an der alten Heerstraße, neben welcher heute der Schienenstrang von Tilsit nach Memel verläuft. Mit Szibben (1563 E.) und Werden (137 E.), die beide sich eng an Heydekrug anschließen, hat es 2348 E. und überragt somit in dieser Hinsicht manche kleinere Stadt. Allen Städten der Provinz aber ist es, was die Zahl der

Besucher betrifft, durch den Wochenmarkt überlegen, auf dem der Fisch- und Gemüsehandel besonders lebhaft betrieben wird. Auf der Szieszе wimmelt es an den Markttagen von Kähnen, deren Maste dicht gedrängt aufragen. Der Markt von Heydekrug ist außerdem Centralpunkt für den sehr bedeutenden Schweine- und Viehhandel des Kreises, abgesehen davon, daß auch Rußland mancherlei Erzeugnisse, wie Getreide und Geflügel, dorthin sendet.

In Heydekrug befindet sich ferner die Geschäftsstelle für die benachbarte Torfstreufabrik in Traksеden (S. Augstumalmoor im Memeldelta), eine Käsefabrik, eine landwirtschaftliche Winterschule und eine Baumschule, die neuerdings zur Hebung der Obstkultur eingerichtet ist

Der Marktplatz und die von ihm ausgehenden Straßen machen mit ihren Gebäuden einen durchaus städtischen Eindruck. — Im übrigen ist der Ort Sitz des Landratsamtes und eines Amtsgerichtes. Dem gemeinen Wohl dient ein wohl ausgestattetes Krankenhaus, ferner ein evangelisches und ein katholisches Waisenhaus in den Nachbargemeinden. — Die evangelische im Basilikenstil erbaute Kirche gehört zu Werden, das katholische Gotteshaus zu Szibben.

Südöstlich von Heydekrug führt die Chaussee über Gaidellen (990 E.), die Kirchdörfer Wieszen (197 E.) und Rucken (792 E.), sowie über Pogegen (722 E.), welches die letzte Eisenbahnstation vor der Überschreitung des Memelstromes bildet, nach Tilsit.

Von den Grenzdörfern verdankt Nimmersatt (268 E.), der nördlichste Ort des Reiches, bei seiner Lage in der Nähe der See außer dem Grenzverkehr besonders dem Schmuggelhandel seine Bedeutung. Die nahe gelegenen Gasthäuser von Immersatt machen einen freundlichen, einladenden Eindruck und locken alljährlich einige Sommergäste hinaus, die dort neben den Waldungen an der See (S. 104) in stiller Zurückgezogenheit Erholung suchen.

An der nach dem russischen Grenzorte Jakubow führenden Chaussee liegt Plicken, (228 E.) mit der neu erbauten Kirche. — Die nach dem russischen Gordzdy führende Kunststraße geht in der Nähe des Kirchdorfes Dawillen (210 E.) vorüber, das an der Minge gelegen ist. — Auch weiter südöstlich liegen die wichtigern Orte an den von der Hauptstraße nach Rußland abbiegenden Chausseeen. Der Marktflecken

Koadjuthen, der seine Bedeutung besonders der Nähe der Grenze zu verdanken hat, zählt 702 E. und besteht z. T. aus ansehnlichen Gebäuden. Die Kirche ist ein einfacher Bau aus Feldsteinen aufgeführt, mit einem hölzernen Dachreiter, dessen Spitze ein Adler krönt. — Die von Tilsit nach Tauroggen führende Straße durchschneidet Piktupönen (400 E.) in anmutiger Gegend (S. 90) mit der einfachen, aus Feldsteinen und Ziegeln erbauten Kirche, deren hölzerner, mit Zinkkuppel und Wetterfahne gekrönter Turm auf der Höhe die Umgegend überragt, während die Häuser des Dorfes, in dichtem Grün versteckt, sich malerisch zum Thale der Piktupe (piktas: böse; upe: Fluß) an den Abhängen herabziehen. Zwei Linden, die zum Andenken an den Aufenthalt Friedrich Wilhelms III. und Alexanders I. i. J. 1807 an der Stelle gepflanzt sind, wo die Monarchen ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten, erinnern noch heute an jene unglücklichen Zeiten. — Am 26. Dezember 1812 fand hier ein Gefecht zwischen den Russen und einer Abteilung des Yorkschen Corps statt.

Die Grenze erreicht hier die Chaussee bei dem 438 E. umfassenden Kirchdorfe Laugszargen (laukas: Feld; sargas: Wächter), das den Fruchtfeldern der Umgegend, dem Grenzhandel und Schmuggel seine Bedeutung verdankt. Langgestreckt ziehen sich die ansehnlichen Gebäude neben der Chaussee hin; am nordöstlichen Ende erhebt sich die rote, aus Ziegelsteinen erbaute Kirche. — Nahebei auf russischem Gebiet fand in der (jetzt abgebrochenen) Poscherunschen Mühle die Kapitulation Yorks am 30. Dezember 1812 statt.

Beim Gut Miekiten vereinigt sich mit der Tilsit-Tauroggen die Memeler Chaussee und setzt sich in der alten Richtung über Willkischken, Wischwill und Schmalleningken nach der russischen Grenze fort. Das 900 E. umfassende Dorf Willkischken (wilkas: Wolf) liegt in reizender, überaus fruchtbarer Gegend (S. 87 f.) und macht einen freundlichen Eindruck. Im Jahre 1896 hat der Ort eine neue, schöne Kirche mit stattlichem Turme erhalten. Das mächtige Rad einer Tretmühle, das an einem Gebäude hervorragt, ist noch ein Überbleibsel aus früherer Zeit, wo diese Art des Betriebes, eine Qual für die bedauernswerten Pferde, allgemeiner verbreitet war. — Wischwill (außer dem Gutsbezirk 530 E.) am Wischwillbache ist ein stattliches

Dorf mit einem Amtsgericht, ansehnlichen Wohnhäusern und regem Fabrikbetriebe (S. 74). Auf einer niedrigen Anhöhe, etwa 1 km nördlich der Memel erhebt sich der Feldsteinbau der Kirche mit Ziegelecken, statt des Turmes einen Fachwerkvorbau aufweisend. — Auf der linken Memelseite liegt Trappönen, (1124 E.), ein wichtiger Ladeplatz des Memelstromes (S. 84). — Der Marktflecken Schmalleningken (smalininkai: Teerbrenner) liegt etwa 1 km von der Grenze an der rechten Seite des Memelstromes, neben dem die Chaussee, von schlanken Pappeln beschattet, zum russischen Reiche führt. Vom Zollhause westwärts ziehen sich zu beiden Seiten derselben in langer Reihe die zum größten Teil aus Holz erbauten Häuser der Landgemeinden Schm.-Augstogallen und Schm.-Wittkehmen hin, die zusammen mit dem etwas weiter unterhalb gelegenen Schm.-Endruszen 1587 E. aufweisen. Ein ansehnliches Bauwerk bildet die Kirche, deren Turmfront mit der weithin sichtbaren Statue des segnenden Christus von Thorwaldsen geschmückt ist. — Der Durchgangshandel in dem Orte ist sehr bedeutend, besonders in Getreide und Holz. Von den mächtigen Flößen, die dort während der Zollrevision anlegen, tönen allabendlich die schwermütigen Weisen der Dzimken herüber (S. 227). Auch Leute anderer Nationalität beleben die Dorfstraße; insbesondere statten die Russen aus der Nachbarschaft dem Orte häufige Besuche ab. Die dortige Judengemeinde besitzt eine eigene Synagoge. — Im Jahre 1837 ist der Winterhafen fertig gestellt, welcher 60 Schiffen Schutz gewährt. — Was die Beschäftigung der Bevölkerung betrifft, so besteht sie zum größten Teil aus Kaufleuten, Handwerkern, Schmugglern und Beamten, während der Ackerbau mehr zurücktritt.

Südlich vom Memelstrome können wir die größern Ortschaften an den Hauptstraßen verfolgen, die von Tilsit nach Südwesten, Süden und Südosten auslaufen. — An der alten Heerstraße, die von Königsberg über Labiau nach Tilsit zieht, liegen Skaisgirren und Mehlauken, beide von der Tilsit-Labiauer Bahn berührt. Schon die Bauart der Häuser zeigt uns, daß wir es mit zwei Orten zu thun haben, die sich aus der Zahl der gewöhnlichen Landgemeinden herausheben. Skaisgirren (Lichtenhain), ist als Kreuzungspunkt mehrerer wichtiger Straßen, und als Bahnstation am Rande der Niederung von Bedeutung. All-

jährlich finden hier mehrere zahlreich besuchte Märkte statt. Es hat 903 E. und ist Sitz eines Amtsgerichtes. — Der Turm der Kirche hat 1827 teilweise abgetragen werden müssen und ist mit einem Notdache versehen. In der Widdem hatte 1807 Napoleon seinen Wohnsitz aufgeschlagen. — Mehlauken (d. i. liebes Feld) mit 790 E. am Rande der gewaltigen Forsten bildet mit Alexen (955 E.), das sich im Westen anschließt, fast eine zusammenhängende Häuserreihe. Als Marktflecken und Bahnstation am Rande der Niederung gelegen, ist es besonders geeignet, die Niederungsprodukte mit denen der Höhe einzutauschen. Daher ist der Handel mit den Erzeugnissen der Umgegend (S. 69), insbesondere mit Getreide und Vieh äußerst rege. Mehlauken ist Sitz eines Amtsgerichts. Außerdem befindet sich dort das Kreislazarett mit einem Siechenhause und eine Kinder-Erziehungsanstalt. Die Kirche, welche in dem Stil der Friedenskirche in Potsdam erbaut ist, stellt einen rechteckigen massiven Bau mit Apsisturm dar.

An der von dieser Heerstraße nach Wehlau abbiegenden Chaussee ist am Trennungspunkte das Kirchdorf Laukischken (330 E.) gelegen, wo noch 1466 eine kleine Ordensburg gestanden hat. In herzoglicher Zeit war es eine „Jagdbude". — Weiter südlich, inmitten weiter Waldungen (S. 69) liegt Gertlauken mit 708 E., und westlich von der Chaussee, abseits von den großen Straßen, das Kirchdorf Grünhain (487 E.) mit einfachem Gotteshause.

Die Straße von Skaisgirren nach Insterburg führt über das Kirchdorf Aulowöhnen (326 E.), von wo sich eine Chaussee nach dem an der Bahn gelegenen Grünheide (224 E.) mit der schmucken in romanischen Formen erbauten Kirche abzweigt. — An der von Mehlauken nach Insterburg ziehenden Straße sind die Kirchdörfer Popelken (893 E.) mit einem Marktplatze und Gr. Berschkallen (Birkenberg) mit 515 E. auf einer Anhöhe an der Droje die wichtigsten Orte.

Nordöstlich von Skaisgirren bildet Szillen (szillas: Heide), Marktplatz an der Tilsit-Insterburger Bahn, einen Knotenpunkt wichtiger Landstraßen. Unter den 870 E., die der Ort hat, befinden sich Nachkommen von Salzburgern, die einst im Kirchspiel Szillen in größerer Zahl ihr Heim aufgeschlagen haben. Hoch überragt die Gebäude des

Dorfes der viereckige mit Rundfenstern versehene schlanke Turm, den man noch vom Kapellenberge aus erblicken kann. Es ist die erste Kirche, die Friedrich I. als König errichtet hat (1701). Daher die Inschrift über der Thür der Vorhalle: „Preußens König Friedrich I. hat dies Gottes Haus gebauet. — Dieses ist sein erstes Haus, als man ihn den Ersten schauet."

In nordwestlicher Richtung gelangt man von Szillen über Jurgaitschen (282 E.) mit seiner in Basilikaform erbauten Kirche nach der Niederung (Heinrichswalde); im Osten nach der Salzburgerkolonie Lengwethen (Wiesenstätte) mit 260 E., dessen turmlose Kirche 1732—35 von den Kolonisten erbaut ist. — Die Ragniter Chaussee, welche Szillen schneidet, führt in südöstlicher Richtung weiter nach Kraupischken (536 E.), das freundlich im Insterthale gelegen ist und ebenfalls einen wichtigen Knotenpunkt der Chausseeen bildet. Die aus Feldsteinen erbaute Kirche mit rundbogigen Fenstern hat erst 1893 einen Turm erhalten. — In Kraupischken haben sich ebenso wie in Szillen und Langwethen zahlreiche Salzburger niedergelassen. Der Schloßberg in der Nähe des Dorfes galt vielen Litauern noch am Anfange unseres Jahrhunderts als heilig und hat eine ansehnliche Menge wertvoller Funde geliefert. — Bei Kraupischken liegt das Gut Breitenstein mit einer größeren Käserei. Den Namen hat ihm ein großer erratischer Block gegeben, auf welchem die Hochmeister und später Herzog Albrecht nach den Bärenjagden in den benachbarten Wäldern Rast und offene Tafel zu halten pflegten. — Ein anderer mächtiger Felsblock des Kraupischker Kirchspiels wird im Raudonatscher Walde gezeigt, wo sich Katte entleiben wollte, als er die Nachricht von der Hinrichtung seines Sohnes erhielt.

Auf der von Kraupischken nach Insterburg verlaufenden Chaussee liegt Neunischken (470 E.), mit dem von reformierten Kolonisten aus der französischen Schweiz und Nassau errichteten kleinen Gotteshause, und etwas abseits auf der linken Seite der Inster Pelleningken (466 E.), dessen neu erbaute rote Kirche man von der Hauptstraße aus auf der Anhöhe aufragen sieht. — An der Insterbrücke nahe bei Insterburg erhebt sich die Georgenburg, die bereits oben (S. 37 f.) behandelt ist. Nordöstlich davon ist das Gut Szieleitschen durch den

Tod des russischen Generalfeldmarschalls Barclay de Tolly bekannt geworden, den dort bei seiner Durchreise am 28. Mai 1818 der Tod ereilt hat. Ihm zu Ehren ließ Friedrich Wilhelm III. nicht weit davon auf sanft ansteigendem Gelände neben der Chaussee ein imposantes, gußeisernes Denkmal errichten, das auf einem umfassenden Stufenbau steht. Mit den wohlgepflegten, schattigen Anlagen bildet es einen angenehmen Ruheplatz, dessen friedliche Stille wenig durch den Verkehr auf der nahen Straße gestört wird.

An der von Kraupischken nach Gumbinnen führenden Chaussee ist das Kirchdorf Mallwischken (ohne die Gutsbezirke 602 E.) gelegen. Die Kirche bildet einen achteckigen Ziegelbau mit steilem Biberschwanzdache, das von acht Säulen gestützt wird und auf der Spitze ein hölzernes Türmchen mit Galerie trägt.

Nordöstlich von Kraupischken geht die nach Neu Eggleningken führende Straße über das 424 E. umfassende Kirchdorf Budwethen (d. i. Wachtstätte), wo Theodor Lepner, der um 1690 seinen „preußischen Litauer" geschrieben hat, der erste Pfarrer war. — An der von Szillen über Lengwethen, Kauschen und Lesgewangminnen nach Gumbinnen verlaufenden Chaussee liegt Kussen (814 E.), dessen aus Feldsteinen erbaute Kirche mit dem hölzernen Turme zu den ältesten im frühern Erzpriestertum Insterburg gehört. In dem Visitationsrezeß von 1816 wird die Gründung in das Jahr 1580 verlegt.

Die Ragnit-Lasdehner Chaussee geht an dem lieblich gelegenen Gut Tussainen (S. 75 f.) und an Ober Eisseln (439 E.) vorüber, das S. 76 behandelt ist. In seiner Nähe liegt Unter Eisseln (1017 E.) mit mehreren Sägemühlen. — Vor Nettschunen (273 E.) führt eine Zweigchaussee über Gr. Lenkeningken (515 E.), wo eine Dampfschneidemühle errichtet ist, nach dem Ladeplatz Lenken an der Szeszuppe.

Der Marktflecken Lasdehnen (lazdenai = Haselsträucher) mit 1600 E. ist herrlich an der Szeszuppe gelegen (S. 40), über deren hohem, rechten Ufer sich weithin sichtbar die Kirche mit ihrem 40 m hohen Glockenturm erhebt. Der Ort bietet mit seinen stattlichen massiven Gebäuden, die größtenteils zweistöckig erbaut sind, fast das Aussehen einer kleinen Stadt. Trotz der nicht gerade großen Entfernung

von Pillkallen besitzt es eine größere Brauerei mit elektrischer Beleuchtung; die Gasthöfe, namentlich der Meyersche an dem mit einem Kriegerdenkmal geschmückten Marktplatze, stehen denen kleinerer Städte nicht nach, und neben den gepflasterten Straßen ziehen sich schattige Promenaden hin. — Außer der Brauerei erinnern auch die Sägemühlen und eine Maschinenfabrik an die gewerbliche Thätigkeit in dem Orte. Selbst eine Mineralwasserfabrik hat das Dorf aufzuweisen.

Etwa 1,5 km von Lasdehnen entfernt liegt Schilleningken (szilininkai: Heidebewohner) mit 382 E., der Wohnort der Volksdichterin J. Ambrosius.

Die Ragnit-Lasdehner Chaussee führt in ostsüdöstlicher Richtung weiter nach Schillehnen (570 E.) mit seinem schmucklosen Gotteshause, das im Fachwerk erbaut und mit Brettern verschalt, äußerlich mehr den Eindruck einer Scheune als einer Kirche macht. — Auch das Dorf ist keineswegs schön zu nennen. Die Häuser sind meistenteils aus Holz mit Strohdach erbaut und durch Gemüsebeete oder Ackerstücke, nur zum kleinen Teil durch Obstgärten von einander getrennt. Indessen gewinnt der Ort im Frühjahre und im Herbste, wo sich eine Menge polnischer Arbeiter behufs Anwerbung einfinden, das Aussehen einer großen Gesindemesse.

Auf der Chaussee, die Pillkallen mit Schirwindt verbindet, liegt Willuhnen (334 E.) in der Nähe des Willuhner Seees, geziert von der in modern romanischen Formen auf einer Anhöhe erbauten Kirche. Neben einigen recht stattlichen Gebäuden macht das auf der andern Seite der Chaussee gelegene Rittergut einen vorteilhaften Eindruck.

Südöstlich von Pillkallen liegt Gr. Warningken (290 E.), das vor kurzem eine schöne Kirche in modern-romanischem Stile erhalten hat; südwestlich Kattenau (820 E.) mit einem einfachen aus Feldsteinen und Ziegeln erbauten Gotteshause ohne Turm. — Ganz in der Nähe des Dorfes erhebt sich ein künstlich aufgeschütteter Hügel, wo nach Töppen die 1274 zerstörte Heidenburg Otholichien gelegen haben soll. Über das Remontedepot Kattenau s. S. 208.

Westlich von Kattenau ist das Kirchdorf Niebudszen (405 E.) an der Quelle der Niebudies zu erwähnen. Hier waltete 1664—84 Prätorius des Pfarramtes, der in seiner „Preußischen Schaubühne“

in nicht gerade schmeichelhafter Weise die Litauer jener Gegend geschildert hat (S. 162). — Das östlich von Kattenau in der Nähe der Grenze gelegene Bilderweitschen (274 E.) hat eine alte aus Feldsteinen erbaute evangelische Kirche mit einem hölzernen Turme, während das katholische Gotteshaus einen Rohziegelbau mit 28 m hohem, massiven Turme darstellt. Im Dorf steht eine alte Klete, die über 100 Jahre alt sein soll.

Das zerstörte Schloß Bubainen. (Aus Bötticher's „Bau- und Kunstdenkmälern".)

An der wichtigen Straße, die von Königsberg längs des Pregels nach Rußland führt, ist eine ganze Reihe bemerkenswerter Ortschaften gelegen. — Nordöstlich von Wehlau sieht man rechts neben der Chaussee den Kirchturm von Petersdorf (450 E.) aufragen. Nicht weit davon liegt Taplacken (ohne den Gutsbezirk 350 E.), mit den Resten einer Ordensburg, wo die Chaussee von Tilsit eintrifft, und nachdem man auf einer hölzernen Brücke den Pregel überschritten hat, gelangt man über das freundlich gelegene Norkitten (ner: Wasser, ketas: fest; also „Wasserfeste") mit 366 E. (S. 57 f.), das zugleich Station der Königl. Ostbahn ist, über Wiepeningken (S. 58) mit 590 E., Schwägerau-Hopfenau (S. 52 und 58) mit 543 E.

und Gr. Bubainen (S. 53) mit 522 E. nach Insterburg. — In Bubainen hatte der alte Dessauer 1734—37 mit fürstlichem Aufwande ein prächtiges Schloß aufgeführt, wo sein Sohn Leopold als Erbprinz längere Zeit residierte. Nach der Zerstörung durch die Russen 1758/59 ist es aber vollständig abgebrochen. — Das Norkitter Schloß, das 1803 oder 1818 dem jetzigen zweistöckigen Gebäude Platz gemacht hat, stammte aus der Ordenszeit und wurde wahrscheinlich 1380 erbaut.

Nordöstlich von Taplacken liegt etwas abseits von der Chaussee am Pregel das Kirchdorf Plibischken (307 E.); südöstlich Puschdorf (puszis: Fichte)* mit 528 E., eine Station der Königl. Ostbahn. Die gegenwärtige Kirche des Ortes besteht aus einem einfachen Feldsteinbau ohne Turm, während das vormalige Gotteshaus „von starkem Mauerwerk, geschützt durch feste Strebepfeiler, mit einem hohen, schlanken Turme geziert war." Hier hat übrigens schon vor 1525 eine katholische Kirche bestanden, von der noch die beiden Glocken und zwei Weihwassersteine vorhanden sind. — Südwestlich von Norkitten bei Gr. Jägersdorf (467 E.) wurde i. J. 1757 die Schlacht gegen die Russen ausgefochten.

Östlich von Insterburg führt die Chaussee über Kraupischkehmen (363 E.), Ischdaggen (iszdegge: ausbrennen) mit der turmlosen Kirche (226 E.), und Stanneitschen (670 E.) an der Pissa nach Gumbinnen. — In Stanneitschen vereinigt sich mit dieser Chaussee die von Insterburg am rechten Pissaufer verlaufende Straße, die das Kirchdorf Gerwischkehmen (560 E.) an dem Flusse durchzieht. — Nahe von Ischdaggen am rechten Ufer der Angerapp, zugleich Bahnhof der Königl. Ostbahn, liegt Judtschen (308 E.) mit einer reformierten Kirche, deren schlanker Turm von einem Adler gekrönt ist. Das Pfarrhaus von Judtschen erinnert an den Philosophen Kant, der hier einst beim Pfarrer Andersch Hauslehrer war.

Wo die Chaussee die Grenze überschreitet, hat sich am Bahnhof Eydtkuhnen („Hochgeboren") mit der Zollstation der Königl. Ostbahn, ein bedeutender Marktflecken mit ansehnlichen Gebäuden entwickelt, die sich etwa 3 km lang an der einzigen Straße des Ortes hinziehen. Eine

* Im Kirchensiegel findet sich freilich „Buschdorf"; aber die ältesten Urkunden bringen „Puschdorf".

Zierde bildet die neue, in frei romanischem Stile von Fr. Adler erbaute Kirche, die mit zwei imposanten Türmen in Kreuzform errichtet ist. — Das Bahnhofsgebäude macht einen großartigen Eindruck und bietet infolge des lebhaften Personenverkehrs mit dem Gemisch der verschiedensten Nationalitäten und Ständen ein eigenartiges Bild. — Der Speditions- und der Grenzhandel, der sich besonders auf russisches Geflügel, Krebse, Pelzwaren, Leder, Getreide, Flachs, Leinsaat u. a. erstreckt, haben neben dem Schmuggelhandel ein großartiges Leben und Treiben hervorgerufen. Während 1860 dort nur zwei elende Häuser standen, zählte der Ort 1868 bereits gegen 2000 E. und hat gegenwärtig 3368 E. aufzuweisen. Auch die industrielle Thätigkeit liegt bei den mannigfachen Bedürfnissen, die in dem Grenzorte rege werden, nicht ganz darnieder; vor allem ist dort eine große Eisenbahnwerkstätte errichtet. — Für die geistige Bildung wird durch höhere Privatschulen Sorge getragen. — Zu einer Stadt fehlt dem Orte nichts weiter als das Privileg.

An der Landstraße, die an der rechten Seite des Pregels von Insterburg westwärts führt (bis Zwion Chaussee), liegen inmitten fruchtbarer Ackerfelder die Dörfer Sterkeningken (450 E.), Gr. Laszeningken mit 682 E. (laszeninkai: Scharwerker), das Gut Kl. Prußkehmen und Saalau (ohne die Domäne 546 E.), wo die Chaussee von Norkitten heranzieht. Auf einer Höhe neben der Schlucht, in welcher ein Bach das Räderwerk der Salauer Mühle in Bewegung setzt, erhebt sich die Kirche von Saalau und die alte Ordensburg, die auch trotz des argen Verfalls noch einen großartigen Eindruck macht.

Von Stallupönen geht nach Süden eine Chaussee über die Kirchdörfer Göritten, Pillupönen, Szittkehmen und Dubeningken nach Goldap, indem sie die Rominter Heide im Südosten umklammert.

Die Gebäude der Domäne Göritten mit schönem Park, der nach der Straße durch eine Reihe hoher Silberpappeln abgeschlossen ist, machen einen stattlichen Eindruck, und das äußere Gewand entspricht den innern Verhältnissen; denn die Domäne kann mit der daselbst betriebenen Pferde- und Viehzucht als Musterwirtschaft angesehen werden. — Die aus rohen Feldsteinen mit Ziegeldach erbaute Kirche, deren hölzerner Turm von einem Adler gekrönt ist, das neue Pfarrhaus mit

Fenstern im Rundbogenstil, das rote Schulhaus, dessen wohl gepflegten Garten eine Ziegelmauer umschließt, und vier Bauernhöfe, die durch einen breiten Teich von der Domäne getrennt sind, machen mit den Gutsgebäuden das gesamte Dorf aus. — Pillupönen (906 E.) ist malerisch in dem Thale der Pillup gelegen, die sich hier mit der Dobup vereinigt. Wie eine weiße Linie schlängelt sich die von Ziegel- und Strohdächern umrahmte Hauptstraße des Dorfes den Abhang hinunter, überschreitet den Bach und zieht sich jenseits desselben an dem sanft ansteigenden Gelände empor. Neben der hochragenden Kirche liegt das rote Pfarrhaus wie ein Spielzeug unter den hundertjährigen Linden versteckt. — Szittkehmen (d. i. Judendorf), Marktplatz an einem Quellfluß der Rominte, von Wald umringt, ist mit 1191 E. der bedeutendste dieser Orte. Die Kirche ist ohne Turm; aber das Dorf wird überragt von dem weit sichtbaren Rad einer Luftmühle.

Nicht weit von der Försterei Kl. Pelkawen, die etwa 3 km von Szittkehmen entfernt liegt, erhebt sich der Pelkawer Schloßberg mit vorzüglichem Fernblick über die weiten Waldungen der Rominter Heide. — Erwähnenswert ist auch die 3 km westlich von Pelkawen aufragende „Kaiserfichte", die einen Umfang von mehr als 3 m hat.

Dubeningken (dubininkai: Thalbewohner) mit 446 E. liegt schon hart auf der Grenze zwischen Litauen und Masuren. In der dortigen Kirche wird noch neben dem deutschen Gottesdienst litauisch und polnisch gepredigt.

Von Gumbinnen führt die Chaussee geradenwegs über die Dörfer Kulligkehmen (914 E.) und Walterkehmen (354 E.), die beide an der Rominte freundlich gelegen sind (S. 28), sowie über die Mühlenanlagen von Kiauten (S. 28), wo ein prächtiger Burgwall aufragt, nach Goldap. — In Kl. Kummetschen nahe am Goldaper See erinnern kleine Krausköpfe an die zwangsweise Ansiedelung einiger Zigeunerfamilien, die hier vor etwa 50 Jahren stattfand.

Die vom Bahnhof Trakehnen in südöstlicher Richtung auslaufende Chaussee überschreitet die Pissa östlich vom Königl. Vorwerk Szirgupönen (S. 18), mit seiner einfachen Kirche, durchzieht an der Roduppe Trakehnen (S. 18 und 205), und das Kirchdorf Enzuhnen mit dem

neu erbauten Gotteshause, und spaltet sich südlich von Cassuben. — Der südwestliche Zweig führt über Tollmingkehmen, das mit seiner aus Feldsteinen erbauten Kirche die Erinnerung an den Dichter Donalitius wach ruft (S. 190), nach der Chausseelinie Gumbinnen-Goldap, während der südöstliche über Disselwethen (S. 22) und das an der Pissa freundlich gelegene Kirchdorf Mehlkehmen (686 E.) mit seinen hauptsächlich massiven Gebäuden (S. 17) nach der Kunststraße führt, die von Stallupönen über Pillupönen nach Goldap zieht. — Südwestlich von Mehlkehmen liegt am Rande der weiten Forsten Gr. Schwentischken mit 700 E.

Von Tollmingkehmen geht in südlicher Richtung eine Kieschaussee geradenwegs nach Goldap; sie berührt Gr. Rominten (S. 34) mit 1088 E. Da dieser Ort Station der projektierten Stallupönen-Goldaper Bahn werden soll, so wird von hier aus das kaiserliche Jagdschloß Rominten,* das 14 km östlich davon in der Rominter Heide liegt, am leichtesten zu erreichen sein. — Der Weg führt 2 km von Gr. Rominten an Szeldkehmen (S. 34) mit 280 E. vorüber. Bei diesem Dorfe ist die Fichte, von der Passarge erzählt (S. 31) noch heute zu finden und führt den Namen „Königsfichte". Indessen ist die mit Tannzapfen schwer behangene Spitze um 5 m abgebrochen, so daß heute die Äste oben und unten gleich weit vom Stamme abragen.

Die Chaussee, welche von Insterburg nach Süden geht, berührt zunächst Diblacken (246 E.), das nach der Dittowa (diddis: groß) seinen Namen erhalten hat. Hinter der turmlosen Kirche, die sich auf der Höhe neben der Chaussee zwischen schattigen Bäumen erhebt, ruht in dem Mausoleum die Mumie von Pierre de la Cave, dem Begründer der Kirche. Die beiden Frauen waren im siebenjährigen Kriege von den Russen aus den Särgen gezerrt und wurden darauf im Mausoleum unter der Erde bestattet.

Weiter südlich verläuft die Straße über Jänischken (387 E.) an der Auxinne und Joblauken (Schwarzfelde) mit 415 E. auf den Höhen über der Joduppe, wo der kleine hölzerne Kirchturm, weit sichtbar, die Umgegend überragt, nach Nordenburg.

* Außer Rominten und Gr. Rominten giebt es noch Kl. Rominten, 2 km südwestlich von Gr. Rominten gelegen.

In Jänischken wird die Straße von der Chaussee geschnitten, auf der man von Wiepeningken nach Angerburg gelangt. An ihr liegt das Kirchdorf Obelischken (S. 56) mit 375 E.; ferner Trempen (580 E.), Kirchdorf* und bedeutender Marktplatz mit stattlichen Gebäuden, und am Übergange über die Angerapp das Gut Launingken, das einen herrlichen Park aufzuweisen hat.

Nordöstlich von Trempen ist Ballethen (402 E.) zu erwähnen, überragt von dem hölzernen Turme der aus Feldsteinen erbauten Kirche; noch weiter nordöstlich, wo die Gumbinnen-Darkehmer Chaussee die Angerapp überschreitet, Nemmersdorf (377 E.), das schon 1569 eine Kirche erhalten hat. Das jetzige Gotteshaus ist ein Bau aus Feldsteinen mit einem hölzernen, einmal abgetreppten Turme.

An der von Wehlau nach Nordenburg verlaufenden Chaussee ist südlich von der Astrawischker Forst der Marktplatz Muldszen (440 E.) gelegen, überragt von dem massiven Kirchturm mit seinem pyramidenförmigen Aufsatz.

Auf der südlichen Grenze des beschriebenen Gebietes führt die Chaussee von Friedland zwischen fruchtbaren Feldern über die Kirchdörfer Allenau (643 E.) und Böttchersdorf (468 E.), denen die viereckigen Türme mit Satteldach ein stattliches Aussehen geben. Die Kirchen stammen aus der Ordenszeit und sind wahrscheinlich von Ulrich von Jungingen gegründet. — Auch das nordöstlich von Böttchersdorf gelegene Schönwalde (130 E.) hat eine Kirche aus katholischer Zeit, die aber 1790 neu erbaut ist und einen hölzernen Dachreiter nebst einem hölzernen Glockenturm aufweist. Östlich von Gerdauen gelangt man über Altendorf (450 E.), wo eine Schneidemühle die Hölzer der nahen Waldungen verarbeitet, nach Nordenburg.

Endlich sind abseits von den größern Straßen im südlichen Teile noch die Kirchdörfer Gr. Karpowen, Dombrowken (poln. dąbrowa: Eichenwald) und Szabienen (poln. zaba: Frosch; also Froschweiler) zu erwähnen. — In Dombrowken, wo auf dem Kirchturm ein Storchenpaar nistet, soll, von der Angerapp und einem Graben geschützt, ein

* An der Tremper Kirche war Portatius Pfarrer, der Gemahl des „Ännchen von Tharau"; dann Ostermeyer (1752—1800), der Verfasser der „Gedanken von den alten Bewohnern des Landes Preußen."

Schloß gestanden haben. Wie erzählt wird, wurden die letzten Ruinen erst am Anfange dieses Jahrhunderts abgetragen, während verschüttete Keller noch heute vorhanden sein sollen.

Litteratur.

Wenn man auch bei der Beschreibung der Siedelungen in erster Linie auf die Wahrnehmungen an Ort und Stelle angewiesen ist, so sind doch einige Hilfsmittel hervorzuheben: Hahn, „Die Städte der norddeutschen Tiefebene“ in den „Forschungen für Landes- und Volkskunde“ 1889. — Bötticher, „Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen“, 1891—98. — Töws, „Kurze Chronik der Stadt Insterburg“, 1883. — Hennig, „Historisch-topographische Beschreibung der Stadt Insterburg“, 1794. — Koßmann, „Historisch-statistische Notizen über die Stadt Insterburg“, 1884. — Löschke, „Ragnit“, 1898. — Die Arbeiten über Memel von Sembritzki, die im Memeler Dampfboot erschienen sind. — Die Programmarbeiten von Halling, welche die Geschichte Memels in unserm Jahrhundert behandeln. — „Führer durch Memel und Umgegend.“ — Thiel, „Statistisch-topographische Beschreibung der Stadt Tilsit“, 1804. — Schneider, „Geschichte Tilsits.“ — „Berichte des Magistrats der Stadt Tilsit.“ — K. Ed. Schmidt, „Rominter Heide“, 1898. — Rogge, „Geschichte des Kreises und der Diöcese Darkehmen“, 1873. — „Gemeindelexikon für die Provinz Ostpreußen“, 1898. — Goldbeck, „Vollständige Topographie des Königreichs Preußen“ (1785—88). — Hennenbergers „Erclerung der preuß. größern Landtaffel“, 1595. — Hartknoch, „Altes und Neues Preußen“, 1684. — „Script rer. Pruss.“, „Aufsätze in den mehrfach erwähnten Zeitschriften“, „Jahresberichte der Kaufmannschaft“ u. a. — Mehrere Angaben habe ich auch der Auskunft zu verdanken, die mir von den Landratsämtern, den Magistraten, Gemeindevorständen und Privatpersonen freundlichst erteilt worden ist.

Bevölkerungsdichtigkeit.

In der Bevölkerungsdichtigkeit bleibt Litauen bei der geringen Entwickelung der Industrie hinter den meisten westlichen Provinzen zurück. — Was die einzelnen Teile der Landschaft betrifft, so ist die Dichtigkeit der Bevölkerung besonders von der Größe des Areals abhängig, das auf die Gutsbezirke entfällt.* Die Ländereien der Güter nähren in dem Kreise Darkehmen 30,9 E. auf 1 qkm gegen 65 bei

* Die großen Forsten, Moore und die Nehrungsdünen sind bei der Berechnung nicht in Betracht gezogen.

den Landgemeinden und Städten; im Kreise Pillkallen 33,5 E. auf 1 qkm, gegen 59,6 in den übrigen Teilen des Kreises. — Daher darf es nicht wunderbar erscheinen, daß im Kreise Gerdauen, wo mehr als die Hälfte des Grund und Bodens zu den Gutsbezirken gehört, nur 42,5 E. auf 1 qkm kommen, und im Kreise Darkehmen, dessen Güter gerade die Hälfte des Areals einnehmen, 48,4 E., während dagegen im Kreise Memel und auf dem Höhenboden von Heydekrug, wo das Land zwar bedeutend schlechter ist, sich aber zum größten Teil in den Händen kleinerer Besitzer befindet, 1 qkm 54,7 E. nährt. — Bei dieser Berechnung ist die Stadt Memel nebst ihrer Vorstadt Schmelz ausgeschlossen, weil deren Nahrungsquellen nicht auf dem Boden des Kreises beruhen. Der Anteil, den sie daran haben, wird reichlich durch die Fischerdörfer aufgewogen, deren Bewohner ihren Unterhalt im Meere und im Haff suchen. Mit der Stadt Memel und Schmelz beträgt die Bevölkerung 81,8 E. auf 1 qkm.

Im Kreise Tilsit ist der Boden größtenteils fruchtbar und nur $1/6$ des Areals fällt den Gutsbezirken anheim. Daher kommen hier auf 1 qkm 62 E.; wenn wir die Stadt, deren Nährgebiet zum größten Teile außerhalb des Kreises liegt, mitrechnen, 95,6 E.

In den Kreisen Ragnit und Pillkallen ist etwa $1/5$ des Grund und Bodens in den Händen von größern Gutsbesitzern. Hier nährt 1 qkm 56, bezw. 55 E. — Am dichtesten sind die fruchtbaren Gefilde der Kreise Stallupönen und Gumbinnen bewohnt, wo die Bevölkerungszahl von 1 qkm auf 70 und 77 E. steigt. Stallupönen hat freilich auch den Vorteil, daß nicht viel mehr als $1/7$ des Areals auf die Gutsbezirke entfällt, und dem Kreise Gumbinnen, wo $1/4$ des Grund und Bodens größern Gutsbesitzern gehört, kommt es zu gute, daß die Regierungsstadt innerhalb seinen Grenzen gelegen ist.

In dem Kreise Insterburg kommt mehr als $1/4$ der Ländereien auf die Güter; daher nährt trotz des fruchtbaren Bodens 1 qkm, wenn wir von der Stadt Insterburg absehen, nur 53,9 E. — Das Verhältnis gestaltet sich günstiger, wenn wir den entsprechenden Anteil der Stadt heranziehen, die aber zum großen Teil ihre Einwohnerzahl nicht dem engen Gebiete des Kreises verdankt. Nimmt man sie ganz in Berechnung, so entfallen auf 1 qkm 79,4 E.

Im Kreise Goldap wohnen 60,5 E. auf 1 qkm, im Kreise Wehlau und auf dem Höhenboden des Kreises Tapiau etwas mehr als 58 E.

Die Zahlen zeigen, daß Litauen nicht nur die Blüte wieder erreicht hat, in der es sich vor der Pestzeit befand, sondern bereits viel weiter vorgeschritten ist. Dabei hat die Entwickelung noch nicht ihren Abschluß erreicht, vielmehr ist die Einwohnerzahl in stetem Steigen begriffen. Immer mehr Erträge werden den fruchtbaren Fluren durch bessere Bewirtschaftung abgenommen, die öden Strecken kommen unter Kultur, die Moorflächen sucht man, so weit es angeht, zu nützen. — Aber nicht nur das Auge des Volkswirtes ruht mit Wohlgefallen auf den lachenden Fluren; auch der Naturfreund durchwandert mit Lust die düsterschattenden Nadelwaldungen und die lichten Eichenbestände der Rominter Heide mit den reizenden Partieen an den Ufern der Rominte, die romantischen Gegenden am Memelstrome, das liebliche, sagenreiche Hügelland des Willkischker- und Jurahöhenzuges. — Dazu das litauische Völkchen mit den eigenartigen Sitten und Gebräuchen, der geschmackvollen, schmucken Nationaltracht und den reizenden Dainos, die aus froher, kindlicher Brust hervorquellen! — In mancher Hinsicht ist es bedauerlich, daß die litauische Nationalität unwiderruflich ihrem Schicksale verfallen ist; aber die aus der Nacht auftauchende Sonne wird heller scheinen und dem Volke mehr Segen bringen als der vorhergehende Tag. — Wir werden die dahingegangene Nation nicht vergessen und beim Genuß der schönen Landschaftsbilder in Litauen, die den Wandel der Zeiten überdauern, auch stets des harmlosen, zufriedenen Naturvolkes gedenken, das sie einst mit ihrer bunten Tracht belebte.

Das Memeldelta.

Bodenbildung.

Das Memeldelta umfaßt den östlichen Teil vom einstigen Mündungstrichter des Memelstromes und hat durch Alluvialbildung seine jetzige Gestalt bekommen. — Den südöstlichen Rand bildet die Höhenkante des Nadrauer Plateaus, die von Tilsit zur untern Deime verläuft. Nördlich vom Memelstrome wird es vom Memeler Plateau be-

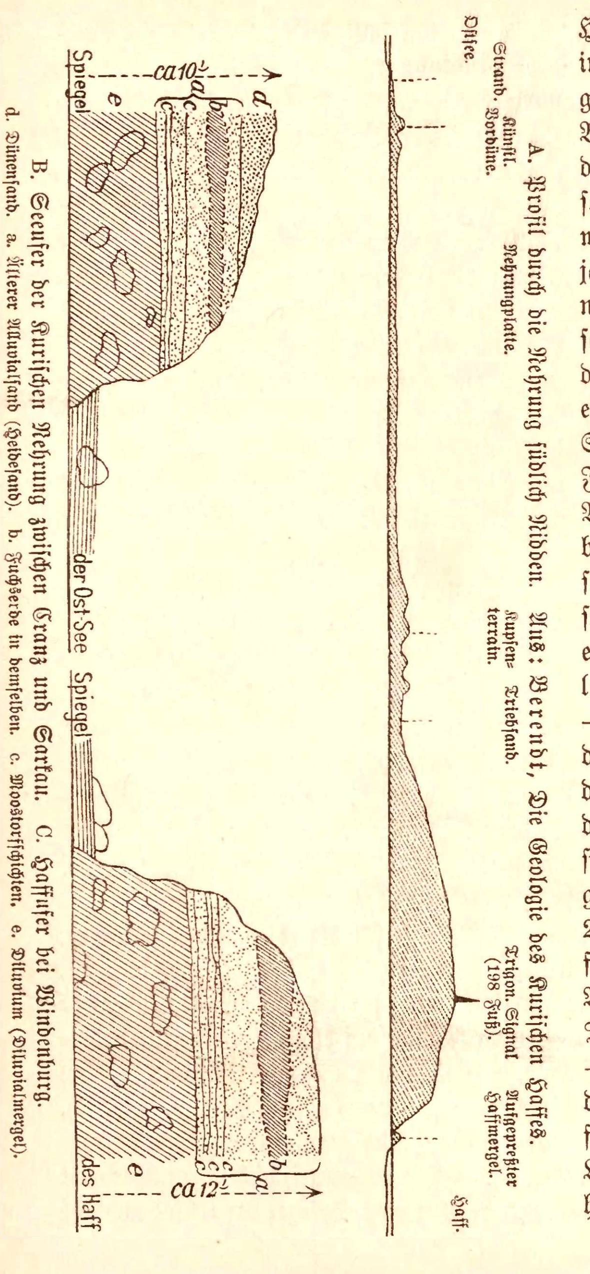
grenzt, dessen Rand dem Laufe der Ruß folgt und mit dieser erst nordwestlich von Kaukehmen mehr nördliche Richtung annimmt. Dadurch schrumpft die Niederungsfläche im nördlichen Teile zu einem schmalen Streifen zusammen, der sich mit seiner Spitze bis zur Stadt Memel hinzieht, westlich der Minge aber vom Windenburger Höhenzuge (S. 92) durchschnitten wird.

Wenn man demnach Tilsit mit Labiau und Heydekrug, und letzteres wiederum mit der Stadt Memel durch gerade Linien verbindet, so ergiebt sich die ungefähre Umgrenzung des Memeldeltas und seiner nördlichen Fortsetzung, eines Gebietes von etwa 1600 qkm.

In dem Delta ist ebenso wie auf der Fläche, die jetzt von den Haffgewässern überflutet ist, der obere Diluvialboden (S. 6) in alter Zeit — wohl durch die Schmelzwasser der Gletscher — weggeschwemmt; daher fallen die Ränder der Plateaus, die von dem obern Diluvium bedeckt sind, mehr oder weniger scharf mit 10—15 m zu der Niederung des Deltas ab.

Um die Bildung der Niederung recht zu begreifen, müssen wir zunächst im Auge behalten, daß nach der letzten Eiszeit (S. 7) in den Gegenden des Kurischen Haffes eine allmähliche Senkung des Bodens eintrat, bis das Land mindestens 10—13 m tiefer lag, als es heute der Fall ist. Dann hob es sich eine lange Reihe von Jahrhunderten, so daß es schließlich eine um mindestens 3,5 m höhere Lage hatte als heute. Bei der darauf folgenden Senkung, die nach der Berechnung Berendts vor etwa 2400 Jahren begonnen haben dürfte, sind wir endlich zu dem heutigen Zustande gelangt. — Ob diese Senkung noch weiter anhält, können wir vorläufig nicht mit Sicherheit entscheiden.

Es ist hier nicht Raum, die Beweise für die obigen Behauptungen, die Berendt in seiner „Geologie des kurischen Haffes" (Schr. d. phys. ök. Ges. 1868 S. 131 ff.) geliefert hat, zu wiederholen. Um aber der Annahme vorzubeugen, als handle es sich um bloße Hypothesen, bringe ich ein Profil der Erdschichten, wie sie sich zwischen Cranz und Sarkau am Seeufer der Kurischen Nehrung gebildet haben (S. 302, Fig. B), und ein zweites, das die Bildung der Erdschichten an der Windenburger Ecke wiedergiebt (S. 302, Fig. C). — Die Moostorfschichten (c) über dem Diluvium (e), die jetzt etwa 3,5 m über dem Spiegel der Ostsee und des



A. Profil durch die Nehrung südlich Nidden. Aus: Berendt, Die Geologie des Kurischen Haffes.

B. Seeufer der Kurischen Nehrung zwischen Cranz und Sarkau. C. Haffufer bei Windenburg.
d. Dünensand. a. Älterer Alluvialsand (Heidesand). b. Fuchserde in demselben. c. Moostorfschichten. e. Diluvium (Diluvialmergel).

Haffes liegen, können sich in dieser Lagerung nur gebildet haben, als der Boden ungefähr die Höhe des Wasserspiegels hatte, so daß sie periodisch — wahrscheinlich wohl alljährlich — immer von neuem unter Wasser gesetzt und übersandet wurden. Da sie aber von einer 1—1,6 m mächtigen Sandschicht (a und d) mit Fuchserde (b), welche die Vegetation völlig erstickte, bedeckt sind, so müssen sie so weit unter dem Wasserspiegel gelegen haben, daß eine derartige Sandablagerung möglich wurde. — Hieraus geht zum mindesten hervor, daß 1. Bodenschichten, die heute über dem Wasserspiegel liegen, sich einst unter denselben g e s e n k t hatten, und 2. daß e i n e d a r a u f f o l g e n d e H e b u n g des Bodens sie wieder ans Tageslicht befördert hat. — Wir wissen aber ferner, daß diese Bodenschichten früher eine noch höhere Lage gehabt haben als heute; denn in den letzten

Jahrhunderten hat sich der Boden stetig gesenkt. Das beweisen die zahlreichen eingewurzelten Stubben in dem Torfboden der Niederung, die sich heute bis 3,6 m unter dem niedrigsten Niveau des Haffes befinden, während sie nur gewachsen sein können, als das Land über dem Wasserspiegel gelegen war. Am deutlichsten wird die letzte Senkung durch eine Kohlenstelle erwiesen, die, nach ihrer Beschaffenheit zu schließen, nur von Menschenhand herrühren kann und in dem Moorboden neben eingewurzelten Stubben in den Duhnauschen Wiesen nicht weit vom südlichen Haffrande 3—3,5 m unter dem Wasserspiegel gefunden ist. Da eine so tiefe Lage am Haff, wie sie heute die Bodenschicht aufweist, die Existenz von Menschen und Bäumen ausschließt, so müssen wir annehmen, daß sich die Kohlenstelle und die Stubben damals mindestens in gleicher Höhe mit dem Haffspiegel befunden haben.

Bei einem Prozeß zwischen dem Fiskus und der Dorfgemeinde Gilge, der in zwei Instanzen geführt wurde, lautete 1861 und 1862 die Entscheidung infolge gewissenhafter Zeugenaufnahmen dahin, daß die Esze, d. i. der flache Teil des Haffes, welcher sich längs des Ostufers hinzieht, den anliegenden Ortschaften gehöre, da sie die frühern Wiesen und Gemüsegärten der Anwohner darstelle und allmählich vom Haff nicht abgespült, sondern nur überspült sei. Die Bewohner von Gilge wußten sich also auf den früheren Zustand noch so weit zu besinnen, daß sie durch Zeugenaussagen ihre Behauptungen erhärten konnten. Es kann dies auch nicht überraschen, wenn wir mit Berendt eine Senkung von 3″ im Jahrhundert annehmen;* denn bei der äußerst geringen Neigung des Bodens übt ein Unterschied von 3 Zoll in der Höhe hinsichtlich der Verwertung des Bodens schon eine große Wirkung aus. Danach ist es erklärlich, daß zu Berendts Zeit (c. 1865) noch ein achtzigjähriger Mann in Marienbruch sich entsann, alte Obstbäume in seinem Garten gesehen zu haben, während seit langer Zeit in Marienbruch und den Fischerdörfern am Nemonien, an der Gilge, am Tawellstrom u. a. wegen zu großer Feuchtigkeit die Obstzucht unmöglich ist. Ebenso ist durch das Kirchenbuch in Inse bezeugt, daß zum

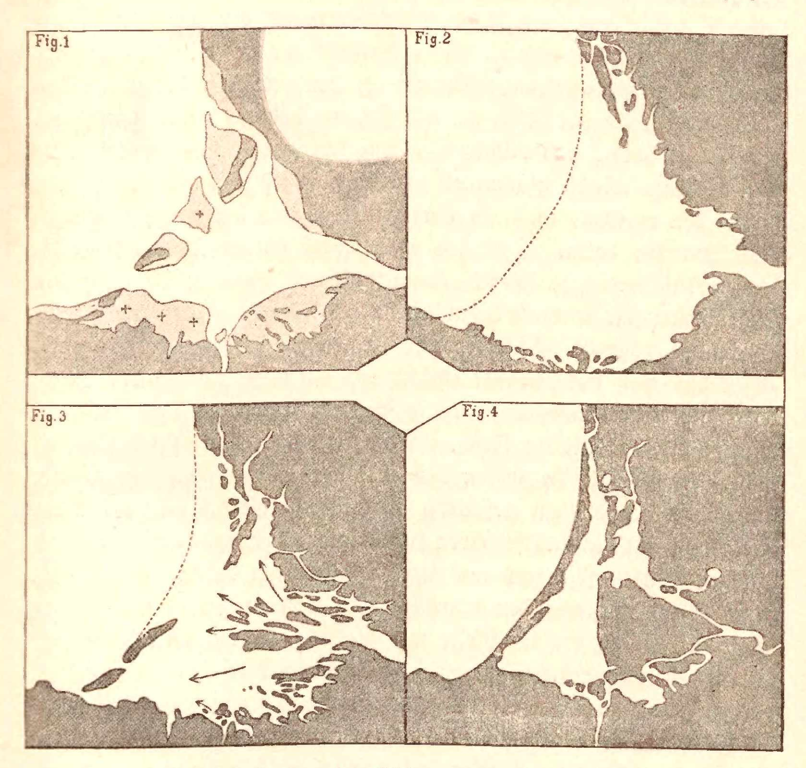
* In dem Erkenntnis heißt es u. a., daß „eine weitere Veränderung, außer daß ein paar Zoll Wasser über dem Boden stünde, das Land nicht erlitten habe.“

Bau der dortigen Kirche i. J. 1576 „das Holtz dazu nahe bei der Inse an dem Strom Wirszup gehauen worden, und ist lauter Eichen- und Eschen-Holtz gewesen, sintemal zu der Zeit ein großer Eichen- und Eschen-Wald an dem Orte gestanden.“ Jetzt ist in der Ibenhorst keine Eiche mehr aufzufinden, und es könnte dort auch ein junger Aufschlag von Eichbäumen nicht fortkommen, da derselbe alljährlich zweimal überstaut werden würde, die Eiche aber abstirbt, sobald sie mit den Blättern für einige Zeit unter Wasser gewesen ist.

Als nach der zweiten Eiszeit die litauischen Küstenlande sich allmählich senkten, bedeckten weite Wassermassen den Boden der Niederung, die so mit dem Haff einen gewaltigen Mündungstrichter des Memelstromes bildete (s. Abb. auf S. 305, Fig. 2). Die Wogen der Ostsee rollten, wenn auch durch die Uferkante am heutigen Strande gemäßigt, bis an den Fuß des Memeler und Windenburger Höhenzuges und brachten mit Tangresten und Sprockholz den Bernstein dorthin, der vor nahezu 4 Jahrzehnten bei Pempen, bei Pröfuls und an der Lusze mit gutem Erfolge gegraben wurde. Die Memel lagerte aber infolge des geringern Gefälles, das durch die Senkung bedingt war, eine Menge von Sinkstoffen ab, die den Boden im obern Teile des Mündungsbusens (d. i. der jetzigen Niederung) wesentlich erhöhten (s. Abb. auf S. 305, Fig. 3), so daß bei der darauffolgenden Hebung des Landes nicht nur das ganze Gebiet, welches die heutige Niederung darstellt, sondern auch ein schmaler Haffstreifen am östlichen Ufer über den Wogen emportauchte (s. Abb. auf S. 305, Fig. 4). Die alte Uferkante kann man im Haff an dem plötzlichen Abfall des Bodens noch deutlich erkennen. Zwischen Memel und der Windenburger Ecke ist durch Peilungen festgestellt, daß der Boden 800—1200 m von der heutigen Uferlinie von etwa 1 m Tiefe plötzlich auf durchschnittlich 3 m sinkt, und auch im südlichen Teile des Haffes läßt sich die Abfallskante zum großen Teil in einiger Entfernung vom Ufer noch heute verfolgen. Die Fischer, denen sie infolge ihrer täglichen Beschäftigung wohl bekannt ist, sprechen sie als einen alten Uferrand (krantas) an.

So hatte die heutige Niederungsfläche das Licht der Welt erblickt; aber sie blieb in der neuen Gestalt nicht erhalten. Bei der letzten Senkung des Bodens tauchte nicht nur ein Streifen der Niederung, wie wir

gesehen haben, unter die Wasserfläche des Haffes, sondern die Memelgewässer überschwemmten auch bei Hochwasser fast die ganze Ebene und setzten einen fruchtbaren Schlick ab, aus dem die höhern Sandhügel,



Die Entwickelung der Niederung und der Nehrung.
Aus Berendt, „Geologie des Kurischen Haffes".
Fig. 1: Zu Beginn der Alluvialzeit. 2: Zum Schluß der 1. Senkungsperiode. 3: Während der folgenden Hebung. 4: Am Schluß der Hebung.

die nicht überflutet wurden, noch heute an verschiedenen Stellen, besonders bei Seckenburg, sowie in den Kirchspielen Lappienen und Neukirch mit 7—10 m Höhe als altalluviale Inseln hervorragen. Auf den gewaltigen Wasserbecken, die bei der Hebung des Bodens abgeschnitten waren, siedelten sich die moorbildenden Pflanzen an und bildeten, in

rastloser Thätigkeit die Wasserflächen überwuchernd (S. 45 ff.) und mit ihrem Moder erfüllend, die ausgedehnten Hochmoore, deren Entwickelung bis jetzt noch nicht zum Abschluß gelangt ist.

Die Sinkstoffe, welche der Memelstrom aus den russischen Hinterländern herantrug, wurden nicht gleichmäßig abgesetzt. Das gröbere Geröll blieb wegen seiner Schwere an den Rändern der zahlreichen Arme liegen, die der Fluß bei der Hebung des Landes in den Boden eingewühlt hatte, und bildete hier jene wulstartigen Erhebungen, die später ebenso wie die altalluvialen Hügel in erster Linie zu Wohnplätzen ausersehen wurden, weil sie am meisten Schutz vor den gefährlichen Überflutungen boten. — Ebenso enthält die östliche Dreiecksspitze die schwereren Sinkstoffe, so daß sie vielfach aus thonigen Bestandteilen, stellenweise sogar strengem Lehm besteht und deshalb mit den ältern Alluvionen der großen Weichselwerder zu vergleichen ist, während das untere, gegen das Haff hin gelegene Gebiet mit vorwiegend humosem Sandboden der Nogat- und Danziger Niederung entspricht. — Das fruchtbare Marschland im östlichen Teile, wo die Ufer der Ströme mit Dörfern und Höfen bebaut, die weiten Ebenen mit Gehöften gleichsam übersät sind, bietet deshalb ein wesentlich anderes Bild als der untere Teil der Niederung mit den unabsehbaren Hochmooren, den weiten Wäldern und üppigen Wiesen, die von unzähligen Wasserfäden durchschlängelt sind.

Wenn wir von den unwesentlichen Erhebungen, die durch den ungleichen Absatz der Sinkstoffe und die sich aufwölbenden Hochmoore (S. 46) hervorgerufen sind, absehen, haben wir es mit einer weiten, platten Ebene zu thun, die auf eine Entfernung von etwas mehr als 50 km sich ganz allmählich nach dem Kurischen Haffe abdacht. — Von dem Strome, der sie geschaffen hat, wird sie noch heute in zwei Hauptarmen, Ruß und Gilge, durchflossen, die sich vor der Mündung wieder in mehrere Flußläufe verzweigen.

Die Ruß, welche nordwestliche Richtung einschlägt, hat eine Breite von etwa 225 m und teilt sich bei dem Marktflecken Ruß in Skirwieth, Pokallna und Atmath, die selbst wieder in mehreren Ausmündungen in das Kurische Haff fließen. Unterhalb der Einmündung der Sziesze zweigt sich ein Arm, der Augstumalfluß ab und geht in vielen Verzweigungen nach der nicht weit vom Nordufer gelegenen

Krakerorther* Lank, einem umfangreichen, tiefen See, der früher eine solche Menge schmackhafter Fische barg, daß er jährlich 1900 Mark Pacht brachte. Die zu starke Ausbeutung der Fischereigerechtigkeit hat aber in der letzten Zeit eine bemerkenswerte Abnahme des Fischreichtums herbeigeführt, so daß die Pacht auf 750 Mark heruntergegangen ist. — Einen Zufluß erhält die Lank auch durch den Rugelfluß von der Minge; giebt aber ihrerseits durch die Dubell Wasser an die Atmath und durch den einst künstlich ausgeführten Perkasgraben, der sich mittlerweile zu einem breiten Kanal erweitert hat, an die Minge ab. — Lanka heißt Flußwiese, Niederung, und der Name hat wohl die Veranlassung zu der Sage gegeben, daß dort eine prächtige Wiese durch plötzlich hereinbrechende Wasserfluten untergegangen sei. Man würde geneigt sein, ihr einen geschichtlichen Kern beizumessen, wenn sie sich nicht bei andern Gewässern, wie beispielsweise beim Willuhner See, wiederholte.

Die Gilge, welche jetzt ein Fünftel der Memelgewässer aufnimmt, ist fast auf der ganzen Erstreckung in einen Kanal verwandelt, während das vielgekrümmte alte Flußbett daneben allmählich versandet. Von Marienbruch, wo der Seckenburger Kanal nach Süd-Süd-Westen zum Nemonien abbiegt, geht sie in ihrem alten Bette in westsüdwestlicher Richtung zum Haff und mündet bei dem Fischerdorf, Gilge.

Früher bestand außer Ruß und Gilge noch ein völliges Gewirr von Memelarmen; sie sind aber im Laufe der Zeit teils durch natürliche, teils durch künstliche Abdämmung von den Hauptadern getrennt und werden gegenwärtig nur von dem in der Niederung sich ansammelnden Niederschlag und dem Druckwasser** von Ruß und Gilge gespeist. — So sind südlich vom Gilgestrom Schnecke und Schalteik (szaltas = kalt) alte Memelarme, die sich nicht weit unterhalb Tilsits von dem Hauptstrome abzweigten und noch heute in zahlreichen Windungen die Niederung durchziehen. Während der Abfluß der Schnecke all-

* Krakis, der Schwarzspecht. — Doch ist der Name wohl von Kraika, die Streu, abzuleiten, weil bei Krakerort ein schlechtes Heu wuchs, das nur zur Streu benutzt werden konnte.

** Das Wasser, das vermittelst des Druckes durch das poröse Erdreich unterhalb der Dämme in die Niederung eintritt.

mählich versandete, ist die Schalteik in ihrem obern Lauf abgedämmt und die ehemaligen Flußbetten sind dort nur noch im Paddeim-, dem Linkuhner Teich und in den Warnieschen Teichen kenntlich. Um deren Abfluß sowie andere Höhengewässer, die nach der Niederung flossen und abgefangen werden konnten, seitlich von der Niederung kostenlos abzuführen, wurde der Linkuhner Kanal nach der Schnecke gezogen, und es nicht uninteressant, unterhalb Klaarhofs bei der idyllisch gelegenen Oberförsterei Schnecken die schmale Wasserader zu verfolgen, die dort unvermittelt in ein breites Flußbett übergeht, das dem toten Bett der Alten Gilge nicht unähnlich sieht. Von Marienwalde führt aus der Schnecke in südlicher Richtung der Marienwalder Kanal zum Medlaukfluß, der nach der Laukne führt und so dem Wasser der Schnecke und der tiefen Niederung teilweise einen kürzern Weg nach dem Nemonien bietet. Eine Schiffahrtsschleuse bei Marienwalde ermöglicht die Benutzung dieser Wasserstraße für die Fahrzeuge. Schnecke und Schalteik vereinigen sich bei Alt-Seckendorf und bilden den Nemonien (früher Mimmelin genannt: S. 72 Anm.), dem Laukne und Timber zufließen. Diese füllen mit ihren Wassermassen das geräumige Flußbett, das einst die Memelfluten ausgewühlt haben, so daß der Nemonien das Aussehen eines mächtigen Stromes bekommt, der bis 13 m Tiefeund unterhalb Wieps 180—240 m Breite erreicht. — Rechts und links säumen seine Ufer üppige Wiesenstreifen, hinter denen sich prächtige Erlenwälder ausdehnen, während die ruhige Fläche der imposanten Wasserader an den Ufern mit gelben Mummeln, Pfeilkraut und blaßroten, strahlenden Dolden der hochaufstrebenden Blumenbinsen geschmückt ist.* — Um die Versandung an der Mündung zu verhüten, ist eine Mole in das Haff gebaut, auf deren Spitze sich ein Leuchtfeuer befindet.

Die Laukne entsteht aus dem Zusammenfluß von Arge, Budup, Ossat und Ossa, die auf dem Nadrauer Plateau ihre Gewässer sammeln (S. 66) und nimmt von ebendorther die Parwe auf. In der Niederung werden diese Flüsse von dem ungeheuren Sumpfgebiet des Großen Moosbruches und der Schnecker Forst gespeist, die dem Lauknefluß eine Tiefe von 24—31 m geben. — Der Timber entspringt

* Vgl. P. P.-Bl. 1861, S. 49.

ebenfalls auf dem Nadrauer Plateau, in der Nähe von Padrojen, durchschneidet nach Aufnahme der Schwentoje das Große Moosbruch und bildet hier in schwer zugänglicher Gegend eine 22 km lange fahrbare Wasserstraße, die bei Piplin ihr Ende erreicht.

Die Mitte des Deltas zwischen Ruß und Gilge durchschleichen in trägem Laufe als breite und tiefe Gewässer die ehemaligen Memelarme: die Tawelle, die noch heute bei Seckenburg mit der kanalisierten Gilge in Verbindung steht, die Inse, die Loye, der Rungel-, der Karkelfluß und die Ackminge, über deren Lauf und vielverschlungene Verbindungen am besten die Karte orientiert. „Die Natur hat hier, so lautet eine treffende Schilderung in den ‚Notizen von Preußen‘, ein so verworrenes Stromgeäder gebildet, daß es Mühe macht, den Wirrwarr zu entwickeln. Bald begegnen dem Auge reißende Stromfälle, gegen welche die Fahrzeuge bisweilen kaum heraufgezogen werden können; bald Kanäle mit totem Wasser, bald Stromarme, die sich in Afterarme verwandeln, bald wieder Afterarme, die sich in wahre Stromarme umschaffen und dem Hauptstrome das nötige Wasser entziehen. Dann erblickt man wieder einen Strom, der quer durch die Fahrbahn hindurchstreicht, der aber nichts zur Erhebung oder Erniedrigung ihres Wasserstandes beiträgt; hier einen Zufluß, dort einen Abfluß, der sich aber durch Anschwellung des Kurischen Haffes zuweilen wieder in einen Zufluß verwandelt . . .“

Die Moore.

Die Moore nehmen in dem Memeldelta den weitesten Raum ein. Sie bedecken etwa 860 qkm und bilden somit das größte Moorgebiet, das Ostpreußen aufzuweisen hat. Teilweise sind sie mit fruchtbarem, humosen Schlickboden bedeckt, z. T. bilden sie graswüchsige Niederungsmoore, zu einem großen Teil aber stellen sie noch gewaltige Hochmoore dar.

Der Untergrund dieser Moore ist durch die Ablagerungen der Memelgewässer zur Zeit der ersten Senkung des Bodens (S. 302) entstanden. Daher besteht er zum größten Teile aus einer welligen Sandfläche, die in zahlreichen Inseln aus dem Moore hervorragt, selten aus

Lehm. Hie und da lagern aber auch Irrblöcke unter dem Moorboden, die naturgemäß dem Diluvium angehören müssen, da auch die bedeutendste Strömung der Memelgewässer sie nicht hätte dorthin befördern können. — Daß zu der Zeit der Bildung dieses Untergrundes die Nehrung noch nicht bestand, die Wogen der Ostsee vielmehr bis zu dem diluvialen Rande der Niederung rollten, beweisen die Ablagerungen an Seetang mit Sprockholz und Bernstein, die hin und wieder unter der Moorfläche gefunden werden (S. 304).

Die weiteste Ausdehnung hat das Große (Labiauer) Moosbruch, welches zugleich das umfangreichste Hochmoor der Provinz darstellt. Von der Poppelner Forst im Südwesten, der Sternberger im Südosten, dem Nemonien im Norden und dem Großen Friedrichsgraben im Nordwesten begrenzt, dehnt es sich über eine Fläche von 110 bis 120 qkm aus. Daß es nicht auf einheitlicher Wasserfläche erwachsen ist, zeigt der Timberkanal, der ziemlich die Mitte durchschneidend, stellenweise durch festen Boden führt. Wir haben es hier mit mehreren ausgedehnten Wasserbecken zu thun (S. 305), die von den rastlos arbeitenden Torfmoosen überwuchert sind.

Die Thätigkeit der Moorpflanzen hat im Moosbruch wie überhaupt in den Mooren des Memeldeltas in einer viel spätern Periode begonnen als im nordwestlichen Flachlande. Selbst die untern Schichten sind noch wenig zersetzt, zumeist von bräunlicher Färbung und faseriger Zusammensetzung; bereits wenige hundert Schritt von den Rändern macht sich ein starkes Schwanken des Bodens geltend, der bei jeder Erschütterung gleichsam Wellen schlägt. Mehr nach dem Innern finden sich überall größere und kleinere von Binsen umwucherte Vertiefungen, die durch das dort üppig wuchernde Sphagnum cuspidatum schön grün gefärbt erscheinen und sorgfältig vermieden werden müssen, wenn man nicht rettungslos versinken will. Der Umfang dieser sogenannten „Blänken" oder „Burbolinen", von denen Jentzsch 45 zählt, erreicht im allgemeinen nicht die Größe von 25 Ar, nur sieben sind umfangreicher und kommen auf das doppelte Maß, während zwei noch darüber hinausgehen. In einer dieser Blänken, die eine Tiefe von 8 m haben, erhebt sich sogar eine Insel, auf der 3—5 m hohe Birken emporgewachsen sind. Die Bewohner der Haffdörfer, die zur Winterszeit über

das Moor fahren, um Holz aus den Forsten zu holen, verunglücken zuweilen, wenn sie die nötige Sorgfalt außer Acht lassen, und werden in den Blänken samt Schlitten und Pferden begraben. — „In dem Torfschlamm," sagt Klinggräff in wissenschaftlichem Eifer, „werden sich diese Unglücklichen sicher gut konservieren, und was für interessante Funde können sie in kommenden Jahrtausenden mit ihren Haustieren und Werkzeugen für die Paläontologen abgeben! Sie werden dann die Ehre genießen, in Museen zu paradieren."

Die Mächtigkeit des Moores, das von den Rändern nach dem Innern um etwa 6 m ansteigt, ist nach den bis jetzt angestellten Bohrungen auf 1—10, im Durchschnitt auf 6,3 m anzunehmen. Die schwellenden Moospolster auf der Oberfläche des Moosbruches sind vollständig von Wasser durchsogen und geben eine Menge von Feuchtigkeit nach der Sumpfzone ab; indessen hindern der Nemonien, der Große Friedrichsgraben und eine erhebliche Zahl von Abzugskanälen in den Forsten die weitere Ausbreitung des Moores. Eine vollständige Entwässerung ist schwer zu erreichen, weil der Untergrund tiefer liegt als der Spiegel des Haffes, so daß kostspielige absperrende Dämme und Wasserhebemaschinen nötig wären. An verschiedenen Stellen werden indessen die Randgebiete von der Forstverwaltung wenigstens so weit entwässert, daß die Waldungen weiter vorschreiten, und es sind bereits einige qkm des Torfbodens mit hohen Kiefern und Birken besetzt. Im übrigen gedeihen auf der weiten Fläche des Moosbruches außer den Sphagnen, welche die mächtigen Moospolster bilden, nur die gewöhnlichen Moorpflanzen: Heidekraut, Moosbeere, Preißelbeere, zerstreute Pflänzchen des kleinen Ampfer; recht zahlreich die nur einige Zoll hohe Brombeere mit gelben Früchten und kümmerlich vegetierender Porsch. Hervorzuheben sind die schönen Exemplare des rundblättrigen und des sonst selten vorkommenden langblättrigen Sonnentaus, während von Gräsern nur die Moorsimse vorkommt. Dazwischen erheben sich vereinzelt Krüppelkiefern von 1—2 m Höhe oder niedrige kaum 0,4 m hohe Zwergbirken.

Ein Vordringen auf den weichen, feuchten Moospolstern, wo man tief einsinkt, gehört nicht zu den Annehmlichkeiten und ist äußerst anstrengend, auch wenn man die kleinen Buckel, die in großer Zahl etwa 3 bis 6 cm aus dem Moose hervorragen, beim Wandern zu Hilfe

nimmt. — Wenn der Boden nicht fest gefroren ist, kann man nur auf den Flußadern und Kanälen, welche die Fläche durchschneiden, bequem in das Innere vordringen oder auf den wenigen Straßen, die in den letzten Jahrzehnten in diesem Moore angelegt worden sind.

Für das gegenwärtige Geschlecht ist das Große Moosbruch von der Natur noch nicht zur Nutzung bestimmt. Erst nach Jahrtausenden wird der Schöpfungsakt vollendet und das Feuchte von dem Trockenen geschieden sein. Dann dürfte auf der fester gewordenen Decke sich eine Humusschicht bilden als Nahrungsquelle für Kulturpflanzen und Waldungen (S. 46), der Boden selbst aber eine unerschöpfliche Fülle von Brennmaterial den Geschlechtern ferner Zeiten darbieten. — Der kurzlebige Mensch ist indessen keineswegs gewillt, die Vollendung des langsam fortschreitenden Werkes der schaffenden Natur abzuwarten. Wie er an den Rändern durch Entwässerung dem Moore Waldboden abringt und die aufwachsenden Waldungen durch mühevolles Offenhalten der Abzugsgräben gegen das Vordringen des Moores schützt, so hat er schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts angefangen, einzelne Teile der Moorfläche auch landwirtschaftlich auszunützen. An den Rändern der Flüsse baute der Kolonist sein leichtes Häuschen und umgab das zu bebauende Stück Land mit einem geeigneten Graben. In diesem wurde der Wasserstand auf etwa 0,75 m unter der Oberfläche des Moores erhalten, so daß eine Austrocknung der obern Schicht erfolgen mußte, wenn auch die tiefer gelegene Torfmasse mit einem von Wasser durchtränkten Schwamm zu vergleichen war. Nachdem zur Befestigung der Grabenränder Birkenpflanzungen angelegt waren, fing der Kolonist an, für die Bildung einer Humusschicht auf der ausgetrockneten Fläche zu sorgen.

In den ersten Jahren kann die zu bearbeitende Fläche nur zum Kartoffelbau gebraucht werden, der auf dem Moor in ganz eigenartiger Weise betrieben wird. Nachdem die Heidenarbe abgeschürft ist, werden 1,5—2 m breite Beete durch etwa 0,5 m tiefe Gräben von einander getrennt, damit die Luft frei hindurchziehen kann. Auf diese Beete breitet man eine starke Schicht Stalldünger und legt unmittelbar darauf die Saatkartoffel. Dann folgt noch die Bedeckung mit einer etwa 8 cm mächtigen Schicht fein gehackter Moorerde, und die Bestellung

ist fertig. — Nach dem Aufgehen der Kartoffel wird das Unkraut sorgfältig gejätet und nochmals eine etwa 8 cm starke fein zerteilter Moorerde auf die Beete gebracht. Später findet dann die Behäufelung statt, wie es die Kartoffel allgemein erfordert.

In den ersten beiden Jahren, wo die Wurzel der Kartoffel in das filzige Moor nicht einzudringen vermag und die Nahrung ausschließlich ans dem Stalldünger zieht, ist die Frucht klein und von seifigem Geschmack, so daß man sie fast nur als Viehfutter verwenden kann; sobald aber die Mooroberfläche mürbe geworden ist und ein genügendes Maß von Pflanzennährstoffen aufgenommen hat, zeichnet sich diese Kartoffel, die schon an ihrer blanken Schale kenntlich ist und deshalb auch „blanke Kartoffel" genannt wird, durch groze Schmackhaftigkeit aus. Sie hat den Vorzug, daß sie von den gewöhnlichen Kartoffelkrankheiten völlig verschont bleibt. Dabei ist der Ertrag sehr ergiebig; denn ein Morgen alten Maßes liefert etwa fünfzig Scheffel großer Verkaufskartoffeln nebst zwanzig Scheffeln kleiner Viehkartoffeln. Erst nach mehrjähriger Folge des Kartoffelbaues dürfen auch andere Hackfrüchte, wie Wruken, Möhren, Runkelrüben, dann Saubohnen, Zwiebeln und zuletzt Sommerung, namentlich Gerste, gebaut werden. Die Hauptfrucht aber bleibt immer die Kartoffel, die etwa $^5/_6$ des kultivierten Bodens einnimmt; nächstdem die Zwiebel.

Daß der Moorboden erst im Laufe der Jahre eine gewinnbringende landwirtschaftliche Nutzung zuläßt, wenn die obere Moosschicht genügend zersetzt und fester gelagert ist, wird durch den Mangel an Pflanzennährstoffen in dem rohen Moor bedingt, das in dieser Beziehung dem Sande fast gleichsteht. Die künstlich zugeführten Stoffe vermag die obere Decke in ihrer lockeren Zusammensetzung nicht festzuhalten, sondern giebt sie bei jeder stärkern Durchfeuchtung mit dem herabsickernden Wasser an die unteren Schichten ab, wo sie von den Wurzeln der Kulturgewächse nicht mehr erreicht werden können.

In letzter Zeit sind von der Regierung Versuche gemacht, Wintergetreide auf dem rohen Moorboden anzubauen. Die Beete werden, wenn die Vorflut vorhanden ist, durch kleine Gräben von 60 cm Tiefe und gleich großer Breite von einander getrennt. Nach Abschürfung der Heidehumusschicht wird dann der Boden im Frühjahr auf 15 cm Tiefe

umgehackt, im Mai gekalkt und im August nach zwei- bis dreimaligem Kraulen mit Kainit und Thomasphosphatmehl gedüngt, worauf Ende September die Aussaat beginnt.

Solche Versuchsfelder, die auch für andere Getreidearten hergerichtet werden, sind für die Moorkultur von großer Wichtigkeit, weil der Kolonist lernt, wie er am besten den Boden nutzen kann, ohne daß er selbst Versuche anzustellen gezwungen ist, die ihn im Falle des Fehlschlagens bei seinen geringen Mitteln zu Grunde richten würden. Auf den Musterkolonaten bei Lauknen sollen gute Ergebnisse erzielt sein, indessen wird der Kolonist wegen der Kosten, welche die künstliche Düngung verursacht, vorläufig kaum die Bestellung des Ackers in der angeführten Art nachzuahmen vermögen. Und natürlicher Dünger ist wenig vorhanden; denn der Moosbruchbewohner ist bei der Viehzucht auf die Pachtung der Wiesen am Rande des Moores oder die grasreichen Brücher in den angrenzenden Forsten angewiesen, wenn er Futter und Streumaterial gewinnen will. Deshalb ist der Viehstand nur mäßig und selbst die Schweinezucht erreicht keine erhebliche Ausdehnung. Der Dünger, den der Kolonist braucht, muß z. T. von weit her besorgt werden, und es ist als ein günstiger Umstand zu betrachten, daß in der benachbarten Seckenburger Niederung, wo bei großem Viehstand der Ackerbesitz zurücktritt, ein Überschuß von Düngemitteln zur Verfügung steht, und daß man mit Erfolg die Wasserpest als Dünger zu verwerten gelernt hat.

Die Bearbeitung des Bodens geschieht lediglich durch Menschenhand, auch wenn die Flächen bereits kultiviert sind. Der Spaten ist das wichtigste Ackergerät des Moosbruchbewohners. Nur das völlig urbare und in seinen Bestandteilen zersetzte Moor wird zuweilen mit dem Pfluge bestellt; dieser wird dann aber von vier bis sechs Menschen gezogen, da Zugtiere den lockern Boden nicht betreten können. Im Frühjahre sind deshalb so bedeutende Kräfte nötig, daß die Arbeiter vom Nadrauer Plateau scharenweise mit Spaten und Schaufel bewaffnet eintreffen, um sich anwerben zu lassen. An den beiden letzten Sonntagen im April finden in den Gasthäusern ordentliche „Arbeitermärkte" statt. Die Besitzer halten dort die Arbeiter mit Getränken frei, um sie zu gewinnen, müssen aber ohnedies noch einen hohen Lohn bieten. Ein

mittelkräftiger Mann beansprucht außer freier Kost etwa 1,30 M. Tagelohn, und in der Beköstigung findet geradezu ein Wettstreit unter den Moosbruchbewohnern statt. Es gilt als Regel, daß jeder Arbeiter außer einem Liter Branntwein für den Tag auch Kuchen und reichlich Fleisch erhält; er würde am ersten Tage davongehen, wenn die Verpflegung schlechter ausfiele. — Der Absatz der Erzeugnisse erfolgt im allgemeinen durch den Kahn. Es ist deshalb die tiefe Lage des Untergrundes, welche die Entwässerung des Moores unmöglich macht, insofern von Vorteil, als im Gegensatz zu den höher gelegenen Moorflächen durch Kanäle und Gräben leicht die Verbindung mit schiffbaren Wasserstraßen hergestellt werden kann (S. 67). Der Nemonien und der Große Friedrichsgraben führen zum Kurischen Haff wie zur Deime, so daß die Möglichkeit vorliegt, ohne Mühe die Märkte von Labiau, Insterburg, Königsberg und Memel zu erreichen, während der Seckenburger Kanal nach Tilsit leitet und zugleich die bequeme Herbeischaffung des Düngers aus dem Innern des Memeldeltas begünstigt. Erst i. J. 1867, als man bei dem Notstande die brotlosen Arbeiter beschäftigen wollte, wurde die erste Chaussee im Moosbruch gebaut, die in einer Länge von 6 km Lauknen, Schenkendorf und Alt Heidlauken verband. Seitdem sind verschiedene Strecken von Stein- und Kieschausseen erbaut worden, so daß sämtliche Kolonieen unter einander und mit der Außenwelt in Verbindung stehen. Dadurch hat der Schacktarp* für die Moosbruchbewohner nicht mehr die harten Übelstände der früheren Zeiten; doch kann er bei längerer Dauer immerhin höchst unangenehm werden, da die Fuhrwerke teuer bezahlt werden müssen und der Hauptverkehr nach wie vor an den Flüssen stattfindet. Die Kolonie Langendorf, die ohne Kanalverbindung an einer Kiesstraße errichtet ist, krankt von Anfang an, und schon die Gebäude, die z. T. aus Torf erbaut sind, stechen in ihrer äußern Erscheinung von denen der andern Siedelungen wesentlich ab.

Von den Kolonieen auf dem Großen Moosbruch sind Alt Heidlauken, Schenkendorf, Alt Sussemilken und Alt Heidendorf schon im

* So nennt man die Zeit, in der die Eisdecke auf den Gewässern die Kahnfahrt unmöglich macht, andernfalls aber nicht fest genug ist, um Schlitten zu tragen.

vorigen Jahrhundert entstanden. Dann folgten bis 1830 Julienbruch (1814) und Schöndorf (1829). Von 1830—1840 wurden Neu Heidlauken, Neubruch, Friedrichsdorf, Grünheide, Neu Sussemilken und Neu Heidendorf begründet, von 1840—1878: Franzrode (1858), Carlsrode (1862), Wilhelmsrode (1862), Königsgrätz (1869), Sadowa (1870), und Langendorf (1874). Im Jahre 1878 war bereits eine Fläche von 31,45 qkm zur Urbarmachung, Gewinnung von Torf u. dgl. verpachtet, während 88,57 ha ohne Nutzung blieben.

Die Gebäude der Kolonisten bestehen heute durchgängig aus Holz und tragen ein Stroh-, Rohr- oder Schindeldach. Sie machen äußerlich einen recht freundlichen Eindruck. Sauber gehalten, haben sie meist einen hellfarbigen Anstrich und sind mit himmelblauen oder roten Fensterläden und Thüren geziert. Vielfach sieht man sogar ein überhängendes Schweizerdach mit zierlich geschnittenen Latten. Im Innern sieht es allerdings fast überall höchst ärmlich aus, und oft wohnen in engem Raume mehrere Familien bei und durcheinander.

Zu einem eigentlichen Wohlstand vermögen sich die Bewohner des Moosbruches kaum aufzuschwingen. Der Boden, mühsam durch der Hände Arbeit bestellt, wirft keine großen Erträge ab, zumal das Acker- und Wiesenland der einzelnen Ortschaften im Durchschnitt kaum über 2 ha hinausgeht. Nicht alle Kolonisten sind in der Lage, sich eine Kuh zu halten und wer zwei Kühe besitzt, wird schon zur wohlhabenderen Klasse gerechnet. Leichter fällt es, ein oder mehrere Schweine groß zu ziehen, und doch ist allen nicht einmal dies möglich. Geflügel ist außer einigen Enten, die man hie und da erblickt, kaum vertreten. — Der Lebensunterhalt der Kolonisten ist demgemäß äußerst einfach und dürftig. Kartoffeln, Milch, Brot und Fisch oder Hering bilden die hauptsächlichsten Nahrungsmittel. Hie und da giebt es vielleicht, wenn es gut geht, ein Stück Speck oder etwas Fleisch. Den Branntwein betrachten die Moosbruchbewohner als Genußmittel und sprechen der Flasche mehr zu, als nötig wäre. Auch ihre Neigung zum leichtfertigen Prozessieren bildet einen Zug ihres Charakters.

Die Anlage der Kolonieen wird heute durchaus planmäßig betrieben. Die Regierung läßt die zur Kolonisation bestimmte Fläche mit breiten Umfassungsgräben umziehen und mit dem ausgehobenen Material einen

Randweg herstellen, der später durch Sand- und Kiesschüttung verbessert wird. Von diesen Randgräben werden dann möglichst rechtwinklig weitere Hauptgräben von 1,5 bis 2 m Oberweite in das Hochmoor hineingeschoben und in Entfernungen von 100—200 m wieder möglichst rechtwinklig mit einander verbunden. Von einem Teil dieser Gräben werden die Wälle ebenfalls zu festen Wegen ausgebaut. Die Instandhaltung aller dieser Anlagen übernimmt noch für die späteren Zeiten die Regierung. — Sobald nach einigen Jahren die umschlossenen Moorflächen in den obern Schichten ausgetrocknet sind, so daß an Stelle der Sphagnen und der Wollgräser sich eine dichte Heidekrautdecke gebildet hat und das Moor größere Festigkeit zeigt, werden längs der Hauptgräben Flächen von meist 1 ha Größe abgesteckt und auf einen in der Regel achtzehnjährigen Zeitraum verpachtet. Der Pächter umzieht sein Stück Land mit einem Graben von etwa 1 m Breite und beginnt mit der Urbarmachung in der gewöhnlichen Weise (S. 312).

In dem Großen Moosbruch ist seit dem Jahre 1830 die Zeitpacht eingeführt. Bis dahin wurden die Ländereien den Kolonisten zu Erbpachtsrechten abgegeben und sind dann (seit 1850) allmählich ganz in ihren Besitz übergegangen. — Heute steigert sich der Pachtpreis je nach der Güte, die der Boden durch die Kultur erlangt hat. Während der Hektar vom rohen Moor jährlich 7—11 M. bringt, wird er nach einer Reihe von Jahren für 21—55 M. verpachtet.

Seit 1893 wird die Anlage von Moorkolonien vielfach dazu benutzt, dem Arbeitermangel in den Forsten abzuhelfen. Die Ansiedler erhalten auf geeigneten Moorflächen nur Parzellen von 1,5 ha zur Ackernutzung und 1,5 ha Wiesen, damit sie gezwungen sind, sich nach einem Nebenverdienst umzusehen und gern die Gelegenheit wahrnehmen, in den nahen Forsten zu arbeiten. — Solche Waldarbeiterkolonien sind auf dem 1,5 qkm großen Willkehler Moor eingerichtet, das zur Oberförsterei Schnecken gehört, und auf dem Jszliszmoor das nördlich der Tenne, eines Nebenflusses der Minge, gelegen ist.

Die Beschaffenheit des Torfes in dem Großen Moosbruche ist bei der Lockerheit der Moorschichten eine höchst mittelmäßige. Er wird von den Kolonisten und den Anwohnern des Hochmoores zum eigenen Bedarf gestochen und findet im übrigen nur noch in der Dampfziegelei

von Wilhelmswerder Verwendung. Diese hochentwickelten Anlagen wurden 1872 am Timberstrom zwischen Florweg und Sussemilken begründet, wo sich die Möglichkeit bot, die dort vorhandene Ziegelerde mit Hilfe des Torfes aus dem Moosbruch zu verarbeiten. Die Fabrik ist verpflichtet, alljährlich 10000 cbm Torf zu einem allerdings sehr billigen Preise aus dem Moor in der Weise zu entnehmen, daß 8 m breite und 3 m tiefe Kanäle gezogen werden, die auf schiffbare Flüsse münden. Diese Kanäle, die von der Fabrik dauernd auf 2 m Wassertiefe erhalten werden müssen, entwässern nicht nur große Flächen des Moors und machen sie zur Kolonisation geeignet, sondern stellen auch eine bequeme Verbindung her.

Wo der feste Untergrund des Moores inselartig emportaucht, kann man innerhalb des Moosbruches gute Getreidefelder erblicken; Irrblöcke lagern hier als eine dem Hochmoor fremdartige Erscheinung an der Oberfläche. Schöndorf hat sogar guten Lehmboden aufzuweisen, der in südwestlicher Richtung noch wiederholt auftaucht und erst hinter Mauschern verschwindet,

Eine Fortsetzung des Großen Moosbruches bildet im Nordosten rechts der Laukne das 4 qkm große Schneckenmoor. Vor etwa einem Jahrzehnt fing man an, durch Kanäle und Kiesstraßen, die den Anschluß an den Lauknestrom und die Schnecker Forst herstellen, dieses Hochmoor zu erschließen und die Möglichkeit für die Besiedelung zu schaffen. Den Kolonisten kommt es sehr zu statten, daß außer 2 ha Moorland ein jeder 5 ha von den Niederungsmoorwiesen am Rande im Überschwemmungsgebiet der Laukne erhalten kann. Bis jetzt ist freilich der Viehstand trotzdem unbedeutend, und die Gebäude der Kolonie „Schneckenmoor“, die z. T. aus Torfmaterial aufgebaut sind, haben kein vorteilhaftes Aussehen.

Die übrigen Moore von Bedeutung finden sich in dem nördlichen Teile der Niederung. Auf der linken Seite des Rußstromes, im Nordwesten vom Skirwietharme begrenzt, lagert südlich vom Marktflecken Ruß das Bredszuller Moor, wohl auch Ibenhorster Moor genannt, das eine Ausdehnung von etwa 15,5 qkm hat. Es scheint ein sehr altes Hochmoor zu sein; wenigstens bewegt man sich überall auf festem Boden, die Erhebung ist gering und die Sumpfzone am Rande

hat eine mäßige Ausdehnung. Auf der weiten braunen Fläche, die nur an den Rändern kultiviert oder zum Torfstich benutzt wird, sieht man die gewöhnlichen Moorpflanzen: Sphagnenpolster, Heidekraut, Wollgras, Moosbeeren u. ä. Selbst an Zwergbäumen ist das Moor auffallend arm, wenn man von den Rändern absieht, wo sich häufig ein dichter Schlag von Weiden und Weißerlen findet. — Von großer Bedeutung ist das Moor für die Erhaltung der Elche. Diese treten im Herbst, wenn die Niederungswälder überschwemmt werden, nach dem an das Moor grenzenden Kiefernwald über und sind dann mit ihrer Äsung auf die Moorpflanzen angewiesen, von denen ihnen eine kleine Binse (Scirpus caespitosus) ganz besonders zusagt.

Zwischen der Ruß und dem Leithefluß, der beim Marktflecken Ruß mündet, finden wir das Pleiner, Berstus- und Medszokel-Moor. Diese Moore weichen in der Größe nicht wesentlich von einander ab, doch hat das Medszokel-Moor mit 5,8 qkm den bedeutendsten Umfang.

Zwischen der Leithe und Sziesze dehnt sich am rechten Ufer der Atmath das Rupkalwener Moor aus. Es hat bei einem Umfang von 18,2 qkm eine Mächtigkeit von durchschnittlich 7 m und ist, von den Sphagnen und Hypnen abgesehen, mit Wollgräsern, Moosbeeren, Trunkelbeeren, kriechenden Weiden und andern charakteristischen Torfpflanzen bedeckt. Das Heidekraut fehlt auf diesem Moore fast ganz und kommt nur stellenweise in dem Moospolster vor. An den Rändern ist das Moor ziemlich fest und liefert einen brauchbaren, braunen Torf; nach der Mitte aber zeigt es eine äußerst poröse, moosige Beschaffenheit und nimmt in getrocknetem Zustande fast eine weiße Farbe an. An der Chaussee von Heydekrug nach Ruß, wo mehrere lehmig-sandige Erhebungen aus dem Moor tauchen, ist eine Fläche von etwa 0,92 qkm mit einem „Wäldchen" von Birken und Erlen bestanden; auch am südlichen Rande wuchern dichte Bestände von Weißerlen und Birken; im übrigen aber erreichen die weit von einander abstehenden verkrüppelten Kiefern trotz des Alters von 50 bis 70 Jahren nur 1—2 m Höhe.

Die Ränder sind seit alters von den Anwohnern des Moores zur Viehweide und zum Torfstich benutzt. Die weite, öde Fläche im Innern blieb aber bis in unser Jahrhundert eine Wildnis, wo neben den gewöhnlichen Wildarten Elche, Kraniche und Schneehühner ihr Heim auf-

geschlagen hatten. — Im Jahre 1835 begannen die Bewohner der Fischerdörfer an den Ufern der Atmath Moorland zum Kartoffelbau zu pachten, da anderes Ackerland für sie unerreichbar war. Eine eigentliche Besiedelung des Moores fand erst seit 1861 statt, als Arbeiter aus Ruß, die bei dem Umkoppeln der Flöße, beim Heuwerben auf den Niederungswiesen und als Schiffer auf dem Rußstrome lohnende Beschäftigung fanden, ihr Heim auf der Bruchstätte selbst aufschlugen, um außer einer billigen Wohnung auch Nebenverdienst aus der Bodenbearbeitung zu gewinnen.

Im Jahre 1865 waren freilich noch nicht mehr als 29 Pächter auf dem Moore ansässig, die Besiedelung mehrte sich aber in ganz bedeutendem Maße, als 1867—70 die Chaussee von Heydekrug nach Ruß erbaut wurde und in den siebziger Jahren die Anlage der prächtigen Kiesstraßen folgte, die rechtwinklig von der Chaussee in das Moor führen. Heute sind bereits $^2/_3$ der Moorfläche urbar gemacht.

Die Kolonie Bismarck, die i. J. 1874 im Anschluß an die alten, ohne Plan entstandenen Siedelungen angelegt wurde, hatte 1878 schon 244 Haushaltungen mit etwa 1030 Seelen aufzuweisen und zählte Ende 1895 1584 E. — Die Kolonisten bewirtschaften 1—2, teilweise auch 3—4 ha, die auf Zeitpacht nach den für Moorland üblichen Preisen ausgegeben sind.

Sie betreiben, wenn sie nicht der Arbeiterklasse angehören, ein Handwerk oder beschäftigen sich mit dem Kleinhandel und leben so in ganz leidlichen Verhältnissen. Die durchgehends nach litauischer Art gebauten Häuser zeigen eine sehr einfache, aber durchaus wohnliche Einrichtung. Nur abseits sieht man noch hie und da eine elende Hütte, wie sie in der ersten Zeit der Besiedelung üblich waren; an der Chaussee machen die Gebäude stellenweise sogar einen recht günstigen Eindruck, und man kann auf dem Wege von Heydekrug nach Ruß fast vergessen, daß man sich in einer Moorkolonie befindet.

Nördlich von Heydekrug dehnt sich bis zur Minge und der Tenne das Augstumalmoor (auksztas, hoch; malla, Ufer) aus. Von einem Holzgerüste, das nicht weit von der Torfstreufabrik errichtet ist, hat man einen vorzüglichen Überblick über die 30 qkm große, nach der Mitte hin sich allmählich zu 5—7 m über der Hafffläche emporwölbende braune

Fläche mit den üppigen Moospolstern, Porsch und Wollgräsern, Zwergbirken und verkrüppelten Kiefern, die in ziemlich weiten Abständen von einander auftauchen. Mehr Schwierigkeit bietet es, über die Fläche hinzuwandern, denn wir haben es mit einem verhältnismäßig jungen Hochmoor zu thun, in dessen nasse Moospolster man tief einsinkt. Auf der Höhe befinden sich noch zwei große Wasserflächen in der Größe von 4—5 ha, die den Aufenthaltsort von zahlreichen Wasservögeln bilden. — Vermittelst der Sumpfzone hat sich das Moor weit über den ursprünglichen Rand ausgebreitet; denn noch 500 Schritt von dem jetzigen Rande quillt trinkbares Wasser heraus, das naturgemäß nur der überwachsenen festen Bodenschicht entspringen kann.

In der Nähe des Dorfes Lapellen ragt fester Sandboden aus diesem Moor, und aufgefundene Kohlenstellen erweisen, daß früher dort Menschen gelebt haben. Der Litauer nennt den Platz Pilekalwe oder Pilekalns, d. i. Schloßberg, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß hier einst eine heidnische Fliehburg gestanden hat.

Zur Urbarmachung des Moores hatte man bis 1888 sehr wenig gethan; nur auf dem nordwestlichen Rande waren in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts die Kolonieen Augstumal und Wabbeln begründet, denen Moorflächen auf Erbpacht zugeteilt wurden. Außerdem hatten später die Bewohner benachbarter Ortschaften an den Rändern kleinere Flächen auf Zeitpacht erhalten, die sie besonders zum Kartoffelbau urbar machten. Schon aus der Ferne machen sich diese Stellen durch dichtes Gebüsch von Birken und Espen auf den benachbarten, mehr entwässerten Teilen, sowie durch den höhern Wuchs der Fichten kenntlich. — Im Jahre 1888 begann die Regierung mit der Anlage von Versuchsfeldern, und sobald sich herausgestellt hatte, daß das Moor trotz der lockern, wenig zersetzten Moorschichten, die unter den lebenden Polstern lagern, kulturfähig zu machen ist, hat man mit dem Ausbau der prächtigen Kiesstraßen begonnen, die jetzt das Moor durchziehen. Die Versuchsfelder, welche gegenwärtig etwa 2,55 ha umfassen, tragen Roggen, der das achte bis zehnte Korn bringt, Gras, Hafer, Gerste und andere Getreidearten in gutem Wuchs; doch darf auch hier nicht übersehen werden, daß die künstliche Düngung es fraglich erscheinen läßt, ob der Kolonist sich daran ein Muster zu nehmen vermag.

Wirkliche Niederlassungen sind nur vereinzelt am Rande des Moores, seit dem Jahre 1896 entstanden; die Kolonisten wohnen noch z. T. in elenden, aus Torf erbauten Wohnhäusern.

Für die Kultivierung des Moores ist vor allem seine Entwässerung von großer Bedeutung, und diese wird, von den Randgräben der angelegten Wege abgesehen, vor allem durch die Arbeiten herbeigeführt, welche von der Torfstreufabrik am Rande des Augstumalmoores ausgeführt werden, die 1882 errichtet worden ist. — Kreuz und quer ist die abgetorfte Fläche von Gräben durchschnitten, die regelmäßige Rechtecke abteilen; denn die „Ostpreußische Torfstreufabrik" hat sich verpflichtet, die abgetorften Flächen einzuebnen und in 40 m Abstand mit 1,5 m breiten Entwässerungsgräben zu versehen. Außerdem werden jetzt alljährlich Strafgefangene auf dem Moor beschäftigt, um es durch Kanäle und Abzugsgräben trocken zu legen.

Der Torfstreufabrik ist eine Fläche von 4 qkm vorbehalten, die nach der Trockenlegung und Abtorfung der lockern Moosschicht zu künstlichen Wiesen umgeschaffen werden soll.

Westlich von der Minge, durch den Windenburger Höhenzug vom Iszliszmoor getrennt lagert das Szwinzelner Moor und im Norden anschließend das Tyrusmoor. — Beide Moore werden heute von dem König Wilhelm-Kanal durchschnitten, der von der Minge nahe dem Ufer des Haffes nach Schmelz, einer Vorstadt von Memel, führt.

Das nicht mit Hochmooren besetzte Niederungsgebiet.

Das Niederungsgebiet, das nicht mit Hochmooren besetzt war, bildete vor 300 Jahren zum größten Teile eine weite „Wildnis", besetzt mit Brüchen, Sümpfen und Wäldern. Denn wenn die Memelgewässer auch den fruchtbaren Schlick absetzten, so erhob sich doch infolge der letzten Senkung des Bodens (S. 305) die Ebene zur größern Hälfte kaum über das höchste Maß vom mittleren Wasserstande des Haffes und bei Stauungen oder bei Frühjahrshochwassern war das Delta auf meilenweite Strecken überschwemmt, so daß nur die höhern Stellen als Inseln hervorragten. — Auch diese Gebiete waren ebenso wie die Hochmoore noch in der Entwickelung begriffen; denn durch den Schlickabsatz wurde

der Boden mehr und mehr erhöht und stetig verbessert, so daß im Laufe der Zeit das Memeldelta in denselben Zustand hätte kommen müssen, in welchem sich die weiter vorgeschrittene Weichselniederung mit ihren durchweg kultivierten und hochfruchtbaren Gebieten bereits befindet, wenn keine Störungen in der Entwickelung eingetreten wären. — Diese Störungen brachte die Besiedelung durch den Menschen, der vereinzelt bereits im 16. Jahrhundert an begünstigten Stellen der Niederung sein Heim aufgeschlagen hatte; denn die Niederungsbewohner versuchten seit 1572 ihr Eigentum durch Deiche vor unerwünschten Überschwemmungen zu schützen; die eingedeichten Stellen werden aber der natürlichen Entwickelung entzogen, weil ihnen der weitere Absatz des fruchtbaren Schlicks benommen wird.

Genauere Nachrichten über die Besiedelung in jener Zeit sind nicht vorhanden, doch finden wir auf der Hennenbergerschen Karte von 1595 bereits die Orte Ruß und „Kukernees" (Kaukehmen) verzeichnet. Außerdem hören wir, daß in jener Zeit mit Vorliebe die Ufer der Alten Gilge angebaut wurden, weil die daran gelegenen schönen Wiesen reichen Gewinn versprachen; eine stärkere Besiedelung der Niederung, die umfangreichere Dammbauten nach sich zog, beginnt erst mit dem Jahre 1621.

Seit 1650 suchten die Familien, die sich auf der Linkuhnenschen Niederungsseite angesiedelt hatten, durch niedrige Dämme ihre Ländereien vor den Sommerüberschwemmungen zu schützen. Die dort aufgeschütteten Wälle wurden nach und nach in Zusammenhang gebracht und so war 1664 schon eine kleine Eindeichung entstanden.

Da die Gewässer der Gilge, von der linken Seite abgesperrt, sich nun in der ganzen Masse über das rechte Ufer ergossen, so waren die Bewohner der Dreiecksspitze zwischen Gilge und Ruß gezwungen, auch ihrerseits an den Ufern dieser Stromarme Dämme aufzuführen, die bald in Zusammenhang gebracht, die Form von wirklichen Deichen annahmen.

Alle diese Deiche waren ohne bestimmten Plan angelegt, nur auf den jeweiligen Nutzen berechnet und schlossen deshalb mancherlei Gefahren in sich. — Erst i. J. 1716 fing man unter der Autorität der Provinzialkammern an, das Deichwesen zweckmäßiger zu gestalten. Es wurden Verbäude geschaffen, welche die Eindeichungen in größerm Maß-

stabe planmäßig betrieben, indem sie die Lasten nach Maßgabe der zu erwartenden Vorteile auf die einzelnen Ortschaften verteilten. Die bis dahin begangenen Fehler waren aber jetzt schwer wieder gut zu machen. Noch i. J. 1796 rückten die Dämme, wie es in den „Notizen von Preußen“ heißt, „an den mehresten Orten so nahe und enge zusammen, daß es zu bewundern war, wenn bei Eisstopfungen nicht noch mehrere Durchbrüche entstanden.“ Und doch war die Zahl der verheerenden Überschwemmungen, die durch Deichbrüche veranlaßt waren, nicht gering gewesen, hatten sie sich doch in den Jahren 1746, 1760, 1764, 1771, 1778, 1782, 1786, 1788 und 1792 immer von neuem in größerm oder kleinerm Maßstabe wiederholt. Die Eisflut und Überschwemmung von 1771 richtete so entsetzliche Verwüstungen an, daß die ältesten Leute sich eines ähnlichen Ereignisses nicht zu entsinnen wußten. Nachdem die Ströme sehr lange gestanden hatten, barst das Eis ganz plötzlich und drang mit solcher Gewalt gegen die Dämme von Ruß und Gilge, daß diese an beiden Strömen brachen und das dazwischen liegende Land vollständig überschwemmt wurde. Die Menschen retteten sich auf Dächer, wo sie einen vorübergehenden Schutz fanden. An die Rettung des Viehes konnte niemand denken, so daß 1447 Stück in den Fluten umkamen. Mehr als dreißig Gebäude stürzten zusammen; die Saatfelder wurden durch die Überschwemmung gänzlich verdorben. Auch nach dem Jahre 1796 haben noch des öftern Durchbrüche stattgefunden. — Nach dem harten schneereichen Winter des Jahres 1829 stieg das Flutwasser höher als 1771, und mehrere Ortschaften wurden so plötzlich überschwemmt, daß viel Vieh ertrank und viele Menschen nur mit äußerster Not ihr Leben retteten.

Einen dauernden Schaden haben die Überschwemmungen dadurch hervorgerufen, daß ein großer Teil der schönen Niederung mit Sandmassen überlagert ist.

Am frühesten wurde das Gebiet links der Gilge, die sogenannte Linkuhnen-Seckenburger Niederung, die einen Flächenraum von 280 qkm umfaßt, planmäßig durch Dämme gegen das Hochwasser abgesperrt. Sie liefen das linke Ufer der Memel und der Gilge entlang bis zum Kleinen Friedrichsgraben und hier weiter bis zu den Höhen auf der linken Seite des Nemonien. Diese Höhen, welche weiter östlich die

Wasserscheide zwischen der Schnecke und der Laukne bilden, bieten bereits einen natürlichen Schutz. Sie sind von der Schneckenschen Forst bedeckt, die sich nach Süden bis über die Laukne und Ossa ausdehnt, ein prächtiger Hochwald, der mit achtzigjährigem Umtriebe bewirtschaftet wird. Die reinen Nadelholzbestände, in denen die Kiefer vorherrscht, nehmen mehr als 23 qkm ein, etwa 19 qkm sind mit Birken- und Erlenwaldungen besetzt und einige qkm zeigen gemischte Bestände. — Im Gegensatz dazu steht die Laukandter Wüstenei, in welche die Erhebung im Nordosten übergeht, eine weite, wenig kultivierte, von Torfmooren unterbrochene Heidefläche mit wüsten Dünen, wie sie weiter nördlich in der Schilleningker Forst sowie der Tilsiter Stadtheide auftreten und nördlich der Memel mit Unterbrechungen, vielfach bereits bepflanzt, das ganze Delta kränzen.

Da der Damm über den Nemonienstrom hinwegging, so wurde die Welmschleuse angelegt, um beim Rückstau seine Gewässer von dem Polder fernzuhalten. Da aber die Niederschläge des eingedeichten Gebietes, die in verschiedenen kleinen Flüßchen der Schalteik und der Schnecke zugingen, im Nemonien, zu dem sich die beiden alten Memelarme vereinigen, ihren Abfluß haben, so staute sich ihr Wasser in den Zeiten, wo die „Welmschleuse" geschlossen war, hoch an und überschwemmte oft mehr als die Hälfte der eingedeichten Niederung. Dieser Rückstau trat nach dem Durchschnitt der Jahre 1849—55, an 190 Tagen jährlich ein, und nicht selten ging die Heuernte und das Getreide, zuweilen auch Vieh verloren. Deshalb versuchte man 1858 die Entwässerung während dieser Zeit durch Mühlen und Dampfmaschinen zu besorgen, und wenn auch die ersten Anlagen verfehlt waren, so ist doch im Laufe der Jahre, der Hauptsache nach 1874, das erstrebte Ziel erreicht worden. 6 Hebewerke, von denen 1 an der Wellenschleuse, 1 an der Vereinigung von Schnecke mit Schalteik, 1 an der Schnecke und 3 an der Schalteik angelegt sind, arbeiten mit 550 Pferdekräften und sind imstande 715 Kubikfuß Wasser in der Sekunde wegzuschaffen. Die Länge der Deiche, die der Verband zu unterhalten hat, beträgt 59 km, die der Flußläufe und Kanäle 166 km. — In das Bereich des Entwässerungsgebietes fallen 221 qkm, von denen 147,5 qkm beitragspflichtig sind, und zwar 131,6 qkm mit der höchsten Besteuerung.

Am meisten Vorteil hatte die mittlere Niederung, wo die Ländereien von den Stauwassern befreit wurden und der bereits genügend überschlickte Boden bedeutend an Wert gewann. Die Bewohner der höhern Niederung waren aber z. T. mit den veränderten Verhältnissen nicht zufrieden. Sie hatten bei der Besiedelung des Gebietes, namentlich unter Friedrich II., außer dem Ackerlande im Verhältnis zu dessen Größe in der entfernt gelegenen tiefen Niederung ein Stück Wiesenland erhalten, wo ein zwar grobes und saures, aber nicht ungesundes Gras wuchs. Dies wurde im Sommer gemäht und auf Gerüsten, die Schutz gegen die Überschwemmungen boten, aufgespeichert, bis man es im Winter auf Schlitten heimholen konnte. — Nach der Entwässerung waren diese Gebiete als Wiesenland nicht mehr zu benutzen, weil die Überschlickung fehlte und sich von neuem Moos darauf bildete, und da die Beackerung von der Höhe aus wegen der Entfernung nicht möglich war, so blieb den Besitzern nichts übrig, als das Land zu verkaufen, das nun von kleinen Kolonisten, die im allgemeinen Parzellen von etwa 2,5 ha erwarben, unter Kultur gebracht wurde. Kartoffeln, Sommergetreide und besonders Gemüse gedeihen hier recht gut, dagegen bringt das Wintergetreide wegen der moorigen Bestandteile des Bodens und der tiefen Lage nur sehr mittelmäßige Erträge. — Durch Überdüngung war die Möglichkeit gegeben, gute, teilweise sogar ausgezeichnete Erträge an Heu zu erzielen, doch konnte dieselbe der Kosten wegen nur in seltenen Fällen durchgeführt werden. — Der Wegfall der Wiesen machte eine vollständig veränderte Wirtschaftsweise notwendig. Bis dahin hatten die Besitzer der hohen Niederung auf ihren um das Gehöft liegenden Ländereien in freiem Wechsel Sommerung, Hackfrüchte und Winterung gebaut; wenn sich der Acker „ausgetragen" hatte, blieb er fünf bis sechs Jahre liegen, worauf die Ausnützung in der alten Weise wieder begann. Die auswärtigen Wiesen hatten stets ausgehalten. — Jetzt fing man notgedrungen an, die Weideländereien mit Klee zu besäen und den Getreidebau zu vergrößern; der Viehstand wurde, da das Futter teilweise gekauft werden mußte, verringert, aber auch sehr merklich verbessert.

Von den beiden Haffdeichverbänden zwischen Ruß und Gilge in der Ruß-Kukerneser und der Rautenburger Niederung waren

die Ländereien bis vor kurzem zwar gegen die schlickführenden Überschwemmungen durch die Memelarme geschützt, nicht aber vor dem Rückstau vom Haff her, der gar keine Überschlickung brachte. — Es bestanden nur die Deiche, welche bei Neuschanzenkrug beginnen und am linken Ufer der Ruß 28 km weit bis zum Bredszuller Moor, am rechten Ufer der Gilge 30 km weit bis zur Abmündung der Tawelle ziehen, an der Ruß z. T. von natürlichen Sandhügeln (S. 321) gebildet, die man durch Dämme mit einander verbunden hatte. Die Bewohner des obern Teiles der Niederung, der von dem Rückstau nicht mehr betroffen wurden, fühlten sich dabei freilich sehr wohl, und die Gegend machte mit den fruchtbaren Getreidefeldern und üppigen Wiesen, den Reihen grüner Weidenbäume, die sich auf den Grenzmarken hinziehen und in der holzarmen Gegend mit ihren Zweigen ein geschätztes Brennmaterial bieten, mit den Kanälen und Flußläufen, welche die Fluren durchziehen, einen höchst günstigen Eindruck; die Gehöfte, welche über die platte Fläche verstreut, aus dem Grün der sie umgebenden Laubbäume herausschauen, zeigten z. T. ein recht stattliches Aussehen. Aber es waren kaum 165 qkm, die sich in der glücklichen Lage befanden; etwa 220 qkm wurden alljährlich vom Rückstau des Haffes unter Wasser gesetzt und waren deshalb hauptsächlich mit Wiesen, Brüchern und Wäldern bedeckt.

In den fünfziger Jahren dachte man daran, diese Flächen vor dem Haffrückstau durch einen Damm zu sichern; doch wollte die Regierung wegen des Elchwildes, das in den sumpfigen Waldungen der Niederung sein bestes Heim hat, die Ibenhorster Forst nicht trocken legen; auch Graf Keyserling, dessen Stellungnahme wegen seiner weiten Besitzungen in der tiefen Niederung von großem Gewicht war, erklärte sich gegen den Haffstaudeich. Da kam 1867 die furchtbare Überschwemmung, welche nicht 220, sondern fast 300 qkm lange Zeiten hindurch 0,70 bis 1,70 m unter Wasser setzte. Nach dem Bericht der Gumbinner Regierung war die ganze wertvolle Ernte, Heu, Gartengewächse und Sommergetreide ein Raub der Fluten geworden; die zahlreiche, mindestens 12 000 Seelen betragende Bevölkerung wurde in ihrer Gesundheit gefährdet; in vielen Wohnhäusern mußten die Wiegen der Kinder während des größten Teiles des Jahres mehrere Zoll im Wasser stehen. —

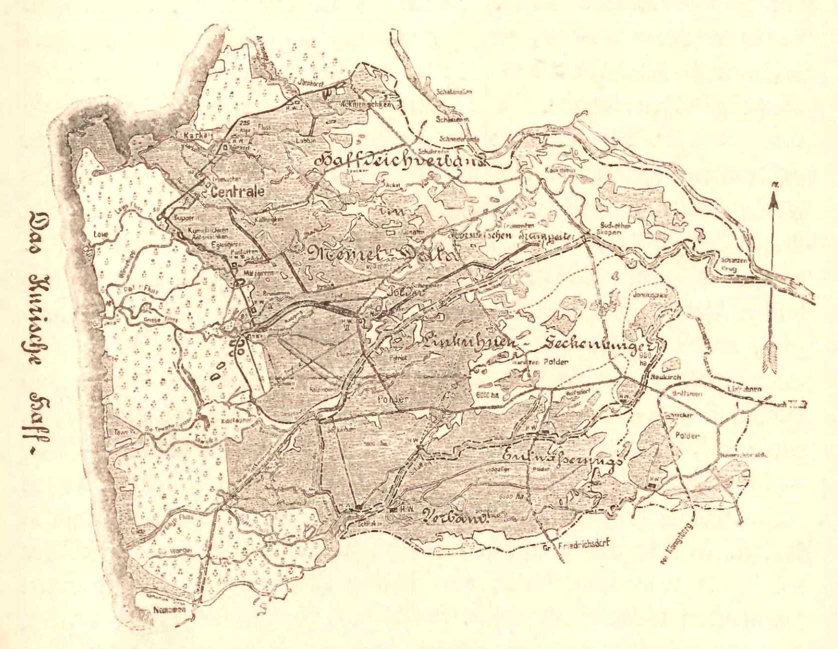
Angesichts dieses Unglücksjahres wurden die Bedenken betreffs Errichtung eines Haffstaudeiches fallen gelassen; indessen scheiterte jetzt die Ausführung des Planes an Geldmangel, und als nach einer neuen großen Überschwemmung i. J. 1874, die über 300 qkm mehrere Monate unter Wasser setzte, der Gedanke wieder aufgenommen wurde, war unter den in Frage kommenden Besitzern keine Einigung zu erzielen. — Erst nach den Hochfluten von 1888 und 1889 gelang es, alle Schwierigkeiten zu beseitigen, so daß in den Jahren von 1884—96 der Haffstaudeich fertig gestellt werden konnte.

Der Damm beginnt bei den Höhen an der Ruß-Kaukehmer Chaussee nördlich von Ackmenischken und folgt der Hügelreihe, die sich über Tramischen, Kuppern, Pustutten und die Luder Berge hinzieht. Bis zum Abfluß der Tawelle aus der Gilge, wo er sein Ende erreicht, hat er eine Länge von etwa 30 km, ist im Mittel 2 m hoch und besitzt eine Kronenbreite von 2,5 m. Das Material ist den Sandhügeln entnommen, die er mit einander verbindet. An den Kreuzungsstellen mit den alten Wasserläufen sind neun Auslaßstellen, die beim Rückstau vom Haff her geschlossen werden. Gegenwärtig arbeiten sechs von der Allg. Elektrizitätsgesellschaft zu Berlin angelegte Schöpfwerke, um künstlich die Entwässerung der abgeschlossenen Niederung zu bewirken. Sie werden von Tramischen aus, wo zwei Dampfmaschinen von je 350 Pferdekräften zur Gewinnung der Elektrizität thätig sind, in Betrieb gesetzt und vermögen in der Sekunde an jeder der sechs Stellen über 1,7 cbm Wasser zu heben. — Diese großartige Anlage ist die erste derartige in Deutschland und hat deshalb in der ersten Zeit mancherlei Mängel gezeigt, die aber ohne erhebliche Schwierigkeiten beseitigt werden konnten.

Die Beitragskosten zur Unterhaltung der Anlagen sollen für den preußischen Morgen (25,533 Ar) 2,6 Mark betragen. — Anfangs wird bei den Deichgenossen keine wesentliche Verbesserung ihrer Lage eintreten, zumal die Binnenentwässerung noch nicht in vollem Umfange reguliert ist; indessen kann man eine allmähliche Steigerung der Erträge erwarten, ähnlich wie in der Linkuhnen-Seckenburger Niederung, wo trotz der Beiträge für die Entwässerung der Hektar im Durchschnitt mit etwa 1200 bis 1300 Mark bezahlt wird.

Der weite Raum zwischen dem Haffstaudeich und dem Haff ver-

bleibt in seinem alten Zustande. Hier finden sich nur auf den wenigen höher gelegenen Stellen, den „Kornbergen" der Niederungsbewohner Sommerfruchtfelder; im übrigen wird das Land als Wiese oder Wald genutzt, wenn es nicht mit Moorflächen bedeckt ist, die noch öde daliegen oder nur widerwillig den Fleiß der Kolonisten lohnen.



Übersichtsplan der von der Allg. Elektrizitätsgesellschaft zu Berlin angelegten Schöpfwerke im Memeldelta (▭ und ▬ = Hebewerk).

Die Wiesen nehmen einen weiten Raum ein und geben im allgemeinen, wenn nicht verderbliche Überschwemmungen eintreten, lohnende Ernten. Das Heu wird zunächst in Kupfen zusammengebracht, die zum Schutz vor dem Hochwasser auf etwa 1 m hohen „Haufgestellen" errichtet werden. Nach der Ernte bieten deshalb die unabsehbaren Flächen, die mit Heupyramiden geradezu übersät sind, einen eigenartigen, für den Höhenbewohner überraschenden Anblick. Erst im Herbst wird das gewonnene Heu in den sogenannten kurischen Kähnen nach Königsberg,

Tilsit, Memel 2c. zum Verkauf gebracht, oder es bleibt stehen, bis es im Winter mit Schlitten heimgeholt werden kann.

Eine 7,5—10 km breite Fläche am Haffufer in der zwischen Ruß und Gilge sich ausbreitenden Niederung ist zum größten Teile von sumpfigen Waldungen bedeckt, unter denen die Ibenhorster* Forst den Hauptbestandteil bildet. Zahlreiche Kiefernstubben, die in dem Boden gefunden werden, zeigen uns, daß diese Waldungen auf versunkenen Hochmooren stehen, da in Wiesenmooren Nadelhölzer nicht hätten gedeihen können. Das Land gewährt hier das bekannte Bild eines torfigen Moorbodens: im Frühling gewöhnlich überschwemmt, im trockenen Zustande dem Fußtritt elastisch widerstrebend. — Schnurgerade Gräben mit gebräuntem Wasser durchschneiden vielfach den völlig ebenen Bruchboden, der heute in fast reinen Beständen die Roterle trägt. Nur an einzelnen Orten, wo der Untergrund lehmig ist, oder wo sich kalkige Beimengung von Muschelteilen u. dgl. in der Nähe des Haffes zeigt, tritt die Esche und die Birke eingesprengt auf, während auf dem Schwemmlande im Haff die Weide in den edleren Arten den Bestand bildet. Den Samen der Weißerle, die hier untermischt mit den Weiden vorkommt, mag die Memel aus Rußland hingebracht haben. — Auf den sandigen Hügeln, die aus der bruchigen Ebene aufragen, wachsen Fichte und Föhre; weite Flächen sind mit Wiesen bedeckt, die in den Königl. Forsten auf Zeitpacht ausgegeben werden. Das Gras dieser Wiesen ist zwar nicht sauer, aber schilfig und rauh, so daß sie keinen bedeutenden Gewinn abwerfen, zumal das Werben des Heues bei der Unzugänglichkeit des Bodens Schwierigkeiten bereitet und die Heuernte infolge des Haffstaues des öftern geschädigt wird.

Und wo bleiben nach der Eindeichung die Schlickmassen, die sich früher über die Niederung verbreiteten? — Sie werden jetzt von dem Strome ins Haff getragen und setzen sich zum großen Teil an der Mündung ab. Die schiffbare Ausmündung der Atmath, die Gerade Ost, wurde dadurch derartig versandet, daß bis auf 1500 Schritt eine Mole in das Haff gebaut werden mußte, um die Schiffahrt offen zu halten.

---

* Den Namen hat die Forst wohl von der Eibe (Taxus) erhalten. Der rotbeerige Taxus ist auch heute noch in diesen Waldungen vielfach vertreten.

Wo die Sinkstoffe vor der Mündung von Schilf und Rohr festgehalten werden, setzen sie beständig neues Land an, das allmählich bis 1,5 m über den gewöhnlichen Wasserstand des Haffes hervorragt. Das Hochwasser könnten sie natürlich nur vermöge einer Hebung des Bodens überragen, da sie von den Sinkstoffen, die es mit sich führt, erhöht werden. Die Oberfläche dieser „Werder" ist vollständig eben, die der höhern mit frischen, grünen Wiesen, die der niedrigen, besonders am Haffrande, mit Rohrdickicht besetzt. Das Rohr, welches hier bis 4 m hoch wächst, ist von so vorzüglicher Beschaffenheit, daß der Hektar jährlich etwa 33 Mark Pacht bringt. — Rohr, Schilf, wilder Hanf und 2—3 m hohes Weidengestrüpp sind vielfach zu einem fast undurchdringlichen Dickicht verwachsen, durchsetzt von Sumpfflächen und Wasserläufen — ein Paradies für die Elche und Wasservögel! Es bietet einen eigenen Reiz, in diesen z. T. mit Mummeln bedeckten ruhigen Gewässern zwischen dem grünen Rohrdickicht der Jagd obzuliegen.

Von besonderer Fruchtbarkeit sind die Helena-Werder zwischen den Mündungsarmen des Skirwiethstromes, wo eine etwa 50 cm starke Schlickdecke auf dem Seesande ruht und in den höher gelegenen Partieen mit einer 25 cm starken Humusschicht überlagert ist.

Ähnlich wie die Werder sind die weiten Flächen in dem ganzen weitverzweigten Mündungsgebiet des Rußstromes entstanden, die sogenannte „Russer Niederung", wo sich Wiesenflächen mit üppigem Graswuchs ausdehnen, die mehr als 50 qkm umfassen und das Futtermagazin für weit entfernte Ortschaften sind. Nur in der Nähe des Bredszuller Moores haben sie etwas von dem ungesunden Wasser zu leiden, das dort herunterrieselt.

Die Gebiete auf der rechten Seite von Memel und Ruß sind bis auf den kleinen „Winger Polder" nicht eingedeicht. Die etwa 100 qkm große Plaschkener Niederung wird deshalb noch alljährlich durch einen stark thonigen Schlickabsatz gedüngt, und sobald die Frühjahrshochwasser verlaufen sind, überziehen sich die Wiesen oft in wunderbar kurzer Zeit mit den vortrefflichsten Gräsern. Nicht selten liefert der preußische Morgen (25,533 Ar) in beiden Schnitten einen jährlichen Ertrag von etwa 50 Zentner Heu. — Die Bewohner wissen diese Vorteile wohl zu schätzen und sind deshalb gegen jede Eindeichung, obwohl

Eis und Hochwasser oft beträchtliche Beschädigungen an den nicht wasserfrei gelegenen Wohnungen anrichten.

Großen Schaden bringt dieser Niederung oft auch die Jäge, deren Gefälle hier so gering ist, daß sie des öftern über ihre Ufer tritt. In nassen Jahren staut sie derartig an, daß alle tief liegenden Äcker und Wiesen bis weit hinauf unter Wasser gesetzt werden. Das Heu hat dann eine äußerst mangelhafte Beschaffenheit, wenn es sich überhaupt verlohnt, das verdorbene Gras zu mähen.

Die im Interesse der Schiffahrt vorgenommenen Flußregulierungen. — Kanalbauten.

Wichtige Veränderungen durch Menschenhand sind in der Niederung auch durch das Bedürfnis der Schiffahrt hervorgerufen. — Die Gilge, welche die Verbindung zwischen Königsberg und dem russischen Litauen vermittelt, ist für den Handel stets von großer Bedeutung gewesen. Aber gerade über diesen Flußarm hat man wegen der vielen Krümmungen, die er aufwies, und wegen der Verflachungen, die des öftern eintraten, viel Klage führen müssen. Schon Hennenberger (1595) erzählt, daß der Kaukefluß, der einst bei Kaukehmen die beiden Hauptarme der Memel verband, der Gilge so viel Wasser entzogen habe, daß die Wittinnen im Sommer den weiten Umweg durch die Atmath machen mußten, um über das Haff in die Deimemündung zu gelangen. „Der Gilge aber zu helfen," fügt er hinzu, „soll wohl ein Thonnen Goldes in der Kauke verbauet sein, das außlauffen zu wehren. Aber es hilfft nichts, obschon eine unsegliche Arbeit daran geschehen ist." Da die Klagen der Litauer von Grodno und Kowno über das niedrige Fahrwasser in der Gilge immer lauter wurden, so entschloß man sich 1613 bis 1616 zur Regulierung der Gilge. Nicht nur die Kauke, sondern auch die Schalteik,* welche sich vom linken Memelufer abtrennte, wurden verschlagen, um der Gilge mehr Wasser zu erhalten, und von Sköpen zog man in gerader Linie bis oberhalb Lappienens einen 11 km langen Kanal, welcher den Namen der „Neuen Gilge" erhielt. Die

* 1661 bildete sich bei Splitter wieder ein Durchriß nach der Schalteik hin, der 1752 abgedämmt wurde.

„Alte Gilge", die man an beiden Enden abdämmte, schlängelt sich noch heute als breite Wasserader in unzähligen Windungen durch das Gefilde und steht durch verschiedene Gräben mit der Inse in Verbindung. Man hatte aber die Neue Gilge von oben her, also von Sköpen aus, zu graben angefangen, nicht, wie dies heutzutage jeder Baumeister machen würde, von unterhalb. Sie that daher zwar eine kurze Zeit gute Dienste; bald aber tauchten die Klagen über den Strom von neuem auf. Im Jahre 1648 war es so weit gekommen, daß die Wittinnen mit Winden über die flachen Wellen hinweggeschleppt werden mußten; man ging deshalb damals mit dem Gedanken um, die Schalteik, welche auf einer alten Karte noch als großer Strom gezeichnet ist, zu einem fahrbaren Wasserwege umzugestalten. Wie aus dem Gutachten der Sachverständigen hervorgeht, hoffte man dabei zugleich die angrenzenden Brücher, Wiesen, und Wildnis zu entwässern und dem Bauholz der Wälder einen guten Absatz zu verschaffen. Da dieser Plan wegen der unergründlichen Moore, die der Fluß durchzieht, kaum ausführbar gewesen wäre, so ist es als ein Vorteil zu betrachten, daß er aufgegeben wurde, wenn auch die Übelstände am Gilgestrom bestehen blieben. — Da wies nach mancherlei vergeblichen Bemühungen, die Schiffahrt auf der Gilge zu verbessern, die Natur selbst den Weg, indem sie eine vorteilhaftere Verteilung der Memelgewässer bei der Gabelung veranlaßte. Die Teilung von Ruß und Gilge fand nämlich früher bei Alt Schanzenkrug statt, nachdem der Memelstrom von Neu Schanzenkrug bis hierhin einen tiefen, nach Südwesten offenen Bogen beschrieben hatte. Da infolgedessen beim Eisgange leicht Stopfungen eintreten konnten, so war ein Überfall eingerichtet, der in der Zeit der Gefahr einen Teil des Hochwassers in gerader Linie von Neu nach Alt Schanzenkrug abführte. Im Jahre 1775 warf sich nun der Hauptstrom in die Gilge, und die Ruß fing an, bedenklich zu versanden. Deshalb beseitigte man den Überfall und machte einen Durchstich durch die Landenge. So flossen die Gewässer geradenwegs in die Ruß, und die Gilge drohte der Versandung anheimzufallen. Um dies zu verhüten, wurde 1778 die Teilung weiter zurückverlegt, indem man von Neu Schanzenkrug den Gilge- oder Jägerischken-Kanal grub, der 1 km lang, in gerader Richtung zur Gilge führte. Hiedurch wurde eine bessere Verteilung der Gewässer herbeigeführt:

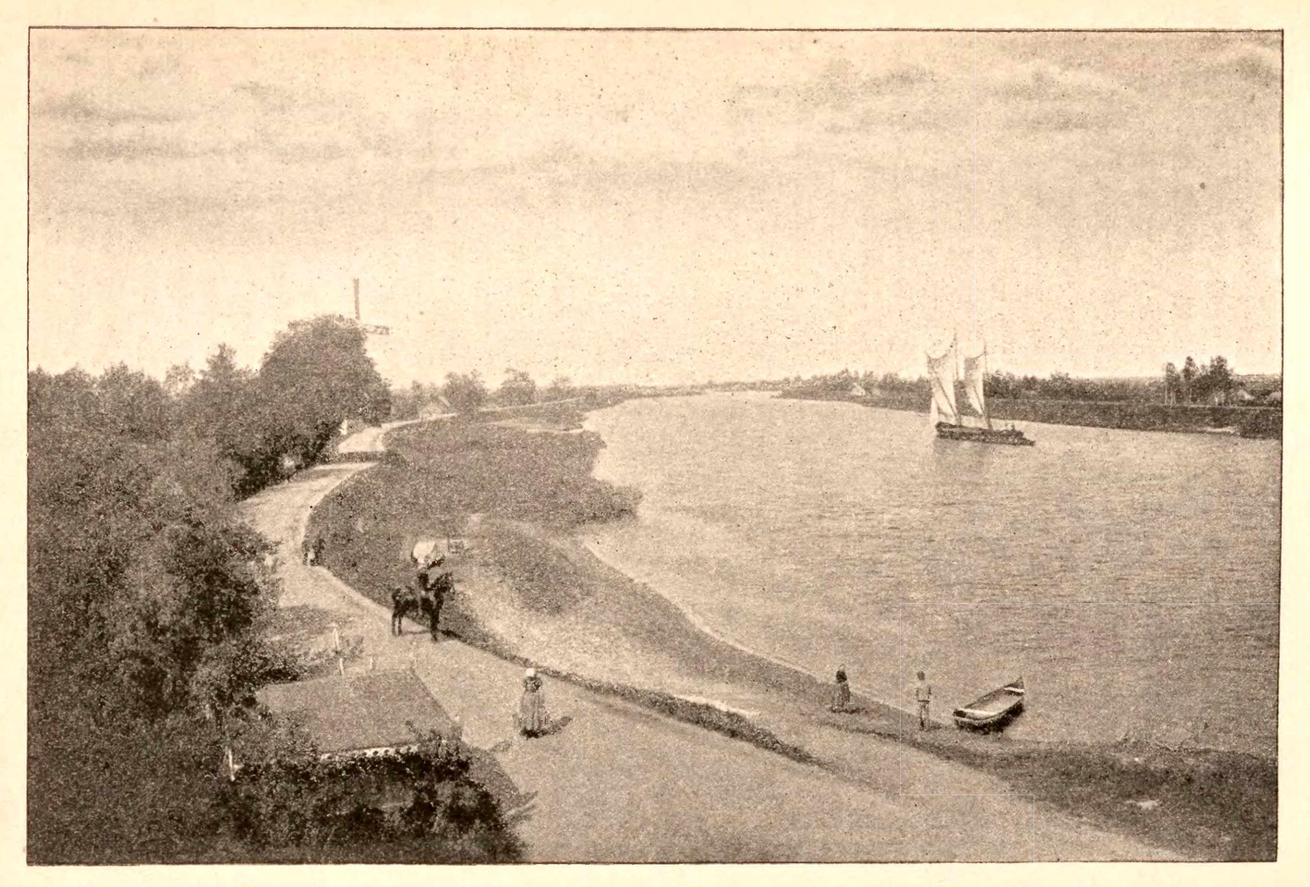
ein Drittel des Memelwassers ging zur Gilge, zwei Drittel zur Ruß. Doch zeigten sich 1780 neue Untiefen in der Gilge, und erst als man 1849 die Teilung noch weiter aufwärts bis Kallwen zurückverlegt und die großen Breiten beschränkt hatte, bildete sich der neue Schiffahrtsweg gehörig aus. — Ein Übelstand macht sich bei der gegenwärtigen Teilung insofern geltend, als das Eis im Frühjahre mit Vorliebe den Weg durch die Gilge zu nehmen sucht. Alljährlich muß die Decke auf dem Rußstrom rechtzeitig gesprengt werden, damit sich der Eisgang nach diesem Arme herunterzieht. Inzwischen hatte der Schiffahrtsweg weiter unterhalb durch großartige Kanalbauten eine völlig veränderte Richtung bekommen. — Die Fahrt über das Haff war nämlich für die Holzflößer und die Wittinnen gleich gefährlich und sie sind „zum öfftern von den daselbst brausenden starken Sturm-Winden, aufgethürmten Wellen und aufgetriebenen Wasser-Fluthen dergestalt verunglücket worden, daß sie nicht nur zuweilen zerscheitert und zerschlagen wurden und dabey ihre Waaren und Gütter dem Wasser überlassen mußten, sondern daß auch die darauff befindlichen Menschen guteteils selber haben müssen elendiglich ersauffen und im Wasser ihren Geist aufgeben." Im Jahre 1612 sind 40 Wittinnen, die aus Litauen kamen, auf dem Haff untergegangen. Obwohl die Anwohner des Haffes streng angewiesen waren, den Schiffern behilflich zu sein und ihnen den rechten Weg zu zeigen, machten sie sich deren Unkenntnis in der schändlichsten Weise zu nutze, indem sie die Fahrzeuge auf Sandplatten und Steinlagen leiteten, um nach dem Schiffbruch sich der Waren zu bemächtigen. Daß wir es mit keinen Fabeln zu thun haben, beweisen die Untersuchungen und Hinrichtungen, die noch am Ende des 17. Jahrhunderts wegen derartiger Frevel wiederholt stattgefunden haben.

Bei dieser Lage der Dinge ist es erklärlich, daß schon am Anfange des 15. Jahrhunderts der Orden sich mit dem Gedanken trug, Deime und Nemonien durch einen Kanal zu verbinden, damit den Fahrzeugen die Möglichkeit geboten würde, die Stürme des Haffes zu vermeiden. Von Schelecken aus wurde der sogenannte Ordens- oder Probegraben auf drei Meilen hin in einer Breite von 6 m fertig gestellt; aber der Orden scheint zu derartigen Arbeiten wenig geschickt gewesen zu sein. Der Kanal ist ohne Plan und Nivellement, nur auf

ein unkundiges Teichgräberverfahren hergestellt, und so hat man ihn schließlich, wie Becher erzählt, „um des starken Marrastes wegen ins stecken gerathen lassen." — Als am Ende des 17. Jahrhunderts von neuem der Kanalbau in Angriff genommen wurde, war der Graben schon gänzlich verfallen.

Die preußische Regierung hat wiederholt den Plan der Ordensritter von neuem erwogen; aber wegen der mancherlei Schwierigkeiten die Ausführung immer wieder hinausgeschoben. Da unternahm es die Gräfin Luise Katharina von Truchseß zu Waldburg, auf eigene Kosten und Gefahr den Kanal zu bauen, nachdem ihr der Staat die Zolleinnahmen nebst andern Rechten zugesichert hatte. Sie war mit ihrem ersten Gemahl, dem General-Quartiermeister Philipp von Chieze, in die Niederung gekommen. Dieser hatte einst die Wildnis zwischen Ruß und Gilge kennen gelernt und sich gemeinschaftlich mit Rehden verpflichtet, 25 Dörfer des Amtes Tilsit mit etwas mehr als 203 Hufen Landes, das durch Ausrisse der Gilge versumpft war, trocken zu legen. Dafür verpfändete ihnen der Kurfürst die Nutzung von 13 dieser Dörfer auf zehn Jahre und gab ihnen 200 Hufen wüsten Bruchlandes, die sie entwässerten und urbar machten. — Bei dieser Gelegenheit scheint auch die Gilge bis in die Gegend von Tawellningken gerade gelegt zu sein; denn die früheren Arbeiten reichten nach einem Situationsplan von Christoph aus dem Jahre 1618 nur bis zum Dümpelkruge oberhalb Lappienens. Eine weitere Geradelegung in jener Zeit würde auch zur Folge gehabt haben, daß die angrenzenden Ländereien nicht verschenkt wären; denn weiter oberhalb zeigt der Situationsplan unmittelbar nach der Eindeichung Anlagen von Holländereien, die man zum Ersatz für die Mühen zu nutzen gedachte. Das schlichte Herrenhaus von Rautenburg* am rechten Ufer der Gilge und die schmucke Kirche zu Lappienen, deren Bau 30000 Thaler gekostet haben soll, rufen noch heute die Erinnerung an jene gewaltige Kulturarbeit wach, der sie ihr Bestehen verdanken. In dem würdig ausgestatteten Innern des Rauten-

* Da Frau von Chieze eine geborene v. Rauter war, so brachte man den Namen des Schlosses hiemit in Zusammenhang. Seitner suchte indessen (1894) in einem Vortrag bei der Lit. liter. Ges. nachzuweisen, daß er von einer ältern in der Nähe befindlichen Ortschaft Rautoteit abzuleiten sei.



Der Gilgestrom bei Rautenburg.
Nach einer Photographie von Gottheil & Sohn in Königsberg.

burger Schlosses könnte keine bessere Ausstattung den Ahnen- und den Speisesaal zieren, als die geschmackvoll geschnitzten Möbel, zu denen Stämme von Eichen das Material lieferten, die einst bei der höheren Lage des Landes auf jenen Gründen grünten und jetzt vom Gilgestrom ausgewühlt hie und da ans Tageslicht befördert werden. Mit besonderem Wohlgefallen ruht das Auge auf den herrlichen Bildwerken, die nicht nur allgemein geschichtliche Erinnerungen wachrufen, soweit die gräfliche Familie daran teil hat, sondern auch das Bild der Katharina von Waldburg zeigen, welche die weitern großen Kulturpläne ihres ersten Gemahls mit fester Energie und weiser Einsicht durchgeführt hat, so daß sie in der Geschichte der Kulturentwickelungen jener Gegenden stets einen der ersten Plätze behaupten wird.

Chieze, der ein tüchtiger Baumeister war, hatte 1671 bereits mit dem Kurfürsten einen neuen Vertrag geschlossen, wonach er Kanäle von Labiau bis zur Gilge auf eigene Kosten zu ziehen sich verpflichtete, da starb er 1673, und der Plan wurde wieder fallen gelassen. Erst als der zweite Gemahl der Witwe, Freiherr von Truchseß zu Waldburg 1688 gestorben war, nahm Katharina von Waldburg die Pläne Chiezes wieder auf und ließ in der Zeit vom 11. Juli 1689 bis zum 11. Juli 1697 den Großen Friedrichsgraben von Labiau bis zum Nemonien und den Kleinen Friedrichsgraben von Petricken bis Seckenburg ziehen, während die Regierung die Arbeiten durch Heranziehung tüchtiger Arbeitskräfte unterstützte. Das moorige Gelände verursachte bei dem Bau des Großen Friedrichsgrabens nicht geringe Schwierigkeiten, so daß das Werk in jener Zeit „billig vor ein sonderbahres Kunststück, ja vortreffliches Wunder zu achten war." Noch nach der Fertigstellung hatte man mit bedeutenden Übelständen zu kämpfen. Ein mächtiges Stück Torf, das mehrere hundert Ruten lang und etwa 6 m dick war, tauchte, durch das Grundwasser in der darunter lagernden Sandschicht gehoben, an die Oberfläche, so daß die Arbeit des Ausgrabens von neuem beginnen mußte, und ähnliche Aufschwemmungen von Torfmassen haben sich auch späterhin wiederholt. — Im Jahre 1709 erwarb der Staat den Kanal mit Zöllen und Nutzungen; am 24. April 1710, als der letzte Posten bezahlt war, wurde er sein Eigentum, wenn sich auch die Abnahme noch geraume Zeit verzögerte.

Der Kanal hat eine Länge von 19 km, ist bis auf vier schmälere Stellen 40 m breit und weist nach den Baggerungen, die 1882—86 ausgeführt wurden, eine Tiefe von 1,5 m auf. Der 6 m breite Treideldamm stellt zugleich einen bequemen Fahrweg dar; er führt von Labiau bis zur Drehbrücke bei Grabenhof am östlichen, von hier ab am westlichen Ufer entlang. Die üppig wachsenden Weidenbüsche an den Rändern bilden eine Schutzwehr gegen das Abspülen. Gefahr droht aber dem Graben vom Haff her, das infolge der Abspülungen am Ufer bedenklich näher rückte. Gelegentlich des Orkans am 17. Januar 1817 (S. 117) wurde der Kanal nur durch die großen Eiswälle geschützt, die sich am Ufer aufgetürmt hatten. Die Befestigungen des Haffufers, die 1725 begannen, haben erhebliche Kosten verursacht; von Rohrpflanzungen abgesehen, mußte bei Agilla Juwendt auf eine Erstreckung von 11 km eine Fassung von Feldsteinen angelegt werden.

Eine Strömung hat der Große Friedrichsgraben nicht; er steigt bei andauerndem Nordwinde durch das hereingetriebene Wasser des Haffes und läuft bei Ostwinden bis zu einer mäßigen Tiefe ab.

Geringe Schwierigkeiten bot die Herstellung des Kleinen Friedrichgrabens. — Nachdem er bei 1 m Tiefe so breit gemacht war, daß kaum ein kleiner Kahn hindurchgehen konnte, wurde das Wasser der Gilge vermittelst einer Maschine mit großer Gewalt hineingepreßt und auf diese Weise eine genügende Erweiterung des Kanals herbeigeführt. — Er hat auch späterhin eine stärkere Strömung beibehalten und wird deshalb litauisch „Greituschke", d. i. die Schnellfließende, genannt.

Mit den beiden Kanälen war aber nicht nur dem Handel gedient, sondern es wurde auch in die Gegenden, welche sie durchschnitten, die Kultur hineingetragen. Der 280—320 m breite Streifen Landes, den Katharina von Waldburg zu beiden Seiten des Großen Friedrichsgrabens der Segelschiffe wegen von Waldungen und Gestrüpp hatte säubern lassen, wurde bald mit Kolonisten besetzt, den sogenannten „Grabenickern" (Grabenanwohner), die dort aus dem reichlich lohnenden Fischfange, der Viehzucht und dem Gemüsebau ihren Unterhalt zogen. — In der öden Wildnis, die bisher nur mit gewaltigen Anstrengungen und großen Gefahren zu passieren war, erhoben sich am Großen Friedrichsgraben bereits i. J. 1711 70 Häuser mit 160 Ein-

wohnern und 21 Hufen Landes. Und nach wenigen Jahrzehnten schaute man vom Damm aus auf weite üppige Wiesen, während sich auf beiden Seiten des Kanals eine lange Reihe aufeinanderfolgender Höfe, Scheunen und Wirtschaftsgebäude mit dazwischen gepflanzten Obst- und Gemüsegärten hinzog, so daß damals schon die ganze Strecke beinahe als ein 19 km langes Dorf anzusehen war.

Der Aufschwung, den diese Kolonieeen am Kanal genommen haben, spiegelt sich in der Sage von dem unglücklichen Bauern wieder, dessen Seele infolge von Überhebung dem Teufel verfiel. — Als die Fischerei und die üppigen Wiesen in jener Gegend, wie die Sage berichtet, einen so reichen Gewinn brachten, daß das Volk übermütig wurde, da sprach ein Bauer: „Es sind lange nicht so gute Zeiten gewesen; jetzt haben wir so viel, daß wir Butter auf Speck schmieren und essen können." Gesagt gethan! — Der Unglückliche wußte nicht, daß der Teufel einst seine Wohnstätte an der Mündung des Friedrichsgrabens in die Deime nur unter der Bedingung verlassen hatte, daß ihm die Seele dessen zufallen solle, der diese eigenartige Kost genießen würde.

Einen Übelstand für die Gegend bilden die Überschwemmungen, welche durch die Sturmfluten des Haffes verursacht werden und den Gemüsebau erheblich beeinträchtigen.

Die Gegenden am Kleinen Friedrichsgraben, wo sich Brücher mit dichtem Strauch und Bäumen, Teiche und Wasserlachen ausdehnten, waren einige Jahrzehnte nach der Vollendung des Baues mit prächtigen Wiesen bedeckt und gewährten einen „sehr lustigen" Anblick. — Heute ziehen sich die Häuser von den Dörfern Kl. Kryszahnen und Kl. Friedrichsgraben den ganzen Kanal entlang.

Als Friedrich Wilhelm I. 1723 den Kanal entlang fuhr, freute er sich über die Zweckmäßigkeit der Anlage, die Schönheit der Gegend und die Anfänge ihrer Kultur. Daher wurde 1726 beschlossen, 100 Hufen zwischen der Gilge, dem Kleinen Friedrichsgraben, dem Nemonien und der Schalteik urbar zu machen. In der Nähe vom östlichen Rande des Kanals wurde ein Streifen Landes Kolonisten aus der Weichselniederung gegeben, die dort die „Elbingsche Kolonie" gründeten. Außerdem entstanden 1726—31 in dem östlich sich daranschließenden Gelände drei Vorwerke: Alt Seckenburg, Ginkelsmittel und Polenzhof, von denen

jedes 21 Hufen und 10 Morgen enthielt, von dem Lande abgesehen, das bis zum Roden gelassen war. Um das Wasser abzutreiben, wurden 1730 zwei Windmühlen erbaut, die später zugleich Mahlgänge erhielten.

Da der Kleine Friedrichsgraben ein verhältnismäßig starkes Gefälle hatte, so bildete er sich nach und nach von selbst zum Hauptabfluß der Gilge aus, die nun unterhalb Seckenburgs allmählich zu versanden begann. Außerdem erhielt der Nemonien, der Hauptableiter der Niederung beim Rückstau zu viel Wasser, und die Entwässerung wurde wesentlich verzögert, wenn nicht gar durch Überflutung des Greituschke-Dammes eine vollständige Überschwemmung eintrat. Deshalb wurden 1833—36 die Krümmungen der Gilge durch den in gerader Richtung von Seckenburg bis Marienbruch verlaufenden Seckenburger Kanal abgeschnitten, und dieser von hier in südsüdwestlicher Richtung nach dem Nemonien geführt, so daß nur das Stück der Gilge von Marienbruch abwärts, von der oberhalb Sköpens verlaufenden Strecke abgesehen, in dem alten Zustande blieb. — Der Kanal ist bei einer Breite von 40 m und einer Mindesttiefe von 2—3 m 11,67 km lang und durchschneidet bis Marienbruch weite im Hintergrunde von Waldungen umrahmte Wiesenflächen, die besonders im Herbst mit unzähligen Heupyramiden bedeckt, einen prächtigen Anblick gewähren. An den Ufern aber ziehen sich ganze Ketten von Gehöften hin, die sich an einzelnen Stellen dichter zusammendrängen. Zwischen Marienbruch und Nemonien begleiten den Kanal zu beiden Seiten schöne Erlenwaldungen. Ein Haus bekommen wir auf der ganzen Strecke nicht zu Gesicht, bis wir bei einem weit ausgedehnten Gewässer anlangen, hinter welchem die Häuser von Nemonien auftauchen. Wir stehen an der Stelle, wo außer dem Seckenburger Kanal auf der gegenüberliegenden Seite der Große Friedrichsgraben in den breiten, ruhigen Nemonienstrom einmündet, so daß wir den Eindruck gewinnen, als ob ein weiter See sich ausbreite, in dem vier mächtige Stromadern zusammentreffen. Auf ein gegebenes Glockenzeichen holt uns der Fährmann nach dem Dorf Nemonien herüber, dessen Häuser sich an den Ufern des Stromes in langer Kette 3 km weit bis zur Ausmündung hinziehen, wo eine nahezu 1320 m lange Mole mit Leuchtbake in das Haff hineinragt.

Durch den Seckenburger Kanal wurde die Benutzung des Kleinen

Friedrichsgrabens überflüssig gemacht, so daß man ihn bei Seckenburg abdämmen konnte. Damit wurde der untere Lauf der Gilge von Marienbruch abwärts, der das Fischerdorf Gilge mit der Niederung verbindet, in fahrbarem Zustande erhalten. Die Ausmündung dieses Flusses, welche besonders der Verflachung ausgesetzt war, und schon 1783 eine Einfassung mit Feldsteinen notwendig gemacht hatte, wurde überdies 1884—85 durch eine 900 m lange Mole geschützt.

Der Kleine Friedrichsgraben erhielt fortan nur noch bei Frühjahrshochwasser durch einen Überfall im südlichen Gilgendamm beträchtliche Wassermassen. Diese erhöhten wesentlich den Wasserstand des Nemonien und vermehrten den Kohlenverbrauch der in den Nemonien und die Schalteik pumpenden Hebewerke um manches Hektoliter, bis 1890 der Seckenburger Kanal sich derartig erweitert hatte, daß der Überfall geschlossen werden konnte.

Litteratur.

Für die Bodengestaltung des Memeldeltas kommen die meisten S. 108 ff. angeführten Schriften in Betracht, soweit sie nicht bestimmt abgegrenzte Gebiete behandeln. Doch möchte ich einige Arbeiten noch besonders hervorheben: Berendt, „Geologie des kurischen Haffes ꝛc.“, 1868. — Jentzsch, „Über die Moore der Provinz Preußen“, 1878. — Wutzke, „Bemerkungen über die Litthauische Niederung“, 1831; „Die Wasserwege der Provinz Preußen“, 1842; „Beiträge zur Kenntnis des Memelstromes ꝛc.“, 1820. — Reuß, „Geschichte der Kanäle, welche die Wasserbahn aus der Memel in den Pregel bilden“, 1821. — In den Zeitschriften sind außerdem die Arbeiten von Preuß, Schumann, Senftleben, Klinggräff u. a. zu erwähnen.

Klima.

Das Klima der Niederung ist nicht wesentlich von dem in den andern Gegenden Litauens verschieden; indessen liegt es in der Natur der Sache, daß die kalten Winde, welche von der weiten Hafffläche über die niedrige Ebene ungehemmt dahinstreichen, ebenso wie die feuchten Ausdünstungen die klimatischen Verhältnisse rauher und ungünstiger gestalten. Im Rußdelta herrscht wegen der sumpfigen Luft eine Art Wechsel-

fieber, so daß es vielen von der sogenannten Höhe schwer fällt, sich an das Klima zu gewöhnen.

Die häufigen Regengüsse, die durch den starken Feuchtigkeitsgehalt der Luft bedingt werden und besonders in dem rauhen und stürmischen Herbst eintreten, sowie die häufigen, oft lange anhaltenden Nebel sind ganz besonders lästig, abgesehen davon, daß auch der Temperaturwechsel äußerst schroff auftritt. Da der Boden schon vermöge seiner Lage viel überflüssige Feuchtigkeit enthält, so machen häufige Niederschläge die Ackerbestellung um so schwieriger, zumal das Frühjahr spät eintritt und ein unbeständiger Sommer mit kalten Nächten folgt, die zuweilen sehr späte Nachtfröste bringen. Der Bewohner der Niederung hat sich indessen an die klimatischen Verhältnisse derartig gewöhnt, daß ihn selbst die schwere Luft bei trüber Witterung, die dem Auswärtigen unerträglich erscheint, in seiner Behaglichkeit nicht stört; er erreicht bei der ihm eigentümlichen Lebensweise oft in voller Gesundheit ein sehr hohes Alter. Freilich ist auch nicht zu übersehen, daß die Luft durch die häufigen Winde und Stürme gereinigt wird und der Wechsel des Wasserstandes der das Wasser fortwährend in Bewegung setzt, die Gesundheit fördert. Auf den Mooren übt die Feuchtigkeit des Bodens keinen gesundheitsschädlichen Einfluß aus, obwohl die Bewohner hier wie auf einem ungeheuren Schwamm leben, der den Niederschlag begierig aufsaugt. Da die Feuchtigkeit auf dem durchlässigen Boden sehr leicht nach unten sickert, so wird die Bildung von schädlichen Dünsten verhindert.

Pflanzen- und Tierwelt.

Die Pflanzendecke der Niederung hat sich während der letzten Senkung des Bodens wesentlich verändert. Während der Mensch die unzugängliche „Wildnis" zu fruchtbarem Acker- und Wiesenlande umzugestalten suchte, hat die zunehmende Feuchtigkeit, die infolge der Senkung eintrat, verschiedene Pflanzen verdrängt. So sind die Eichen und Kiefern ausgestorben oder halten sich nur noch auf den langgestreckten Sandzügen, den „Gebirgen", wie der Niederunger diese Inselchen im schwarzen Moorboden nennt. Die Erle ist jetzt zum größten Teil an

ihre Stelle getreten und bildet weite Waldbestände. Obstbäume, die früher bei Tawellningken, bei Inse u. a. anzutreffen waren, gedeihen jetzt in der tiefen Niederung gar nicht mehr. — Im übrigen steht die Vegetation mit der eigenartigen Beschaffenheit des Bodens in engem Zusammenhange und zeigt bei dem Wechsel der Bodenart ein wechselndes Gepräge. Wir haben die unabsehbaren Torfmoore mit ihren kahlen braunen Flächen, die weiten Wiesen mit ihrem erquickenden Grün, die platten, von Baumreihen durchkreuzten und von Wasseradern durchzogenen Ackerfelder, die ausgedehnten Sumpfwaldungen mit ihrem Erlengehölz bei den einzelnen Teilen der Niederung kennen gelernt.* An die bruchige „Wildnis", die noch im 17. Jahrhundert dem Memeldelta das Gepräge gab, erinnert nur noch der schmale Streifen am Haffrande, und auch hier hat der Mensch schon vielfach das wilde Aussehen gemildert, ebenso wie er daran gegangen ist, die öden Hochmoore umzugestalten.

Die Tiere, welche in der alten Zeit in Litauen heimisch waren, die Bären, Wölfe, Luchse, Auerochsen u. a. (S. 119 ff.), haben sich in der Niederung mit ihren wüsten Waldungen und Brüchern am längsten erhalten; indessen sind sie heute auch hier der Kultur gewichen. Dagegen ziehen die Sümpfe am Kurischen Haff nach wie vor die großen Sumpf- und Schwimmvögel an. Der Kranich, der Rohrdommel und der kleine Reiher brüten dort nicht selten, und der graue Reiher ist in zahlreichen Kolonien zu treffen. Tausende von Schwänen ziehen im Frühjahre meist in kleineren Schwärmen über das Haff und die der Küste nahe gelegenen Gewässer und rasten wohl einige Tage, um milderes Wetter zur Rückreise zu erwarten. Diese schmucken Vögel, unter denen sowohl der Singschwan wie der Höckerschwan vertreten sind, bilden ein überaus fesselndes Bild und erfreuen durch ihre Glockenlaut ähnlichen Rufe. In der Ibenhorster Forst finden sich auch einige Arten der größeren Raubvögel. Auf der Erde zwischen den Erlenstämmen nistet der Uhu, auf den Bäumen der Seeadler, und der Steinadler trifft wenigstens alljährlich auf seinen Wanderzügen ein. In den Sümpfen am Kurischen Haff ist auch in größerer Zahl die unschädliche Ringelnatter anzutreffen, die wir bereits auf der „Höhe" kennen gelernt haben.

---

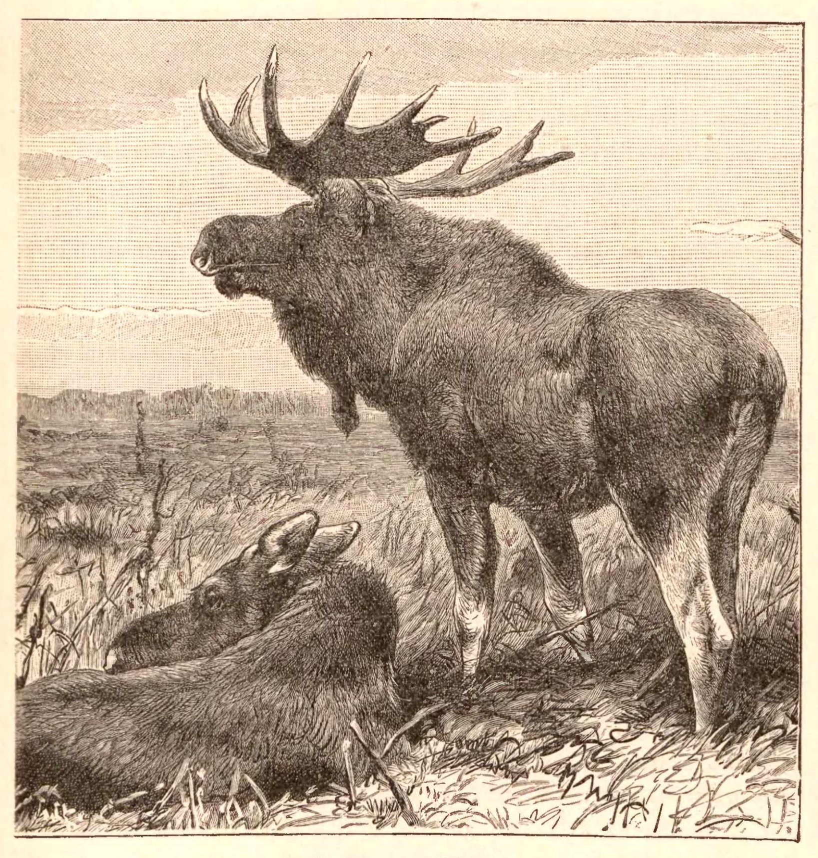
* Vgl. auch S. 124 ff.

Das gewöhnliche Wild hat in den dem Hochwasser ausgesetzten Teilen der Niederung hart zu leiden. Gar oft werden Hasen und Rehe bei den Überschwemmungen von den Fluten überrascht, so daß sie nicht imstande sind, sich zu retten. Viele erreichen einen so ungünstigen Zufluchtsort, daß sie das Zurücktreten der Gewässer nicht zu überdauern vermögen. Oft sieht man auf den schmalen Rücken der mit Kiefern besetzten Sandhügelketten, die aus dem Wasser hervorragen, ganze Rudel von Rehen stehen, die hungernd Tage lang der Befreiung aus ihrer wenig beneidenswerten Lage harren. Dauert die Überschwemmung lange, so müssen sie unvermeidlich dem Hunger zum Opfer fallen. Im Jahre 1897 sind beispielsweise in einem einzigen Belauf an einem Tage 27 teils verhungerte, teils ertrunkene Rehe gefunden worden, von der Zahl der umgekommenen Hasen ganz zu geschweigen. Viele Hasen suchen bei der Überschwemmung auf den aus dem Wasser hervorragenden Fahrdämmen einen Zufluchtsort; wenn aber ein Wanderer oder ein Fuhrwerk die Straße passiert, so sind sie gezwungen, oft Kilometer weit vor ihm herzulaufen, und wenn zufällig jemand von der andern Seite herankommt, bleibt ihnen nichts übrig, als den Sprung ins Wasser zu thun.

Selbst die Elche, denen die sumpfigen Waldungen ganz besonders zusagen, und die vortrefflich schwimmen können, kommen nicht selten in Gefahr. Man hat deshalb an den Stellen, wo wenig Erhebungen sind, künstliche Hügel und Dämme, die sogenannten „Elchdämme", hergestellt, deren Böschungen mit Weidenpflanzungen befestigt sind, so daß sie den Tieren zugleich die nötige Nahrung bieten.

Der Elch ist ein eigenartiges Tier. Mit seinem langen Kopf, der herunterhängenden Flabbe und den stieren Augen paßt es wenig zu den modernen Gebilden, dem Reh, dem Edelhirsch und der schönäugigen Gazelle. „Man glaubt ein antediluviales Tier vor sich zu haben, ein Paläotherium der Vorzeit, das sich durch verschiedene Metamorphosen des Erdballs in unsere Periode hinüber gerettet hat." Und doch gewährt ein starker Elenhirsch mit aufgesetzten Schaufeln einen imposanten Anblick. — Ohne die Fürsorge der Regierung wäre das harmlose, zu wenig auf seine Sicherheit bedachte Tier längst vom deutschen Boden verschwunden. Der Jagdwut des Jahres 1848 waren nur 11

Stück Elchwild entronnen; diese hatten sich aber bis zur Mitte der sechziger Jahre, dank der Energie und dem lebhaften Interesse von seiten des Oberförsters Ulrich, wieder auf 226 Stück vermehrt. Zwar



Elchstier und Elchkuh.
Zeichnung von Rich. Friese.

ist der Elchbestand seit dieser Zeit zurückgegangen, aber wir dürfen ihn gegenwärtig doch auf 130 Stück schätzen. Zu seinem Schutze sind alle anliegenden Privatjagdbezirke, die das Tier zeitweise betritt, von der Forstverwaltung gepachtet worden.

Der Elch liebt die Knospen, Blätter und Triebe von sämtlichen Weichhölzern, zieht jedoch die Weide vor. Dagegen verschmäht er die Roterle in ihrem spätern Alter und greift die Kiefer und Fichte nur im Winter an, wenn er in großer Not ist. Von Gräsern und Kräutern frißt er die Grasbüschel des Wollgrases und andere Moorpflanzen, von Getreidearten bloß die jüngern Sprossen des Winterroggens. — Im Sommer steht das Elchwild in den ausgedehnten sumpfigen Waldungen am Haff; wenn diese aber im Herbst überstauen, tritt es zu dem Kiefernhochwald neben dem Bredszuller Moor über und bleibt hier den Winter hindurch. In dieser Zeit sucht es seine Nahrung auf den angrenzenden Moorflächen, da der Kiefernwald ihm nicht den Unterhalt zu bieten vermag (S. 319).

Der Elch läßt sich vorzüglich zähmen. Oberförster Ulrich erzählt von einem Tier, das ihm nachlief wie ein abgerichteter Hammel und ihm zärtlich Hand und Gesicht leckte. Nur mit Mühe konnte er es zurückhalten, wenn er sich in den Wald begab. Eines Tages war es trotzdem mitgelaufen und sah Seinesgleichen. Es schaute aufmerksam hin und zeigte großes Interesse, zog es aber doch vor, seinen Herrn wieder nach der Oberförsterei zu begleiten.

Bemerkenswert ist bei dem Elch der Wandertrieb, der es viele Meilen weit von dem ursprünglichen Standorte hinführt. Während des Schacktarps im Winter 1897/98 durchstreiften einzelne Tiere, indem sie über den Haffstaudeich hinweggingen, die Gegend bis Kaukehmen und Neukirch; eins von ihnen hielt sich sogar eine Woche im Tilsiter Stadtwald auf, der in der Luftlinie gemessen 45 km von der Ibenhorst entfernt ist. Wenn das Haff mit Eis bedeckt ist, pflegen die Elche wohl auch nach der Kurischen Nehrung hinüberzuwechseln und es sind Fälle festgestellt, wo sie noch weit größere Reisen unternommen haben.

Einen Elch in der Ibenhorst zu schießen, gehört zu der höchsten Art von Sport. In den Annalen des Forstreviers ist eine Reihe von fürstlichen Persönlichkeiten verzeichnet neben einer großen Anzahl hoher Herren des In- und Auslandes, die dort der Jagd obgelegen haben. — Bei der Harmlosigkeit, die das Tier auszeichnet, ist es nicht schwer, auf Schußweite heranzukommen, und es macht einen so friedlichen Eindruck, daß seinerzeit Lord Dudley, ein eifriger Jäger und guter Schütze,

darauf verzichtete, einen Schuß abzugeben, weil er „ebensogut zwischen seine Viehherde gehen und einen Stier töten könne.“ Trotzdem ist es nicht ganz leicht, einen Elch zu erlegen, weil seine dicke Haut die Kraft der Kugel sehr abschwächt und selbst Schüsse in die Eingeweide leicht heilen, so daß ein Schuß durch Herz, Gehirn oder Rückgrat allein sicher ist. — Die Wilddiebe suchen ihn zur Winterszeit auf das blanke Eis zu treiben und verfolgen ihn auf Schlittschuhen. So lange die Hufe kalt sind, kommt er schnell vorwärts, sobald dieselben aber erhitzt sind, gleitet er leicht aus und wird dann durch Lanzenstiche lautlos niedergemacht.

Bewohner.

Aus der Zeit, wo das Memeldelta eine höhere Lage hatte als heute, finden sich Spuren vom Menschen in den Kohlenstellen, die das Tyrus- und Berstusmoor, die Ibenhorster Forst und selbst das große Moosbruch bergen. Später hatte sich der Mensch vollständig aus den wüsten Bruchländereien mit den verwilderten Wäldern zurückgezogen und die Besiedelung ist hier verhältnismäßig spät erfolgt. Es sitzen noch heute in der Niederung Bauern, die sich rühmen können, daß die Scholle, welche sie inne haben, seit Menschengedenken gar keinen andern Besitzer als ihre Vorfahren gehabt hätte. Die Kolonisation steht mit den Flußregulierungen, dem Kanalbau und der Eindeichung im engsten Zusammenhange und ist deshalb an den betr. Stellen des Nähern behandelt. — Wenn wir von den Niederlassungen absehen, welche die Fischer auf den höher gelegenen Stellen bei den Flußmündungen am Haff errichteten, so ging die Besiedelung in erster Linie von den beiden Hauptflußadern, der Ruß und der Gilge, aus. Bei der Ruß war die Nähe des diluvialen Plateaus bestimmend, bei der Gilge der Umstand, daß eine schiffbare Flußader, mit schönen Wiesen an den Ufern die „Wildnis“ durchquerte. — Nachdem mit der Regulierung der Gilge 1613—18 die Grundlage für eine stärkere Besiedelung gegeben war, erfolgte neben vereinzelten Niederlassungen die Vermessung der Ländereien an der Gilge i. J. 1621 (S. 335), das großartige Koloni-

sationswerk von Chieze bei Rautenburg und Lappienen (S. 337 u. ff.), die Besiedelung der Gebiete am Großen und Kleinen Friedrichsgraben (S. 338), des tiefern Teiles der Linkuhnen-Seckenburger Niederung nach der Entwässerung durch Schöpfwerke S. 329) u. a. m. Die Errichtung des Haffstaudeiches wird in nächster Zeit neue Ansiedler bestimmen, die trocken gelegten Gebiete der tiefen Niederung zu bebauen. — Von andern Kolonisationsversuchen ist besonders die Verpflanzung von 45 Mennonitenfamilien aus der Weichselniederung nach der Gegend von Kaukehmen erwähnenswert, wo diese 1713 von Friedrich Wilhelm I. mit „schönen Freiheiten" bedacht wurden. Nach 10 Jahren bildeten sie bereits über 150 Familien, also etwa 1000 Seelen; da jedoch der Soldatenkönig sie zum Kriegsdienst heranziehen wollte, wanderten sie 1724 in ihre alte Heimat zurück.

Die Besiedelung der Hochmoore, die im vorigen Jahrhundert begann und in den letzten Jahrzehnten eine größere Ausdehnung genommen hat, ist bereits oben (S. 315) behandelt worden.

Die Kolonisten der Niederung sind zum größten Teil Litauer gewesen; sie teilen demgemäß die Vorzüge und Fehler mit den Litauern, wie wir sie auf der „Höhe" kennen gelernt haben (S. 152 ff.), wenn auch im einzelnen Abweichungen stattfinden. — So sind sie im allgemeinen sparsam und verständig, halten aber nach litauischer Art zähe am Althergebrachten fest. Da sie in dem gesegneten, fruchtbaren Gebiet leicht zu Wohlstand gekommen sind, so haben sie sich seit alters durch ihre Lebensweise, besonders durch feinere Kleidungsstücke vor den übrigen Litauern ausgezeichnet, wenngleich sie im Ganzen in den einfachen Verhältnissen leben wie die Höhenbewohner. — „In der Niederung," schreibt Ranke i. J. 1800, „wohnen die wohlhabendsten Litauer auf Cölmischen und solchen Grundstücken, die nur eine mäßige bare Abgabe entrichten. Der Sonntagsstaat der Männer besteht aus Röcken nach dem litauischen Schnitt; aber von feinem farbigen Tuch, und die weibliche Tracht hat hier für die Litauerinnen ihre größte Schönheit erreicht. Die Strümpfe sind mit großen Blumen geschmückt. Die Marginne ist aus der feinsten, oft englischen Wolle und zuweilen sogar aus englischer Seide gewebt, auf ein Band genäht und um die Hüften geknüpft. Den Leib schmückt ein enges Jäckchen. Die Haare sind in Zöpfen aufgeflochten."



Litauische Landmädchen am Brunnen.

Die Lebensweise und Tracht der Bewohner in den Fischerdörfern am Haff gleicht im allgemeinen derjenigen der Haffanwohner überhaupt. Warme wollene Kleider schützen sie gegen die Unbilden der Witterung, die langen bis an den Leib reichenden Stiefel machen es ihnen möglich, weit in das Wasser hineinzuwaten, und die schwarze oder gelbe Öljacke mit dem entsprechenden Südwester bietet Schutz gegen Regen und Schnee. — Dabei zeichnet sie bei ihrem gefahrvollen Beruf ein besonders reger kirchlicher Sinn aus; fast jeden Sonntag nimmt jeder einzelne am Gottesdienste teil. Freilich sind sie auch dem Laster der Trunksucht sehr ergeben, und ein unverhoffter reichlicher Gewinn wird zum größten Teil in Grog und Portwein umgesetzt.

Ihre Gebäude bieten nichts Eigenartiges, doch müssen sie in den moorigen Niederungsgegenden von Holz ohne Fundamente auf Moos oder Moorgrund aufgeführt und mit Stroh gedeckt werden. Sie haben hier meistens keinen Schornstein, weil der Boden nicht imstande wäre, den massiven Bau zu tragen, und sind fast ausnahmslos auf künstlichen Erhöhungen errichtet.

Die Litauer der Niederung werden ebenso wie die Höhenbewohner nach und nach vollständig verdeutscht. Nur in verhältnismäßig kleinen Gebieten (s. die Karten S. 140 und 141) finden noch litauische Einsegnungen statt. Selbst in den Fischerdörfern macht das Deutschtum gewaltige Fortschritte. Während beispielsweise in Inse vor etwa drei Jahrzehnten deutsche Einsegnungen eine Seltenheit waren, wurden am 12. September 1897 von 40 Konfirmanden nur 9 litauisch eingesegnet.*

Erwerbsleben der Bewohner.

Ackerbau, Wiesenwirtschaft und Viehzucht bilden nebst dem Fischfange, der besonders in der Nähe des Haffes betrieben wird, die Haupterwerbsquellen der Niederungsbewohner.

Heu wird auf den weiten Wiesenlandschaften in solchen

* Die Litteratur für diesen und die folgenden Abschnitte, welche die Niederung behandeln, ist im großen Ganzen dieselbe wie bei den entsprechenden Kapiteln über die litauischen Höhenflächen.

Mengen gewonnen, daß mächtige Kahnladungen im Herbste nach den leicht erreichbaren Städten bis Königsberg und Insterburg hin versandt werden, und hunderte von Schlittenfuhrwerken gehen im Winter nach der „Höhe", um ihre Heuladungen in den Kreisen Memel, Tilsit, Ragnit, Insterburg und Königsberg abzusetzen. Einzelne Wiesenflächen sind von vornherein an die Höhenbewohner zur Nutzung verpachtet.

Grundstücke mit lohnendem Heuabsatz halten wenig oder gar kein lebendes Inventar. Schumann hat Mitte der sechziger Jahre noch alte Leute in den Fischerdörfern am Haff kennen gelernt, die Zoche, Egge oder einen Wagen niemals, ein Pferd nur zur Winterszeit gesehen hatten. — In solchen Wirtschaften wird alles Getreide von außen bezogen; nur Gemüse baut man auf stark gedüngten Erdrücken in der Nähe der sandigen Baustellen.

Der Ackerbau hat sich mit der zunehmenden Entwässerung der Niederung nicht nur räumlich ausgebreitet, sondern auch eine gründlichere Pflege erhalten (S. 326 u. ff.). Bei der natürlichen Fruchtbarkeit bringt der Boden reiche Erträge, zumal Dünger infolge der ausgedehnten Wiesen- und Viehwirtschaft in hohem Maße zur Verfügung steht.

Obstbau wird wegen der Feuchtigkeit des Bodens in der Niederung in sehr mäßigem Umfange betrieben; dagegen nimmt der Gemüse-, besonders der Zwiebelbau, in der tiefen Niederung einen weiten Raum ein. Die Haffbewohner bringen Zwiebeln mit der Ausbeute des Fischfanges, Stinten, Kaulbarsen, Thran 2c., ebenso wie die Moosbruchbewohner, bis tief in das Binnenland, selbst bis Rußland, wo sie ihre Erzeugnisse entweder verkaufen oder gegen Getreide, Hanf und Flachs vertauschen, um Nahrungsmittel und Material für die kostspieligen Netze zu gewinnen.

Die Rindviehzucht hat sich in den letzten Jahrzehnten wesentlich gehoben. Nicht nur der größere Besitzer, sondern auch der Bauer ist hier rührig und hat es in der Veredelung seiner Herden weiter gebracht als seine Standesgenossen auf der Höhe. In der Niederung ist fast nur die holländische Rasse vertreten; sie wird wegen ihrer Milchergiebigkeit sehr rein gezüchtet.

Wie sehr die Viehzucht in Blüte steht, ersehen wir aus der großen Zahl von Käsereien, die mit den Guts- und Sammelmolkereien

verbunden sind. In den größeren Ortschaften, wie Heinrichswalde, Kaukehmen, Neukirch, Lappienen und selbst in Karkeln am Haff befinden sich 2 bis 3 solcher Käsereien, und sie sind in einem Abstande von etwa 4 km über das ganze Memeldelta verstreut.

Die Veredelung der Pferderassen in der Niederung steht mit der Verteilung der Hengste von den Landgestüten auf die dortigen „Stationen“ (S. 207) in engem Zusammenhange. Seitdem dadurch die Deckung von Stuten durch edle Hengste ermöglicht war, haben größere und kleinere Besitzer der höhern (eingedeichten) Niederung die Gelegenheit ergriffen, den Pferdebestand zu verbessern. Welche Rasse in erster Linie gezüchtet wird, hängt naturgemäß von den Beschälern ab, die auf die Stationen entsandt werden. Die zahlreichen Privathengste entstammen dem gegenwärtig im Trakehner Gestüt vertretenen Halbblut (S. 211).

In den Haffgegenden findet man noch die alte kleine Rasse (Fischerkunter) (S. 204), da das edlere Pferd für die weichen Wiesen und für schwaches Eis zu schwer ist. Auch sind diese Kunter härter und genügsamer und deshalb nicht so sorgfältiger Pflege bedürftig.

Die alten Schweine der Niederung hatten einen langgestreckten, tiefen Körper und waren von ungewöhnlicher Größe. Sie erreichten bei guter Pflege und reichlicher Fütterung, wenn sie zweijährig gemästet wurden, ein Schlachtgewicht von 5 Zentner und lieferten Speckseiten von mehr als 5 Zoll Stärke. — Bei der Kreuzung mit englischen Schweinen erzielte man vorzügliche Ergebnisse; doch dürfte das Niederungsschwein im Laufe der Zeit wohl fast ganz verschwunden sein; auch Kreuzungen finden sich nur noch selten. Fast durchgängig, selbst von den Losleuten, wird das englische Schwein in reiner Rasse gezüchtet, weil dies am liebsten von den Händlern gekauft wird.

Die Marschschafe (Waggas), die in der Niederung allgemein verbreitet waren, hatten eine Länge von etwa 1,65 m und eine Höhe von ungefähr 0,85 m. Sie lieferten zwar grobe, aber sehr reichliche Wolle. Die Böcke waren ebenso wie die Schafe ungehörnt und zeichneten sich durch ganz besonderen Wollreichtum aus.

Jetzt wird die Schafzucht in der Niederung fast gar nicht mehr betrieben, da die Viehzucht mit der Milchwirtschaft lohnender ist. Nur hie und da sind noch vereinzelte Exemplare von Schafen anzutreffen.

Dagegen bietet die Fischerei in der Niederung eine nicht unerhebliche Einnahmequelle, namentlich bei den Anwohnern des Haffes; doch hat sich hier wie überall die Ausbeute im Laufe der Zeiten erheblich verringert. Schon am Anfange des 16. Jahrhunderts wird über die Abnahme der Fische in Preußen überhaupt geklagt, und Bock beruft sich am Ende vorigen Jahrhunderts auf das Zeugnis aller, die eine fünfzigjährige Erfahrung hätten, daß der Fischreichtum bedeutend zurückgegangen wäre. Bei dieser ungünstigen Entwickelung scheint es geblieben zu sein.

Bock konnte noch von einer „erstaunenden Menge" von Zandern (lucio percu sandra) sprechen, die zu seiner Zeit im Haff gefangen wurde, während dies für heutige Verhältnisse in keiner Weise mehr zutrifft. Von Schnäpeln (salmo lavaretus) wurden in jener Zeit ganze Tonnen voll für den Winter eingesalzen; heute fängt man aber nicht mehr davon, als für den Absatz in frischem Zustande in Betracht kommen. — Auch der Fang von Aalen, Neunaugen und Lachsen soll früher in bedeutend größerm Umfange betrieben sein, als dies jetzt der Fall ist.

Die Regierung bemüht sich, den Fischreichtum wieder zu heben, und wenn auch einige Übelstände nicht zu beseitigen sind (S. 216), so dürfte doch großer Nutzen dadurch zu erzielen sein, daß man die Fischer näher mit den Geschöpfen bekannt macht, die ihnen täglich in die Netze gehen und sie belehrt, wie die Innehaltung der gesetzlichen Vorschriften ihnen selbst und ihren Nachkommen zum Nutzen gereichen würde. — Was der Unverstand der Fischer vermag, ersehen wir z. B. aus einer Bemerkung in den „Not. v. Pr." (1796), wonach den Fischern verboten werden mußte, den Fischsamen, den sie in ihren Netzen aufgefangen hatten, zum Kochen von Thran und Füttern der Schweine zu verwenden.

Aus diesen Gründen ist in Memel eine Fischereischule eingerichtet, und man darf erwarten, daß die Zöglinge infolge geeigneter Belehrung selbst für die Vermehrung des Fischreichtums zu wirken sich bemühen werden.

Von großer Bedeutung ist in der Niederung der Lachsfang, der schon zu Hennenbergers Zeit eifrig betrieben wurde. Wenigstens erzählt er, daß in der Atmath „grosse wehre angebracht wären, darin man viel Lachsse fenget."

In dem Atmatharme ist der Lachsfang i. J. 1854 durch die

Memeler Kaufmannschaft aufgehoben, welche die Lachsfischerei pachtete, um den Strom für den Verkehr frei zu machen. Auf dem Skirwieth-arme wird er dagegen noch eifrig betrieben, und es ist nicht uninteressant, zu beobachten, wie dort „der edle Salm berückt wird."

Eine Reihe von 15—20 cm starken Pfählen wird in Abständen von 3 m fest eingerammt, derartig, daß sie in der Form eines Winkels, dessen Scheitel gegen den Strom gewandt ist, den Fluß quer durchsetzen. Etwa 1 m über dem Wasserspiegel sind die Pfähle durch Querhölzer verbunden, von denen bis zum Grunde ein Netz vorgelegt wird, das den Strom vollständig absperrt, von kleinen Öffnungen an beiden Seiten abgesehen, die als Durchfahrten für die Fahrzeuge benutzt werden. Gegenüber dem Winkel wird ein Wenter aufgestellt, dessen Flügel 30—40 cm von dem eben erwähnten Vorschubnetz entfernt sind. Er ist etwa 15 m lang, wird durch drei Bügel auseinandergehalten und hat zwei Inkel.* Wenn nun der Lachs, der bekanntlich ein Seefisch ist, aber im Frühjahre und Sommer die Flüsse hinaufgeht, um zu laichen, an das Vorschubnetz kommt, so sucht er vergebens einen Durchgang. Bei seinen Versuchen, denen er oft mehrere Tage obliegen soll, nähert er sich der Strömung entsprechend immer mehr der äußersten Winkelspitze, bis er endlich unwillig umkehrt und geradenwegs in den Wenter steuert, wo er meistens schon andere Studiengenossen vorfindet.**

Natürlich werden auf diese Weise bei weitem nicht alle Lachse, die an dem Vorschubnetz ihre Versuche gemacht haben, eingefangen, und so wird unterhalb des Wenters noch eifrig gefischt. — Früher stellte man weiter unterhalb desselben von Zeit zu Zeit noch ein Vorstellnetz auf, in das man mittelst eines Treibnetzes die Lachse von der Wehre hineinzuscheuchen suchte.

Die Ausbeute ist im allgemeinen stets eine reiche gewesen. Im August 1827 wurden bei Skirwieth an einem Tage 1500 große Lachse gefangen, von denen hunderte nicht verwertet werden konnten, obwohl man das Stück von durchschnittlich 15 kg Schwere für eine Mark fortgab. Und dies ist keineswegs ein vereinzelt dastehender Fall.

* Kleine Netztrichter, die es dem Fisch wohl möglich machen nach Innen zu schlüpfen, ihm aber keinen Ausgang gewähren.

** P. P.-B. 1861, S. 81.

Außer den Lachsen werden auch Neunaugen in größern Mengen gefangen, in den Memelarmen durch eine Anzahl neben einander gestellter Wenter, im Haff durch Neuaugenreusen, schlanke, aus Weidenruten geflochtene Kegel, die großen Zuckerhüten nicht unähnlich sind. — In der Einkehle des Kurischen Haffes werden weit über 1000 solcher Reusen gelegt, die von Mitte August bis Mitte November liegen bleiben. — Mit den Wentern wird von Ende September bis Mitte Januar besonders im Skirwiethstrom ein bedeutender Neunaugenfang betrieben.

Von großer Bedeutung ist ferner der Fang von Aalen und den gewöhnlichen Fischarten: Hechten, Brassen, Plötzen, Barsen u. a. — Die Menge von Stinten (salmo eperlanus), die im Haff gefangen werden, benutzen die Fischer zur Bereitung von Thran, indem sie die faulenden Tierchen auskochen.

Seit 1880 hat man am Kurischen Haff mit der Gewinnung von Ukleischuppen begonnen, aus denen von der Firma Ruben und Bielefeld in Köln allerlei Schmuckgegenstände hergestellt werden. Die silberglänzenden, etwa fingerlangen Fischlein werden in großen Massen gefangen; 1881 sind bereits 2000 kg im Werte von etwa 20000 Mark versandt. — Arme alte Frauen und junge Mädchen verdienen dabei 0,60—0,70 Mark am Tage, während ihnen das Netzestricken nur etwa 0,20 Mark einbringt.

Die Forstwirtschaft bietet in der Niederung keine bedeutenden Erträge. Außer der Schneckenschen Forst (S. 325) kommen besonders die bruchigen Waldungen am Haff (S. 330) in Betracht, die hauptsächlich Holz für die Umgebung liefern, allerdings auch durch Vermittelung der Händler die Nachbarstädte bis nach Memel hin versorgen. Von Bedeutung sind die Wiesenflächen in diesen Waldungen, welche durch Verpachtung nicht unerhebliche Erträge liefern; ebenso die Rohrpflanzungen (Arundo Phragmytes), die auf großen Flächen am Haff und an den Stromufern, die unter dem mittlern Wasserstande liegen, angelegt sind. Mit der Sichel geschnitten und in Bündel gepackt, liefert das Rohr ein wertvolles Material zur Bedachung von Gebäuden und wird in ganz Litauen gern gekauft, da ein Rohrdach etwa zehn Jahre länger hält als ein Strohdach. Der Hektar liefert Jahreserträge bis zu 70 Mark; dabei wird zugleich die Verlandung des Haffes befördert,

da das Rohr die Ufer befestigt und Sinkstoffe festhält, so daß an Stelle der Abspülungen, wie sie früher des öftern eintraten, ein Gewinn an Grund und Boden gesichert wird. Endlich bieten diese Rohrpflanzungen geeignete Laichplätze für die Fische und passende Brutorte für die Vögel. — Fast alle Pflanzungen am Haff gehören dem Staat; nur an wenigen Stellen sind mittelst eines Vergleichs einzelne Flächen Privatleuten überlassen.

Die planmäßige Kultur der eigentlichen Korbweide zu feinern Flechtarbeiten und zur Herstellung von Korbmöbeln könnte mit großem Vorteil in der Niederung betrieben werden, ist aber bis jetzt wenig entwickelt.

Die Memelniederung ist ein vorzügliches Jagdgebiet. — Nicht nur der Bestand an Elchen (S. 344 ff.) sondern auch die Wasserjagd auf den mit Rohrdickicht eingefaßten Wasseradern hat für Jagdfreunde, die bis aus weiter Ferne die Niederung aufsuchen, stets einen großen Reiz gehabt. — Freilich statten im Winter, wenn der Frost eine feste Decke geschaffen hat, auch die Wilddiebe den sumpfigen Waldungen häufige Besuche ab. Sie ziehen mit Schlitten hinaus und beeinträchtigen durch ihr unsauberes Handwerk, das sie mit Flinte, Schlingen und Lanzen betreiben, oft nicht unerheblich den Wildstand der tiefen Niederung.

Die bedeutendste industrielle Thätigkeit, die naturgemäß in der Niederung schwach vertreten ist, haben die Moore hervorgerufen.

Im Jahre 1882 wurde zur Ausnutzung des Augstumalmoores durch mehrere Privatpersonen die „Ostpreußische Torfstreufabrik" begründet, die später in den Besitz einer Aktiengesellschaft übergegangen ist. — Die obern Schichten des Moores, die noch sehr wenig zersetzt sind, eignen sich vorzüglich zur Herstellung von Torfstreu und Torfmull (S. 322); die Beschaffenheit der Fabrikate ist infolgedessen eine ausgezeichnete, auf allen Ausstellungen haben sie die ersten Preise erzielt.

Ein 2 km langer Streifen Landes, der das Moor in westöstlicher Richtung durchzieht und eine Fläche von etwa 4 qkm umfaßt, ist der Fabrik zur Nutzung vorbehalten. Die Feldbahn, welche nach der etwa 1 km vom Moorrande entfernten Fabrik führt, befördert alljährlich 50—60000 Ctr. Rohmaterial, in trockenem Zustande gewogen, dorthin, wo es durch eine Maschine von 18 Pferdekräften verarbeitet wird.

Außer Torfstreu und Torfmull werden auch Zündsteine, Verbandmoos und Insektenplatten in der Fabrik angefertigt und finden gewinnbringenden Absatz. Die sachkundige Leitung der Fabrik läßt erwarten, daß auch die Verwirklichung der Pläne betreffs Herstellung von Papier, Stearin, Parafin u. a. nicht lange auf sich warten lassen wird.

Von der Torfstreufabrik in Heinrichsfelde gingen die Erzeugnisse früher bis nach England. Doch war der Gewinn wegen der hohen Fracht zu gering und die Ballen hatten durch Abbröckelung bei der Beförderung hart zu leiden. — Immerhin ist der Betrieb auch gegenwärtig nicht gering. Im Jahre 1897 beliefen sich die Erzeugnisse auf 50000 Ctr., und die Zahl der Arbeiter, denen im Sommer in der Fabrik Beschäftigung geboten wird, beträgt etwa 200. Der Absatz findet besonders bei der Königsberger und Danziger Pferdebahngesellschaft statt.

In Heinrichsfelde wird zugleich eine nicht unbedeutende Menge Torf gewonnen — 1897 waren es 3 Mill. Stück — der hauptsächlich in Tilsit zum Verkauf kommt.

Im südlichen Teile der Niederung sind in den letzten Jahren 2 Torfstreufabriken, in Yorksdorf und in Agilla errichtet, die sich beide eines guten Absatzes erfreuen.

Von großer Bedeutung für die Moorkultur ist die Dampfziegelfabrik von Wilhelmswerder (S. 318) geworden. Sie wurde 1872 am Timberstrom auf fiskalischem Boden errichtet; doch hat der Pächter infolge der günstigen Entwickelung der Anlagen die Fläche, auf welcher die Gebäude stehen, nebst der nächsten Umgebung, im ganzen einen Flächeninhalt von 83 ha, käuflich erworben. — Die Fabrik deckt den größten Teil des Bedarfs an bessern Thonwaren in der Provinz und liefert z. T. geradezu Kunstwerke. Außer den Arbeitern, die im Sommer auf dem Moosbruch thätig sind, werden in der Fabrik selbst bei vollem Betriebe weit über 100 Arbeiter mit gutem Verdienst beschäftigt, so daß diese Anlage zugleich eine Quelle des Wohlstandes für die Arbeiterbevölkerung der Umgegend geworden ist.

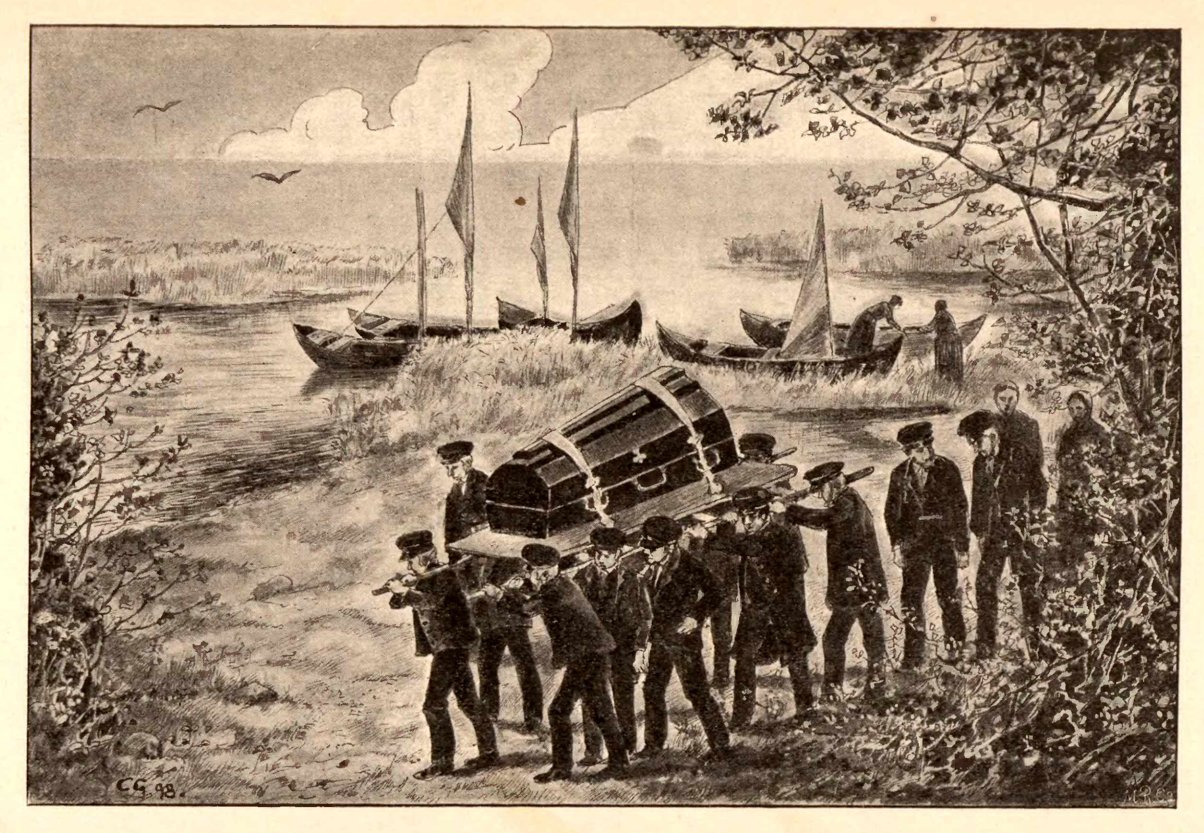
Die Dampfschneidemühlen in Ruß verarbeiten einen Teil der Hölzer, die von Rußland heranschwimmen und richten sie zum Versand nach überseeischen Plätzen zu. Bei der günstigen Lage des Ortes dürfte dieser Industriezweig dort noch bedeutender Erweiterung fähig sein.

Handel und Verkehr.

Die Verkehrsverhältnisse in der eingedeichten Niederung unterscheiden sich nicht wesentlich von denen auf der „Höhe", wenngleich ein weiterer Ausbau des Chausseenetzes wünschenswert erscheinen dürfte. Ganz eigenartig haben sie sich indessen in der tiefen Niederung gestaltet, wo die Herstellung von Straßen äußerst kostspielig ist. Hier sind die Bewohner fast allein auf die Benutzung der zahlreichen Wasseradern angewiesen, die das Gelände durchschlängeln; das Boot bildet das wichtigste Verkehrsmittel. — „Wer von dem alten Sprichwort gehört hat, daß der Litauer mit dem Zaume in der Hand geboren werde," sagt Schumann, „findet sich hier seltsam enttäuscht; denn Pferde sind in dieser Gegend Seltenheiten;* überall, selbst weit vom Wasser entfernt, sieht man nur Böte und Ruder. Schon auf dem Großen Friedrichsgraben kann man Kinder von zehn, selbst von acht Jahren auf Böten sehen, die mit Weidenstöcken, improvisierten Rudern, von einer Seite zur andern übersetzen. Vom Wiepschen Kruge am Nemonien hört aber vollends jede Verbindung zu Lande auf." Der Keitelkahn der Fischer, der Zwiebelkahn des Moosbruchbewohners treten in ihr Recht ein. In den zahlreichen Kolonieen am Nemonien, an der Laukne und dem Timber ist schwer ein Gehöft zu finden, das nicht durch einen kleinen Stichkanal mit dem benachbarten Strom in Verbindung stände und ein oder mehrere kleine Transportfahrzeuge besäße. Auf Kähnen fährt man zum Sonntagsgottesdienst nach der Kirche, auf Kähnen begleitet die Hochzeitsgesellschaft das Brautpaar zum Traualtar, auf Kähnen bringen die Leidtragenden den Toten zur letzten Ruhestätte, wenn der Sandhügel, welcher den Friedhof trägt, etwas weiter entfernt liegt.

Es bietet ein eigenartiges Bild, wenn im Frühjahre bei den Überschwemmungen sich die Leichenzüge bis 4 km weit über die Wasserfläche bewegen. — Da die Begräbnisse (Zarm) so großartig wie möglich gefeiert werden, so besteht das Gefolge zuweilen aus 20—30 Kähnen,

* Karkeln, ein Ort von mehr als 1000 E., besitzt zur Sommerszeit im Ganzen etwa 6 Pferde.



Leichenbegängnis.

Nach photographischen Aufnahmen gezeichnet von C. Geist.

ganz voll von Menschen, die ihre litauischen Trauerchoräle über den Wassern ertönen lassen.

Im Winter, wenn die Schlitten über die Eis- und Schneefläche dahingleiten, kann man Pferde, die im Herbst für diese Zeit angekauft werden, häufiger antreffen. Doch sind die Fuhrwerke teuer, und die ärmern Leute suchen sich mit Schlittschuhen und Handschlitten zu behelfen. Selbst Hochzeitsgesellschaften eilen auf Schlittschuhen zur Kirche, die Braut auf einem Handschlitten vor sich herschiebend.

Schlimm sieht es dagegen aus, wenn der sogenannte „Schacktarp" eintritt, wo man weder den Kahn noch den Schlitten benutzen kann. Und diese Zeit währt oft wochenlang. — Ehe die Dämme geschüttet waren, auf welchen die Wege von Kastaunen nach Tawe und von Norweischen über Matzken nach Inse führten, das weiter mit dem Dorf Loye in Verbindung gesetzt ist, waren die Bewohner aller dieser Ortschaften während des Schacktarps völlig von der Außenwelt abgeschnitten, wie es bei dem Kirchdorf Gilge und mehreren kleinern Orten der tiefen Niederung noch heute der Fall ist. — Die Leichname der Verstorbenen mußten oft Wochen lang unbeerdigt bleiben, und in den abgeschlossenen Dörfern stellte sich zuweilen das Gespenst des Hungers ein.

Daß die Bewohner der Fischerdörfer auch nach Herstellung der genannten Fahrwege von den Schwierigkeiten nicht ganz befreit sind, zeigen die Klagen während des langen Schacktarps im Winter 1897/98. „Seit dem November v. J.," so schreibt ein Berichterstatter des „Memeler Dampfbootes" am 4. Februar 1898 aus Inse, „ist der Wasserweg, der einzige, der für die Fischergegend in Betracht kommt, unpassierbar gewesen. Nur an wenigen Tagen konnte die dünne Eisdecke betreten werden, wobei zahlreiche Unfälle und Verluste von Menschenleben vorgekommen sind. Nun hat das Tau- und Regenwetter der letzten Tage die wenigen Wege, die nach der „Höhe" führen, teilweise unter Wasser gesetzt und für den Verkehr unbrauchbar gemacht, so daß sich ein Notstand entwickelt, der mit jedem Tage wächst. Da die ganze Gegend auch nicht ein Korn Getreide baut, muß sämtliches Getreide, Mehl rc. von der Höhe bezogen werden. In der Vorwoche gelang es den Mehlwagen noch, mit vier bis sechs Pferden Vorspann mühsam bis hieher durchzukommen; jetzt haben sie ihre Fahrten ganz einstellen müssen, und

so dürfte in Inse und Loye in ganz kurzer Zeit eine Hungersnot entstehen, wenn nicht bald Frost oder Hochwasser eintritt . . . . . Dabei blockiert ein unüberschreitbarer Eisgürtel, den die beständigen Westwinde zusammengeschoben haben, seit einigen Monaten die Haffküste und macht es den Haffbewohnern unmöglich, ihrem Gewerbe nachzugehen, während das Heu, dessen Verkauf für die hiesigen Landwirte die Haupteinnahmequelle bildet, auf den Wiesen bleiben muß und die Käufer, die sonst zu Hunderten im Winter erscheinen, ihren Bedarf anderswo decken. — Auch die Post hat ihren Betrieb z. T. einstellen müssen. — Seit drei Tagen sind sämtliche Zeitungen und Pakete ausgeblieben und auf der hiesigen Postagentur lagert eine Menge von Paketen, meist Buttersendungen, die vorläufig nicht weiter befördert werden können . . ."

Der Warenaustausch zwischen der Niederung und der „Höhe" ist wegen der Verschiedenartigkeit der Erzeugnisse ein recht lebhafter. Die Wiesenbesitzer, die Fischer und die Moorkolonisten sind gezwungen, das nötige Brotkorn von den Ackerbauern zu kaufen, während sie selbst wieder ihre Erzeugnisse bis weit in das Binnenland absetzen (S. 351). Auf den Wasserstraßen findet deshalb ein lebhafter Verkehr statt. Außer der regelmäßigen Dampferverbindung von Tilsit nach Königsberg und Memel auf der Gilge und dem Rußstrom bestehen mehrere Dampferlinien, die eigens den Verkehr mit einzelnen Teilen der Niederung von den größern Städten aus unterhalten. So geht ein Dampfboot von Königsberg auf dem Nemonien und dem Timber bis Piplin, ein anderes von Labiau auf dem Großen Friedrichsgraben, dem Nemonien- und dem Laukneфluß bis Schenkendorf und Lauknen, z. T. auch nach Heidlauken und Petricken, sowie nach Franzrode und Sussemilken; ein drittes verkehrt auf der Strecke Labiau-Nemonien-Marienbruch-Gilge. Ein weiterer Dampfer geht von Königsberg über Ruß nach Heydekrug und vermittelt zugleich den Verkehr mit Minge und Michel-Sakuthen (Prökuls). Endlich bestehen regelmäßige Dampferverbindungen von Tilsit nach Ruß, nach Karkeln und nach Tawellningken. Dazu kommt der Kahnverkehr auf den zahlreichen Wasserläufen, die eine leichte Zufuhr nach den Dampferstationen auf den Hauptlinien ermöglichen.

Von den Rußarmen bildet die eigentliche Verkehrsstraße der Atmathstrom, der in nordwestlicher Richtung weiter nach Memel zieht. Die Po-

kallna ist derartig versandet, daß man nur bei höherm Wasserstande mit Handkähnen auf ihr fortkommen kann; sie wird hauptsächlich zur Überwinterung der Schiffe verwandt; aber auch diese laufen im Frühjahre stets Gefahr, beim Eisgang beschädigt zu werden. Der wenig über 7,5 km lange Skirwiethstrom würde wegen seiner Kürze für den Verkehr besonders geeignet sein, wenn er nicht durch die südwestliche Richtung vollständig von der Hauptroute ablenkte. — Als daher in diesem Jahrhundert die Atmath zu versanden begann und der Hauptstrom sich in die Skirwieth ergoß, sah sich i. J. 1856 die Regierung gezwungen, mit großen Kosten die alte Fahrstraße wieder herzustellen. — Von ihren 3 Ausmündungen, der Geraden, Krummen und Faulen Ost kommt nur die Gerade Ost für die Schiffahrt in Betracht. Ein Leuchtfeuer ist bestimmt, den Schiffern zwischen der Mole und dem gegenüber gelegenen Werder an der Mündung den Weg zu weisen.

Die Tilsit-Labiauer Bahn greift zwar nur bei der Ausbiegung nach Heinrichswalde und Neukirch in die Niederung ein; da sie aber über Skaisgirren und Mehlauken am Rande hinzieht, bietet sie dem Verkehr der Niederungsbewohner mannigfache Erleichterungen.

Störend ist für den Verkehr in der Niederung der Umstand, daß außer der festen eisernen Brücke bei Sköpen nur Fähren über die beiden Hauptarme des Memelstromes führen, und diese zur Zeit des Schacktarps gar nicht zu benutzen sind. Vor dem Bau der Sköpener Brücke war der Fuhrwerks- und Personenverkehr zwischen dem Gebiet, das die beiden Stromarme einschließen, und der Außenwelt oft wochenlang unterbrochen; nur die Briefschaften konnten im Postbeutel an schwankender Leine über die Ströme befördert werden. — Aber auch vom Schacktarp abgesehen bilden die Fähren ein recht unbequemes Verkehrsmittel. Man kann sich hievon am besten in Ruß zur Zeit der Heuernte überzeugen, wo oft mehr als fünfzig Fuder vor der Fähre aufgereiht stehen.* Sie warten bis zwölf Stunden lang darauf, daß sie über den Strom geschafft werden, dabei in einer Zeit, wo der Landwirt mit jeder Minute und mit der geringsten Arbeitskraft geizt. Wehe aber dem Fuhrwerk,

* Bei den Ermittelungen, die des Brückenprojekts wegen angestellt wurden, stellte sich heraus, daß an normalen Tagen von hüben und drüben zusammen im Durchschnitt 420 Wagen mit der Fähre übergesetzt wurden.

das Eile hat und bei diesem Andrang den Fluß zu passieren gezwungen ist; es muß unerbittlich warten, bis sämtliche vorher angefahrenen Heufuder befördert sind. Dabei wird die Fähre nicht selten durch langsam vom Strome getriebenen Holztraften gesperrt, und es ist für den unbeteiligten Beobachter höchst interessant, einen Vergleich zu ziehen zwischen den Dzimken, die in größter Gemütsruhe am Wachtfeuer auf den Flößen ihre Tabakspfeifen rauchen und dem am Ufer in höchster Ungeduld harrenden Publikum.

Unter diesen Umständen ist die allgemeine Unzufriedenheit der Bewohner von Ruß, für welche die jenseits der Atmath beginnende Chaussee gewissermaßen die Verbindung mit der Welt herstellt, wohl zu begreifen, zumal die Fährverhältnisse auch noch manchen andern Übelstand mit sich bringen. Es ist deshalb eine feste Brücke über den Strom geplant, und da durch den Brückenzoll die Summe, welche die Bauten erfordern, verzinst und getilgt werden könnte, so dürfte der Bau zum Segen für die ganze Gegend nicht zu lange auf sich warten lassen.

Siedelungen.

Die ganze Niederung ist, von den Gegenden am Haff abgesehen, infolge der Beschäftigung der Bewohner und der natürlichen Beschaffenheit des Bodens mit Einzelhöfen übersät. Städte fehlen dem Memeldelta gänzlich, indessen drängen sich die Wohngebäude an geeigneten Stellen zu großen Dörfern zusammen und diese können bezüglich der Einwohnerzahl und des Verkehrs z. T. den Vergleich mit kleinern Städten aushalten. — So der Marktflecken Heinrichswalde (2080 E.), der auf dem höher gelegenen Teil der Linkuhnen-Seckenburger Niederung erwachsen, gute Verbindung mit den einzelnen Teilen der Niederung und mit Tilsit hat. Außer den Chausseeen, die von dort nach Tilsit, Neukirch, Gr. Friedrichsdorf und in südöstlicher Richtung nach der Höhe auf Szillen zu verlaufen, vermittelt jetzt auch eine Bahnlinie den Verkehr mit Tilsit und Königsberg. — Da ein großer Teil der Niederung seine Erzeugnisse in Heinrichswalde zu Markte bringt, ist der Verkehr ein recht reger. Dazu ist es Sitz des Landratsamts

und eines Amtsgerichts. Die schmucken Gebäude mit den roten Ziegeldächern ziehen sich in langer Reihe an der nach Friedrichsdorf verlaufenden Chaussee entlang. Der Hauptteil des Dorfes beginnt aber da, wo die Chaussee von Südosten eintrifft. Hier erhebt sich auf dem höher ansteigenden Boden neben den Gebäuden, die ein durchaus städtisches Gepräge tragen, die herrliche gotische Kirche, die in ihrem kunstvoll ausgeführten roten Mauerwerk mit dem hochragenden Turm ein wahres Schmuckstück der Baukunst darstellt. Der daran liegende Kirchhof hat in dem roten Mauerwerk, das sich herumzieht, eine würdige Umfriedigung erhalten.

In südwestlicher Richtung verläuft eine Chaussee über Rucken (425 E.), das geschlossene Kirchdorf Gr. Friedrichsdorf (590 E.) mit einem schlichten, aus Holz erbauten Gotteshause und Peterswalde (500 E.) nach Petricken (330 E.) am Nemonien. Von der Tilsiter Chaussee zweigt sich in nordwestlicher Richtung die Kunststraße nach dem Marktplatz Neukirch (Neukirch-Ziegelberg und Neukirch-Joneikischken haben zusammen 1150 E.), einen größern Gebäudekomplex, der von der einfachen aus Feldsteinen erbauten Kirche überragt wird.

Vergebens aber würde man auf der Tilsiter Straße bis Splitter hin nach einem größern dorfähnlichen Flecken suchen, obwohl Alt Weynothen an der Chaussee 870 E. zählt. Die Gebäude der Ortschaft liegen, wie in den meisten Gemeinden der Niederung, zum größten Teile über die Feldmark verstreut.

Im übrigen schließen sich die Hauptorte an den Rußstrom und an die Gilge an. Die Dörfer und Höfe, welche das südliche Ufer der Ruß bis zum Bredszuller Moor begleiten, liegen nicht unmittelbar an dem Fluß, sondern halten sich etwas davon entfernt. So der Marktflecken Kaukehmen oder Kukernese (1816 E.) mit seinen stattlichen Gebäuden, überragt von dem hoch aufstrebenden Kirchturme, der über die weiten, fruchtbaren Gefilde hinwegschaut. Für die günstige Lage Kaukehmens ist schon der Umstand bezeichnend, daß es eins der ersten Dörfer der Niederung darstellt. Es findet dort ein reger Marktverkehr statt; der Ort ist Sitz eines Amtsgerichts und bietet so ziemlich alles, was eine kleine Stadt zu bieten pflegt. — In dem nahe gelegenen Ladeplatz Kloken (435 E.) an der Ruß ist zugleich ein Winterhafen errichtet, der eine Fläche von 88 Ar umfaßt.

In der Nähe der nach Ruß führenden Chaussee liegt das Kirchdorf Schakuhnen (400 E.) mit einem evangelischen Gotteshause, das aus Feldsteinen erbaut, einen hölzernen Dachreiter trägt, und in der Nähe Schillgallen (223 E.), wo eine katholische Kirche, wenn auch klein, wegen der vorteilhaften Lage in dem roten Ziegelgewande nach der Chaussee freundlich hinüberleuchtet.

Der Marktflecken Ruß (2046 E.) liegt auf der Erhöhung, die sich bei der Teilung der Ruß zwischen Atmath und Pokallna gebildet hat, zieht sich aber langgestreckt noch mehrere km weit am linken Ufer der Atmath hin. Schon Hennenberger (1595) erzählt, daß es „ein fein Kirchdorff gewesen sei, da Fürstliche Durchlauchtigkeit auch einen Fischmeister helt." Es hat, fügt er aber hinzu, „nur Gartten und keinen Acker, denn er gahr zu niedrig ist." Mancherlei Umstände haben die Entwickelung des Ortes gefördert: der verhältnismäßig günstige Bauplatz nahe der Mündung des schiffbaren Atmatharmes, die nach verschiedenen Seiten auslaufenden fischreichen Wasseradern, die Nähe des Haffes, von dem ein Teil seine Ausbeute an Fischen nach Ruß zu Markte schickt. Dazu kommen die weiten herrlichen Wiesen, die im Mündungsgebiet der Ruß gelegen (S. 331), den Mangel an Ackerland voll ersetzen. — Ruß gewann an Bedeutung, als der Memeler Holzhandel aufzublühen begann. Die aus Rußland kommenden Holztraften mußten für den Transport auf dem Haff dort fester gekoppelt werden* und man war oft gezwungen, sie in dem Orte überwintern zu lassen. Die Spediteure der Memeler Kaufleute erstanden im Anfang der sechziger Jahre in Ruß Holzmassen zum durchschnittlichen Preise von 1½—2 Mill. Thaler. Auch das Umladen des Getreides von den Wittinnen auf kurische Kähne kam dem Orte zu statten. Nach Fertigstellung des König Wilhelm-Kanals können die Wittinnen bis Memel fahren und die Umkoppelung die Flöße ist nicht mehr notwendig; es genügt, daß sie vor dem Verlassen des Rußstromes schmaler und demnach länger gestaltet werden. Ruß hat dadurch viel Vorteile eingebüßt, und selbst die Vermehrung der Schneidemühlen von 3 (1864) auf 6 bietet keinen genügenden Ersatz. Immerhin ist es ein großer Ladeplatz mit zwei Landungsbrücken geblieben;

* Der festere Verband kostete für das Schock Hölzer 10—12 Mark.

es legen die Dampfer an, die von Königsberg nach Heydekrug und von Tilsit nach Memel gehen, es besteht eine eigene Dampferverbindung mit Tilsit und mit Stettin, während größere mit geschnittenem Holz befrachtete Kähne nach den bedeutendern Handelsplätzen der Nord- und Ostsee auslaufen. Dazu kommen die Schleppdampfer, die dort eintreffen, um die Holztraften durch den König Wilhelm-Kanal nach Memel zu befördern. Der Marktverkehr ist äußerst rege, und der Kaufmann macht gute Geschäfte. Der Holzhandel mit Rußland und nach den überseeischen Plätzen, der Fischhandel, Neunaugenfang und -Rösterei, die Lachsräucherei und der Gemüsehandel bedingen den Wohlstand der Bewohner, den schon die stattlichen Gebäude des Ortes kennzeichnen. Der Patzkersche Gasthof mit seiner lauschigen Veranda, dem „Russer Wasserpunsch" und „Milchpunsch" wird jedem Reisenden in guter Erinnerung bleiben. — Da 1/10 der Bevölkerung jüdisch ist, so hat Ruß eine eigene Synagoge. Außerdem ist es Sitz eines Amtsgerichts, eines Steueramtes, eines Oberfischmeisteramtes, und einer Reichsbanknebenstelle. — Die evangelische Kirche ist ein Ziegelbau mit unvollendetem Turm, der in ein achteckiges spitzes Schindeldach ausläuft.

Daß Ruß „gar zu niedrig" liegt, wird allerdings auch heute noch als ein schwerer Übelstand empfunden. Besonders hatten die Bewohner der untern Teile des Dorfes bei der Überschwemmung i. J. 1888 zu leiden, die entsetzliche Verwüstungen anrichtete und fünf Häuser vollständig zerstörte. Selbst im obern Teile des Dorfes war die Straße überflutet, und das Wasser drang auch hier bis in die Wohngebäude. — Um die Wiederkehr von dergleichen Unglücksfällen zu verhindern, ist darauf unterhalb der Fähre am linken Rußufer ein 5 km langer Damm geschüttet und ein Teil des Chausseedamms oberhalb des Ortes abgetragen, der eine Verteilung der Hochwasser über die Wiesen und Moore hinderte.

Die Häuserreihe, die sich auf den beiden Uferrändern der Pokallna bis zum Haff hinzieht, und die Landgemeinde Pokallna (538 E.) bildet, könnte man fast als eine Fortsetzung von Ruß ansehen, an das sie sich eng anschließt. Die Bewohner beschäftigen sich hier mit Fischerei, Viehzucht und Gemüsebau oder nützen die vortrefflichen Wiesen. Eine Einnahme erwächst ihnen auch daraus, daß sie Vieh aus andern Gegen-

den zur Fettgräsung auf die Weide nehmen. — Die Bewohner von Warruß (200 E.), deren niedrige Hütten sich am Warrußarme hinziehen, besitzen nur kleine Parzellen und suchen abwechselnd als Fischer, Tagelöhner und Weidebauern ihren Unterhalt.

Die Ufer des zweiten Hauptarmes, der Gilge, sind in langer Reihe von Einzelhöfen besetzt, die sich hie und da enger an einander schließen oder auch dorfähnliche Häuserkomplexe bilden. So in Sköpen (mit Alt- und Neu-Sköpen 800 E.), einem wichtigen Ladeplatz mit zwei Landungsbrücken, wo die für die Niederung wichtige Chaussee Heinrichswalde-Neukirch-Kaukehmen-Ruß auf der einzigen festen Memelbrücke den Strom überschreitet; ferner in Lappienen (d. i. Fuchsdorf), wo sich wenigstens ein Teil der Häuser am linken Ufer zusammendrängt. Hier findet man größere Läden, das Postamt und die schmucke achteckige Kirche, auf deren steilem Ziegeldache sich ein hölzerner Dachreiter mit welscher Haube und Wetterfahne erhebt (S. 335). Wenn man indessen in Betracht zieht, daß Alt, Neu und Groß Lappienen zusammen 763 E. zählen, so sieht man, daß die Gruppe ansehnlicher Häuser neben der Kirche nur einen verhältnismäßig kleinen Teil des Ganzen ausmacht. Die Chaussee überschreitet hier vermittelst einer Fähre den Strom, der mit seinen langen Holztraften, den Segelschiffen und Dampfern, sowie den beiden Landungsbrücken an den regen Schiffsverkehr erinnert, dessen sich Lappienen zu erfreuen hat.

Weiter abwärts unterhalb des Schlosses Rautenburg (S. 335) drängen sich die Häuser in der Nähe des Kleinen Friedrichsgrabens zu einer Gruppe von Gebäuden zusammen, die man mit „Seckenburg" zu bezeichnen pflegt. Thatsächlich führen nur der Marktplatz, die seit 1889 dort errichtete Kirche, und die Post, deren Gebäude neben dem Marktplatze steht, den Namen Seckenburg, die übrigen Wohnungen gehören entweder zu Elbings Kolonie oder Groß Kryszahnen. Immerhin befindet sich hier der Mittelpunkt nicht nur für die nahe gelegenen Grundstücke, sondern auch für die weiter entfernt liegenden Höfe von Klein und Groß Kryszahnen (zusammen 462 E.), sowie für einen großen Teil von den Gemeindebezirken Klein Friedrichsgraben (444 E.) und Elbings Kolonie (1315 E.), deren Häuser sich weit verstreut am Kleinen Friedrichsgraben hinziehen (S. 338). Da die Wasseradern

des Kleinen Friedrichsgrabens und der Tawelle sich bei Seckenburg mit der Gilge vereinigen, außerdem die Hauptchaussee der Linkuhnen-Seckenburger Niederung (Heinrichswalde-Neukirch-Seckenburg) hier endet, so ist der Marktverkehr äußerst rege. Auch die Bewohner des Großen Moosbruches suchen wegen der bequemen Wasserverbindung neben dem Markt von Mehlauken den von Seckenburg auf. Nach der Errichtung des Haffstaudeichs ist es der eigentliche Grenzort zwischen der eingedeichten und tiefen Niederung und wird sich bezüglich des Handels und Verkehrs noch weiter entwickeln. — Mit der roten Kirche, deren viereckiger, oben pyramidenförmig auslaufender Turm hoch aufragt, machen die ziegelgedeckten Häuser, die sich dort zusammendrängen, einen freundlichen Eindruck.

Unterhalb Seckenburgs reiht sich besonders an den Ufern der abgedämmten Gilge bis Marienbruch Haus an Haus, Gehöft an Gehöft; nur die Ortstafeln erinnern daran, daß sie zu 2 Gemeinwesen, Tawellningken (730 E.) und Schaugsten (250 E.) zusammengefaßt sind.

Sobald wir den von Erlenwaldungen eingefaßten, in südlicher Richtung verlaufenden Teil des Seckenburger Kanals hinter uns haben, finden wir am Nemonien, an dessen Ufern sich bis zur Mündung das Dorf Nemonien (1232 E.) 3,5 km weit hinzieht, und am Großen Friedrichsgraben dieselben Verhältnisse. Die Kette von Höfen, die den 19 km langen Kanal fast in der ganzen Erstreckung begleitet, zerfällt in die Gemeindebezirke Juwendt (364 E.), Groß Friedrichsgraben II (394 E.), Alt Heidendorf (368 E.), Agilla (1015 E.) und Groß Friedrichsgraben I (1226 E.). — Diese Ortschaften besitzen zum größten Teil einen reichen Vorrat an Wiesen (S. 339), welche die Viehzucht zur Blüte gefördert haben; es fehlt ihnen aber an Ackerland. Daher ist hier die Nachfrage nach den Ländereien der benachbarten Hochmoore ziemlich stark, und das an Agilla und Groß Friedrichsgraben grenzende Kleine Moosbruch ist durch die Einwohner dieser Dörfer bereits zu einem erheblichen Teil unter Kultur gebracht worden.

Südwestlich von der Gilge und dem Großen Friedrichsgraben ist außer den bereits besiedelten Ortschaften und den Moorkolonien (S. 315 ff.) noch Petriken (330 E.) mit seinen Wasserwerken am Südende des

Kleinen Friedrichsgrabens zu erwähnen; ferner Timber (652 E.) an der Timbermündung, eine wichtige Station für die dort verkehrenden Dampfer, und das ansehnliche Kirchdorf Lauknen (812 E.) mit seinem hölzernen von einem Türmchen gekrönten Gotteshause, wo ansehnliche Märkte abgehalten werden.

In der eingedeichten Niederung ist Kallningken (315 E.) als Kirchdorf bemerkenswert, wenngleich das aus Feldsteinen erbaute Gotteshaus mit dem hölzernen Turm nichts Beachtenswertes aufzuweisen hat. Dagegen sind auf der rechten Seite der Ruß außer Heydekrug (S. 282) noch 3 größere Ortschaften, Plaschken, Minge und Kinten erwachsen.

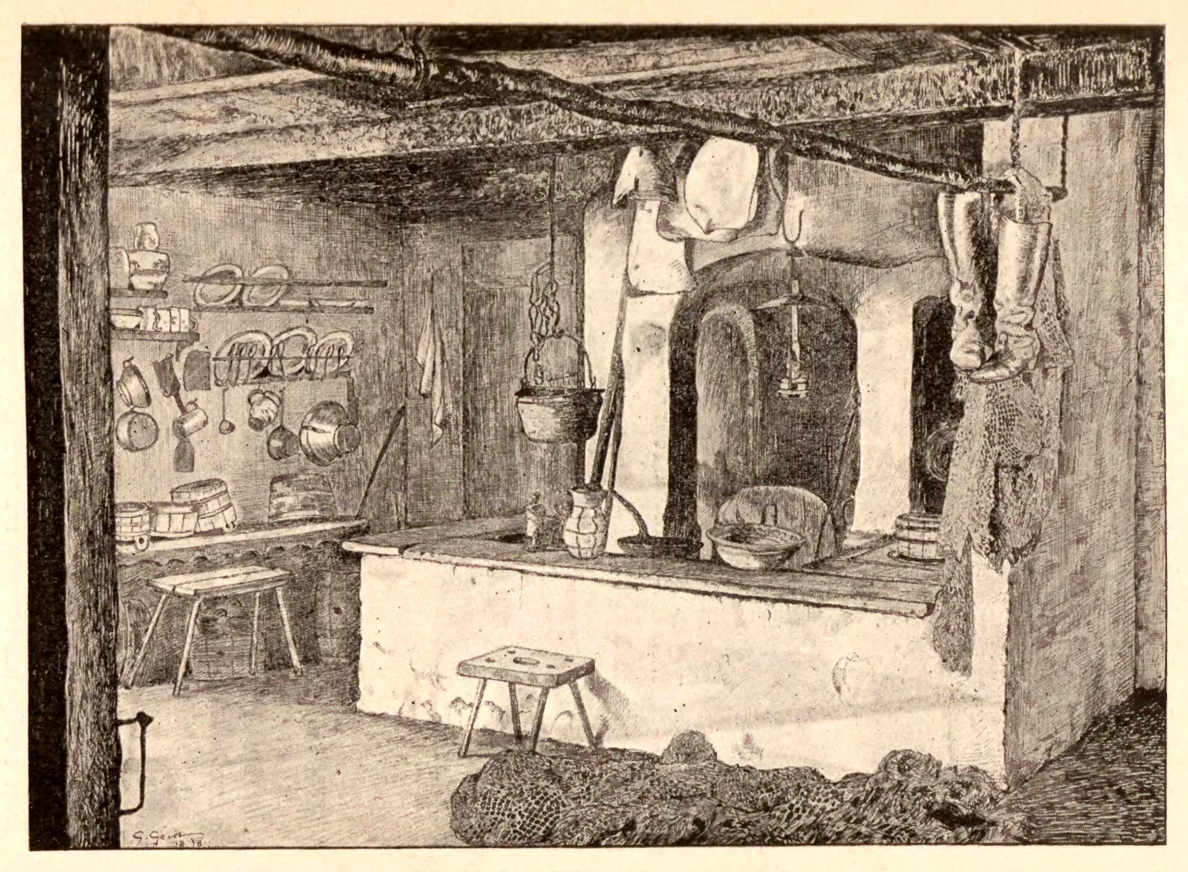
Das Kirchdorf Plaschken (514 E.) an der Jäge ist ein Marktplatz in der fruchtbaren Plaschkener Niederung. — Minge (515 E.) zieht sich an der Mündung des Mingeflusses hin, dessen Ufer von den Wohngebäuden des Dorfes gesäumt werden. Die Bewohner gewinnen ihren Unterhalt nicht nur vom Fischfange (Neunaugenfang) sondern auch von dem Verkehr, den der König Wilhelm-Kanal bedingt. Die Holztransporte erreichen in vorgerückterer Herbstzeit einen solchen Umfang, daß 15 Dampfer zum Fortschleppen der Flöße in steter Beschäftigung sind. — Das Kirchdorf Kinten (485 E.) liegt in der Nähe des Haffes, am Endpunkte der von Prökuls herankommenden Chaussee. Die Kirche befand sich früher in Windenburg; da aber durch die nagende Thätigkeit der Haffwasser das Gotteshaus in Gefahr kam, zog 1709 der letzte Pfarrer nach Kinten, wo ein einfaches Gebäude aus geputztem Ziegelbau, ohne Turm für den Gottesdienst errichtet wurde.

Ganz eigenartig sind die Siedelungen der Fischer in der uneingedeichten Niederung am Haff, auf den durch die Sinkstoffe an der Mündung erhöhten Flußufern. „Halb von freundlichem Laube umhüllt, stehen die Häuser in je einer Reihe auf beiden Seiten des Stromes. Des unsichern moorigen Bodens wegen ist kaum eins aus Steinen erbaut und mit einem Schornstein versehen. Richtige Blockhäuser stehen sie da mit bunten Fensterläden, mit einem Rohr-, Schindel- oder Strohdach, das an der Längsseite gewöhnlich etwas über die Hauswand hervorragt und so durch einige geschnitzte Holzsäulen getragen, eine schmale Veranda zum Trocknen der Netze bildet. Daneben stehen Heuschober und kleine Ställe für Vieh und einige Schweine, davor liegt

im Fluß der Schifferkahn, am Mast mit der charakteristischen Krummgaffel für das fast viereckige Segel und auf dem Top durch eine eigentümliche Windfahne geschmückt, die aus Blech geschnittene Figuren, besonders Reiter und Stadtthore trägt." Bei dieser durchaus zutreffenden naturgetreuen Schilderung, die Sommer in seiner Reiseskizze durch die Gegenden am Kurischen Haff gegeben hat, ist nur der entsetzliche Fischgeruch außer Acht gelassen, der diese Fischerdörfer charakterisiert, der alle Gebäude, selbst die Schule und die Kirche durchdringt. — Aus den unzähligen Stinten, die im Haff gefangen werden, wird nicht nur Fischthran bereitet, sondern sie dienen auch als Schweinefuttter, nachdem sie faulend zusammen mit Kohlblättern zu dem sogenannten „Trank" verarbeitet sind. — Die Bewohner dieser Haffdörfer nähren sich vom Fischfange, von dem Heuertrage der Wiesen in der Ibenhorst, die sie pachten, und von der Viehzucht, leben aber im allgemeinen in ärmlichen Verhältnissen. Da die meist dürftigen Häuser, die übrigens fast alle ihre Giebel nach der neben dem Fluß hinziehenden Dorfstraße kehren, keine Schornsteine haben, so befindet sich die Küche in dem geräumigen Flur, wo eine meist nur um einen Fuß hohe, zuweilen jedoch auch höhere Feuerstelle errichtet ist. Die niedrigen Feuerstellen sind im allgemeinen noch mit einem kleinen Mauerwerk umrahmt. Die geschwärzt, fast verkohlt aussehenden Balken zeigen uns, daß der Rauch zunächst den ganzen obern Raum des Flures zu erfüllen pflegt, ehe er durch die Dachöffnung ins Freie gelangen kann. Die Kessel und Kochtöpfe werden an eiserne Stangen (kniebis) gehängt, die von der Decke bis über die Feuersäule herabreichen und unten mit einem Haken versehen sind.

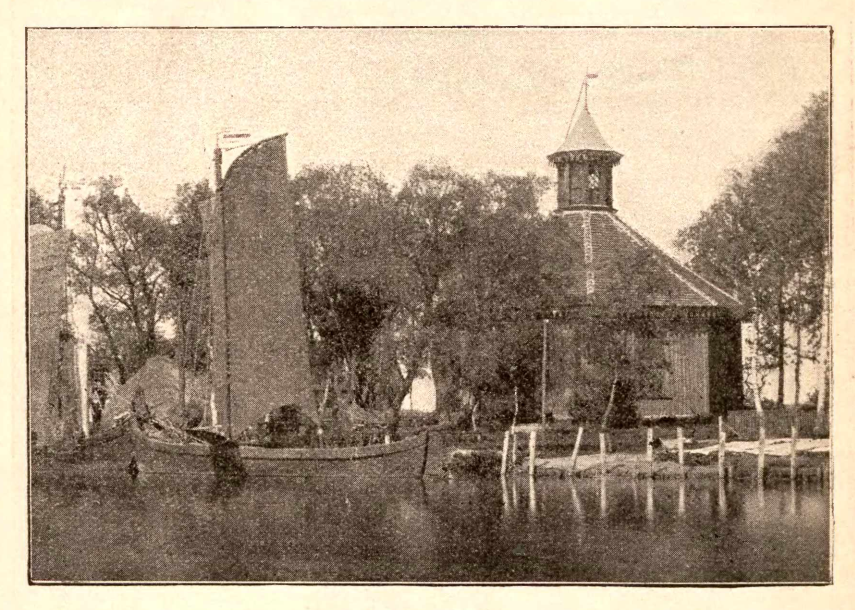
Obwohl die Häuser alle auf künstlichen Erhöhungen angelegt sind, haben sie doch unter dem Hochwasser zu leiden, und zuweilen kommt es vor, daß der Besitzer auf seinem Hofe mit dem Kahne umherzufahren vermag.

Außer den Kirchdörfern Gilge (1783 E.), dessen Keitelkähne besonders am Sonntag, wo sie in zwei Reihen vor den Häusern aufgefahren sind, mit den schlanken Masten einen stattlichen Eindruck machen, und Inse (Alt- und Groß-Inse mit 356 E.), dessen achteckige Holzkirche in der Bauart an das Lappiener Gotteshaus erinnert, sind besonders Tawe (930 E.) und Loye (350 E.) zu erwähnen. Vor allem aber



Küche in einer Fischerwohnung am Haff.
Nach einer Photographie von G. Klagemann in Cranz gezeichnet von C. Geist.

hebt sich das Kirchdorf Karkeln (1005 E.) — karkle = Wasserweide — zu seinem Vorteil in vielen Beziehungen aus der Zahl der übrigen Haffdörfer heraus. Bereits von weitem fällt das „Kurische Venedig“ durch seine roten Ziegeldächer auf, die eine größere Wohlhabenheit bekunden, als sie sonst in den Haffdörfern zu finden ist; die



Kirche zu Inse.
(Aus Böttichers „Bau- und Kunstdenkmälern“.)

Furcht vor dem Fischgeruch ist hier überflüssig; denn bei Karkeln werden nicht so viele Stinte gefangen. Dann führt von dem Orte eine Chaussee nach der höher gelegenen Niederung, während die andern Haffdörfer während des Schacktarps nur durch schlechte Wege oder, wie das ausgedehnte Kirchdorf Gilge, gar nicht mit der Außenwelt in Verbindung stehen. Auf dem Karkelstrom, der tiefer und breiter als die Memel bei Tilsit ist, herrscht ununterbrochen reges Treiben, indem Kähne von hüben und drüben hinübergleiten.

Außer der Fischerei spenden die Wiesen den Bewohnern Karkelns reiche Erträge und bedingen mit der Milchwirtschaft, der Käserei (S. 352)

und Butterbereitung eine bedeutende Einnahmequelle. Vor allem aber steht der Kleinhandel in Karkeln, wo ansehnliche Wochenmärkte stattfinden, in hoher Blüte. Jeder Bewohner ist geborner Händler; schon der Knabe übt sich im Handeln beim Verkauf von Fischen oder auch von Vögeln, die er auf eigene Faust fängt. Haupthandelsartikel sind Fische, Heu, Rohr, Holz, Butter; dann aber auch junge Hühner und Eier, welche die Karkeler selbst aufkaufen, um sie nach Königsberg und Cranz zu verschicken, ferner Rümpfe von russischen Gänsen, die bis Berlin und Westdeutschland gehen. Auch beim Fischhandel begnügt sich der Karkeler nicht mit dem eignen Fange, sondern kauft noch eine Menge von Fischen in den Nachbardörfern auf, um sie mit Gewinn weiter abzusetzen. — Die vielfache Berührung mit den Deutschen, die dieser Handel bedingt, hat es wohl mit sich gebracht, daß die litauische Sprache in Karkeln fast verschwunden ist (S. 140 u. 41), während in der Umgegend das Litauertum stärker hervortritt.

Für die Bevölkerungsdichtigkeit im Memeldelta giebt der Kreis Niederung, der fast nur Niederungsboden, und diesen von den höhern Teilen bei Tilsit bis zum Haff, enthält, das beste Bild. Hier kommen, wenn wir die Wälder und unangebauten Moore ausscheiden, auf 1 qkm 82,3 Menschen; es dürfte sich die Zahl noch wesentlich steigern, wenn sich die ersprießlichen Folgen des Haffstaudeichs zeigen werden.

Das Kurische Haff.

Das Kurische Haff, in alten Urkunden Mümmel genannt,* stellt den untern Teil des einstigen Mündungstrichters der Memel dar (S. 304) und ist deshalb nicht in dem Maße mit Sinkstoffen erfüllt, daß der Boden an die Oberfläche emportauchen könnte. Nur der östlichste Streifen des Haffes hatte sich bei der einst höhern Lage des Bodens über den Wasserspiegel gehoben und bildete lange Zeit mit der Niederung eine zusammenhängende Landmasse (S. 304). — Gegenwärtig haben wir ein weites,

---

* In einem Vertrage von 1436 kommt es auch unter dem Namen „Rußna“ vor. Es beruht dies wohl darauf, daß die Ruß (lit. Rùsne) in das Haff mündet.

gegen 1620 qkm umfassendes Wasserbecken, das durch einen schmalen Sandstreifen von der Ostsee getrennt ist. Das Wasser ist infolge des reichlichen Zuflusses ganz süß; nur bei heftigen und lange anhaltenden Stauwinden dringt Ostseewasser durch das Tief ein und mischt sich mit dem Haffwasser. Die Wasserfläche des Haffes hat die Gestalt eines rechtwinkligen Dreiecks, dessen Hypotenuse die Nehrung darstellt. Von Norden nach Süden mißt das Haff ca. 95 km, in der größten Breitenausdehnung im Süden etwa 45 km; während das Tief zwischen den Molen 400 m Breite hat. Die Tiefe ist sehr ungleichmäßig, aber im Mittel nicht bedeutend. Im Süden beträgt sie 4—5 m, während der nördliche Teil eine Tiefe von 1—2 m selten übersteigt, und vielfach erheblich flacher ist. Die Fahrrinne, die im nördlichen Teile eine so geringe Breite hat daß sie durch Bojen kenntlich gemacht werden muß, ist im allgemeinen 3—4 m tief, stellenweise 9—11 m; sie muß aber vielfach durch Baggerungen offen gehalten werden.

Da die leicht in der Schwebe bleibenden Thonteilchen von den Wogen leichter fortgeführt werden als die Sande, und erst an den tiefern Stellen zur Ruhe kommen, so ist der Boden im nördlichen Teile des Haffes im allgemeinen mit Sand bedeckt, während südlich von einer Linie zwischen Rossitten und Inse vorwiegend Thonschlamm auftritt. — An einigen der tiefsten Stellen liegt auch der Diluvialboden frei (S. 305), durchsetzt mit gewaltigen Steinen, die in das Wasser aufragen. Im südlichen Teile, besonders in der Nähe der Deimemündung, wo eine Steinlagerung „Steinort" benannt wurde, sind diese Steinblöcke den Schiffern vielfach gefährlich geworden (S. 337). Schon Hennenberger berichtet von Steinort, daß es „ein böser ort Im Curischen Haff hinter Labiaw sei, da denn oftmals schaden geschieht." — Größere Steinmassen lagern auch vor der Windenburger Ecke, von wo sich die Landzunge einst viel weiter, wahrscheinlich bis Rossiten in das Haff erstreckte; aber von den Fluten zerstört nur die schweren Geschiebe als Erinnerungszeichen an die einstige Existenz zurückgelassen hat.

Die Sande am Boden des Haffes sind vielfach durch Mengung mit Schalen von Süßwasserschnecken, die im Haffe leben, namentlich mit Valvaten, in den sogenannten „Haffmergel" übergegangen, der in reiner Ausbildung ein fast gleiches Gemenge von Sand und kleinen Ostra-

codenschalen ausmacht. — Zu erwähnen sind ferner die im Haff sehr massenhaft auftretenden Titan- und Magneteisensande, die man früher vielfach als Streusand benutzte. Nach starkem Wellenschlage haben sich an den Ufern oft Bänke von 3—14 cm Stärke gebildet.

Als bei der letzten Senkung des Bodens die einstmalige Seeschälung unter die Wogen gesunken und von diesen zerstört war, wurden die dort abgelagerten Bernsteinmassen (S. 304) in das tiefere Haff fortgespült und lagerten sich an ruhigeren Stellen zugleich mit dem mitgeführten Sande ab. Hieraus erklärt sich das Unternehmen von Stantien und Becker, die 1862 in der Nähe von Schwarzort eine große Bernsteinbaggerei einrichteten, die weiter unten behandelt werden wird.

Die Rohrpflanzungen, die bereits einen großen Teil der Haffufer säumen, haben wir oben (S. 351) kennen gelernt.

Für den Verkehr ist das Haff von außerordentlicher Bedeutung. Einmal erhalten die größern Städte Königsberg, Tilsit und Memel dadurch unter einander und mit der Niederung eine bequeme Wasserverbindung, welche die Errichtung einer ganzen Reihe von Dampferlinien veranlaßt hat, vor allem aber bietet es den Niederungsbewohnern, die zum großen Teile fast nur auf die Wasserverbindung angewiesen sind, die Möglichkeit, mit ihren kleinen Fahrzeugen den Weg nach den verschiedensten Himmelsrichtungen zu nehmen. Es setzt sie besser mit der Außenwelt in Verbindung als die Landwege es je vermögen werden. Obwohl die Fischerfahrzeuge wegen der zahlreichen Sandbänke nur mit ganz flachem Boden und äußerst geringem Tiefgange gebaut sind, bewähren sie sich bei der dem Kurischen Haff eigenen kurzen Rollung vortrefflich, und die Fischer trotzen darauf den stärksten Stürmen. — Nur den plump gebauten Wittinnen und den Holztraften ist das Unwetter auf dem Haff des öftern gefährlich geworden,* ein Umstand, der am Ende des 17. Jahrhunderts zum Bau der beiden Friedrichsgräben (S. 331 f.) und 1863—73 zur Herstellung des König Wilhelm-Kanals führte. Jene waren bestimmt, die Fahrzeuge und Flöße von der Gilge mit Umgehung des Haffes zur Deime zu leiten, dieser machte es

* An Kosten für Bergung der Hölzer von zerschlagenen Flößen und für verloren gegangenes Holz büßten die Memeler Kaufleute vor dem Bau des König Wilhelm-Kanals im Durchschnitt jährlich 50—60 000 Mark ein.

ihnen möglich, den gefährlichen Weg um die Windenburger Ecke (S. 94) zu vermeiden und führte sie von Lankuppen, bis wohin sie aus dem Rußstrome durch den „Taggraben“, einen 0,7 km langen Mündungsarm der Minge, und weiter durch den Mingefluß selbst gelangen konnten,



Schlittenfuhrwerk auf dem Haff bei Nidden.
Nach einer Photographie von G. Klagemann in Cranz.

nach der Schmelz. — 1863 bis 65 war bereits die 8,2 km lange Strecke bis zum Drawöhnefluß gegraben, 1765 bis 73 folgte dann die 15 km lange Fortsetzung bis zu dem in der Schmelz ausgebauten Hafenbassin. Um bei starkem Anschwellen der rasch fließenden Minge ein nachteiliges Durchströmen des Kanals zu finden, wurde bei Lankuppen eine Schleuse angelegt. Später sind dann noch einzelne Krümmungen der Minge durch Kanäle abgeschnitten: 1881 bei Sakuthen, 1882 bei Bundeln und 1894 bis 1896 bei Jatzischken. Wegen der starken Strömung der Minge erstreben aber die Memeler Kaufleute die Fortführung des Kanals von Lankuppen

bis zum Rußstrome. — Von Ende November zum Anfange des April ist im allgemeinen das Haff des Eises wegen für den Verkehr mit Schiffen nicht zu benutzen. Sobald aber die Eisdecke fester geworden ist, gleiten die Schlittenfuhrwerke über die weite Fläche und stellen eine bequeme Verbindung über das Haff her. — Wie wichtig dieser Verkehr auf dem Haff ist, erhellt schon daraus, daß die Leuchtfeuer, die von dem Niddener Leuchtturm abgesehen, bei Rossitten, bei Rinderort, an der Deime-, Nemonien- und Atmathmündung, sowie an der Windenburger Ecke unterhalten werden, im Interesse der Fuhrwerke auch im Winter brennen.

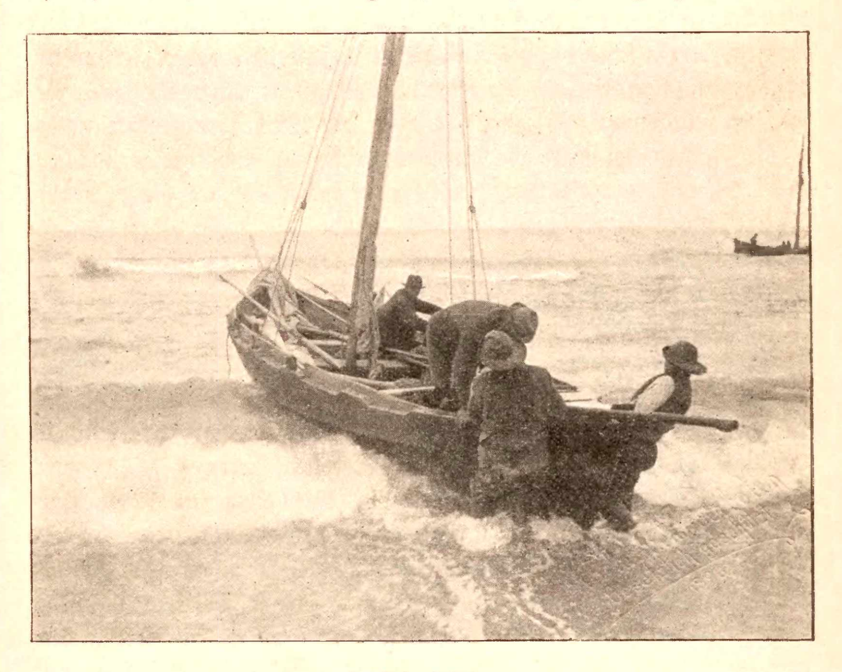
Manche Nachteile bringen dagegen im Frühjahre die Eiswälle, die sich infolge der vorherrschenden Westwinde am Ostufer oft zu enormer Höhe auftürmen. Sie hemmen nicht nur den Verkehr, sondern machen es zeitweise den Fischern unmöglich, ihrem Gewerbe nachzugehen.

Der Fischreichtum des Haffes bietet einer bedeutenden Zahl von Anwohnern eine nicht zu unterschätzende Nahrungsquelle, wenn die Fischerei auch, von den Gefahren abgesehen, unendliche Mühen erfordert und der Gewinn oft sehr ungleich ausfällt. Während sich die Fischer zuweilen eines überreichlichen Fanges zu erfreuen haben — 1595 wurden nach Hennenberger bei Rositten auf einen Zug für 1200 Mark Fische gefangen* — so ist zu anderer Zeit die Ausbeute mehr als dürftig und lohnt oft die unsäglichen Strapazen in äußerst mäßiger Weise. „Leere, oft durch das viele und scharfe Treibeis zerrissene Netze," so berichtete der Ostpr. Gen.-Anz. von der Hafffischerei in dem strengen Winter 1896/97, „blutige Hände und Arme der Fischer und beschädigte Kähne waren zumeist das Resultat der Tagesarbeit. Die Boote wurden vom Treibeis derartig eingeschlossen, daß sie sich nicht von der Stelle zu bewegen vermochten, sogar meilenweit fortgetrieben wurden, ehe es ihnen eine andere Windrichtung ermöglichte, sich wieder frei zu machen. Bei diesen Arbeiten glichen die Fischer vollständigen Eisklumpen und in ihren Bewegungen waren sie fast so unbeholfen wie Taucher in ihren Anzügen."

Der Fang im Haff erstreckt sich auf große Zander, Hechte, Brassen,

* Daß der Ertrag auch in jener Zeit ungleich war, ersehen wir aus den Worten Hennenbergers, daß das Haff „zu zeiten, wenn Gott segnen wil, gewaltig viel herrlicher Fische giebt."

Schnäpel, Plötze, Kaulbarse, Zärthen, Barse, große Stinte, Weißfische u. a. — Hervorzuheben ist der Fang von Aalen, der oft reichen Gewinn bringt, sowie an Neunaugen, denen mit zahlreichen, zuckerhutähnlichen Reusen von Weidengeflecht ein Hinterhalt gelegt wird. —



Kurische Fischer.
Nach einer Photographie von G. Klagemann in Cranz.

Sowohl an der Niederungsküste als im nördlichen Teile des Haffes am sogenannten „Schweinsrücken“ ist der Neunaugenfang seit alters recht bedeutend; ganze Flottillen von Fischerböten sind nötig, um die Reusen dorthin zu befördern.

Der Gesamtertrag der Fischerei in allen 9 Aufsichtsbezirken des Haffes beläuft sich im Durchschnitt alljährlich auf ungefähr 650 000 Mk. — Etwa die Hälfte kommt auf die große Segelfischerei, die im südlichen Teile des Haffes betrieben wird, die andere Hälfte auf die Fischerei mit den „kleinen Gezeugen“ vom ganzen Haffe.“

Die Kurische Nehrung.

Die Kurische Nehrung, welche sich zwischen den Fluten der Ostsee und der Fläche des Kurischen Haffes erhebt, ist ein schmaler Landstreifen, der im Durchschnitt 1 bis 1,5 km breit, an der schmalsten Stelle, nördlich von Sarkau, auf auf 0,5 km eingeengt ist, in der größten Ausdehnung bei Rossitten 3,5 km erreicht.

In sanft geschwungener Linie zieht sie sich an der Süderspitze (55° 43′ 30″ n. B.) bei Memel 96,975 km* weit nach Süden und Südwesten, bis sie etwa 2 km vor dem Badeort Cranz unter 54° 58′ 30″ n. B. ihr Ende erreicht. — Der Flächeninhalt dürfte gegen 140 qkm betragen.

Mit Nergia** (neria, nerga u. dgl.), woraus sich das Wort „Nehrung" gebildet hat, wurde zunächst der Landstreifen zwischen dem Frischen Haffe und der Ostsee bezeichnet, der bereits in einer Urkunde vom 12. März 1258 als Insel „Nergia“ vorkommt. Bei der Übertragung auf den nördlichen, ähnlich gebildeten Landstreifen fügte man behufs Unterscheidung das Epitheton „curoniensis“ hinzu, da das Haff wegen seiner Lage nach Kurland hin das „Kurische" genannt wurde. Schon in dem alten „Chronicon terrae Prussiae“ von Peter von Dusburg († c. 1330) kommt die Kurische Nehrung zweimal unter der Bezeichnung „Neria curionensis“ vor. — Von den lettischen Bewohnern wird sie kâpas, von den Litauern an der Ostküste des Haffes kópos genannt.

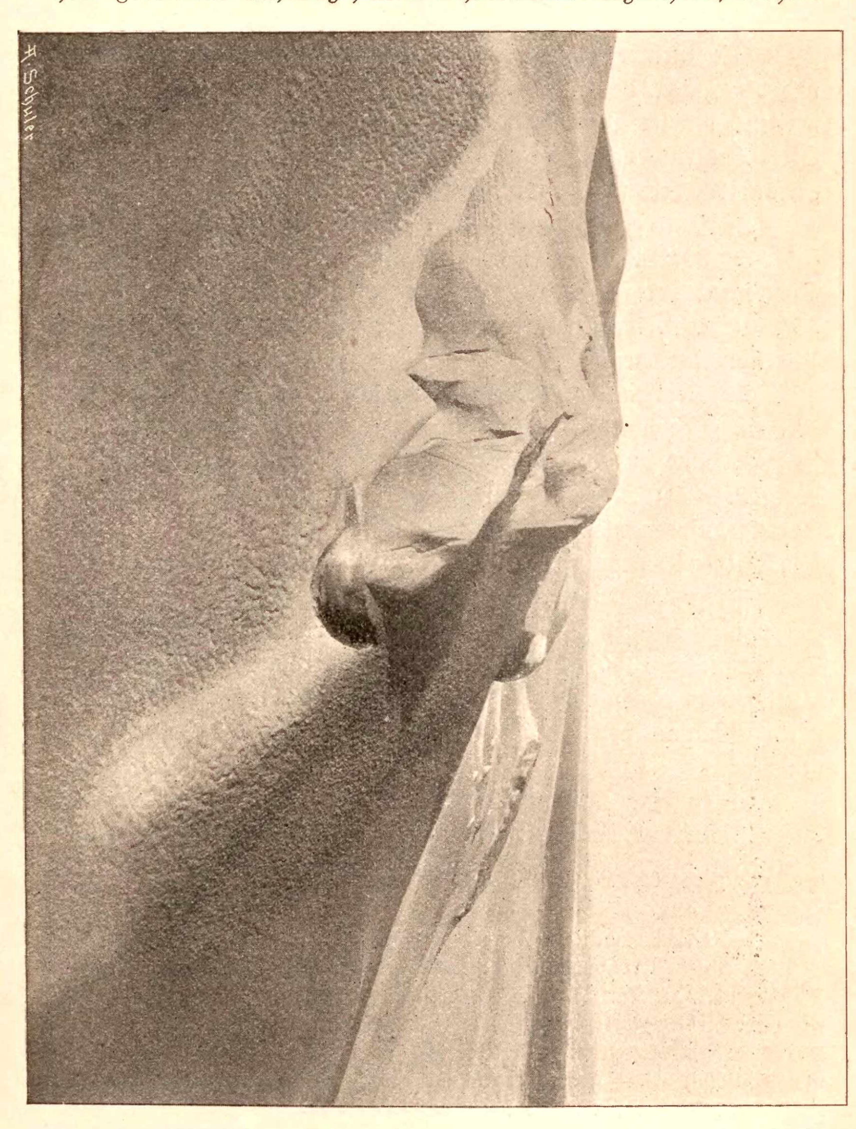
Es ist eine eigenartige Welt, die sich auf dem „sonderbaren schmalen Damm" darbietet. Als ein Bild vollkommenster Wüste dehnen sich die weißen Sandflächen aus, soweit das Auge reicht. Hier

---

* Nach der amtlichen Angabe der Postbehörde betrug die Länge 14¾ Meilen. Diese Berechnung bezieht sich aber auf die alte Poststraße mit ihren Biegungen (s. die Karte!) und dazu bis Cranz, das über 2 km vom südlichen Ende der Nehrung gelegen ist.

** Nesselmann leitet das altpr. neria ꝛc. von der Wurzel des lit. nériù, nèrti (tauchen) ab. — Danach wäre neria das abwechselnd Auf- und Niedertauchende, das bald über, bald unter dem Wasser ist.

sieht man die Kämme der höchsten Dünen, die bis 62 m aufragen, ihrer Formation nach ungeheuern Schneewällen vergleichbar, drohend



Der Predinberg.
Nach einer Photographie von Gottheil & Sohn in Königsberg.

gegen eine Kulturoase gerichtet; dort senkt sich die schroff abfallende Wand einer „Sturzdüne" in das Haff, unter dem Wasserspiegel ein so festes Gebilde zeigend, daß die Schiffe bis nahe an das Ufer heranzufahren vermögen. Abgerundete Hügel und mächtige Berge, niedrige Ketten und ungeheure Wälle liegen scheinbar ruhig und friedlich da; aber der Wind treibt auch hier sein rastloses Spiel mit dem losen Sande und läßt trotz der Feuchtigkeit der Luft keinen Pflanzenwuchs den öden Flächen entsprießen. — Wüst, vollkommen wüst ziehen sich die ausgedehnten Sandflächen hin; nur selten schweift unser Auge über das spärliche Grün der im allgemeinen kümmerlichen Haffweiden am Ufer, oder man erblickt eine dunkle Waldoase der wenigen Ortschaften, welche die Nehrung trägt. Auf weiten Strecken erscheint alles Leben wie erstorben und unheimlich dringt in die Stille das Kreischen der Möven, die sich oft in ungeheuren Scharen von ihren Ruhesitzen hoch über Haff und See erheben.

Es darf deshalb nicht wunder nehmen, wenn die Nehrung bei einem und dem andern der Reisenden trotz ihrer eigenartigen Schönheiten nur einen trostlosen Eindruck zurückgelassen hat, wenn sie in den „Kosmopolitschen Wanderungen" als eine ewige Sandwüste geschildert wird, wo „alles eine grausende Gestalt annimmt, und was man sieht und hört, in dem Menschen die schaudernde Idee einer rächenden Gottheit erweckt."

Nicht immer hat die Nehrung dieses Aussehen gehabt. Daß sich einst von Memel bis Cranz ein grüner Waldgürtel auf den Dünen hingezogen hat, das bezeugen uns nicht nur die Aufzeichnungen von Menschenhand, sondern die Natur selbst legt vor allem davon Zeugnis ab.

Fast aller Orten sieht man an der östlichen Seite der Wanderdüne mehr oder weniger umfangreiche, kohlschwarze Flächen aus dem weißen Sande hervorragen. Diese sind von einer 0,2 bis 0,5 m dicken, meist leicht angreifbaren, mit Kohle gemengten Humusschicht gebildet, in der einzelne Stubben, Baumrinden und Kiefernzapfen, z. T. recht gut erhalten, vorfinden. Wir haben die Reste früherer bedeutender Waldungen vor uns, die von den darüber sich auftürmenden Sandmassen erstickt und begraben wurden. Im Laufe der Zeit ist die schwarze Schicht, zu welcher sich der Wald umgebildet hatte, im Westen mehr

und mehr von den darauf lagernden Sandmassen befreit worden. Zuerst ragten vereinzelte Kanten aus den Dünen hervor und bildeten auf dem hellen Boden wie mit Kohle eingezeichnete labyrinthartig gekrümmte, regellose Linien. Nach und nach sind ganze Flächen des früheren Waldbodens vom Winde frei geweht worden.

Eine alte Sage der Nehrungsbewohner berichtet, daß dieser Wald aus Eichen, Birken und anderen Laubbäumen bestanden habe, und in der That lassen einzelne Kohlenstücke ihrer chemischen Beschaffenheit nach darauf schließen. Indessen muß später Nadelwald vorherrschend gewesen sein, wie die erhaltenen Baumstubben, Rinden und Kiefernzapfen bezeugen. Auch die Reste des prächtigen alten Nadelwaldes bei Schwarzort und Nidden, die durch Menschenhand vor der Vernichtung geschützt sind, legen hievon Zeugnis ab.

Die zahlreichen Stellen, an welchen Überreste der Steinzeit gefunden werden, schließen sich immer dem ältern Waldboden an; aber noch weit über diesen Zeitraum hinaus, wo sich Spuren von menschlichen Siedelungen auf der Nehrung zeigen, kann man die Existenz des Waldes zurückverfolgen.

Zu welchen Zeiten er an den verschiedenen Stellen unter den Sandbergen begraben worden ist, können wir bei den lückenhaften Nachrichten hierüber nur sehr unvollkommen beantworten. — Veit erzählt (1821) von einem Ölgemälde in der lutherischen Kirche zu Memel aus dem Jahre 1535, das die Dünen südlich vom Sandkruge mit Waldungen von Nadelhölzern bedeckt zeige; indessen vermögen wir nach anderweitigen Überlieferungen festzustellen, daß im 16. Jahrhundert schon bedeutende Teile der Nehrung von der Versandung ergriffen waren.

Eine sichere, wenn auch unvollkommene Nachricht über den Zustand der Nehrung haben wir dann erst wieder von Jahre 1728 zu verzeichnen. Nach der Darstellung im „Erleuterten Preußen“ (IV) bestand damals die Landzunge „in sandichten Hügeln und Wäldern, in welchen Hirsche genehret werden und daselbst ihren Auffenthalt haben.“ — Wir ersehen hieraus, daß die Versandung der Nehrung im 17. Jahrhundert bedeutende Fortschritte gemacht hat; daß aber immerhin noch umfangreiche Waldungen vorhanden gewesen sind.

Etwa 70 Jahre später zeigt uns die Schröttersche Karte, welche

1796 bis 1802 hergestellt wurde, daß in dieser Zeit der Wald bis auf kleine Reste verschwunden war (siehe die Karte von der „Kurischen Nehrung"!), und in den Beschreibungen, die aus jener Zeit stammen, tritt uns die Landzunge überall als eine öde Wüste entgegen.*

Alle diese Waldungen standen auf Dünensand, und die Sandberge, denen sie erwuchsen, wenn auch niedriger als die heutigen Dünen, hatten selbst wieder einen älteren Wald vernichtet und überschüttet. Eine 0,5 bis 1,5 m starke, kaffeebraune Sandschicht, die meist am Fuße der Berge, höchstens vielleicht 10 m ü. M. hervortritt, enthält die Überreste jener Waldungen, die hauptsächlich aus Laubholz bestanden zu haben scheinen.

Die Frage, wie diese Waldungen vernichtet sind und warum es so außerordentlicher Anstrengungen bedarf, um dort eine dritte Walddecke zu schaffen, wo die Natur einst von selbst mächtige Bäume erwachsen ließ, hängt mit der Geschichte der Entstehung der Nehrung aufs engste zusammen.

Welcherlei Darstellungen in dieser Hinsicht früher auf Glauben rechnen konnten, dafür nur ein Beispiel. „Im Jahre 1190," erzählt Simon Grunau, „war ein so großes Ungewitter, als seit der Sintflut nie gewesen ist, und stand der Nordwind zwölf Jahre lang. Da soll die Nehrung entstanden sein, wie etliche schreiben."!! — Heute sind wir durch die Forschungen Berendts in stand gesetzt, ziemlich sichere Nachricht geben zu können. Wir verfolgen die Bildung der Nehrung Jahrtausende zurück, bis auf die Zeit, wo sich nach der Abschwemmung des obern Diluviums von dem weiten Gebiete des Memeldeltas und Haffes ein mächtiger Mündungstrichter des Memelstromes gebildet hatte. An dem äußersten Rande dieses Trichters, auf der Abfallskante zum Meeresboden, ragten damals einzelne Inseln über die Wasserfläche empor (S. 305, Fig. 1). — Darauf senkte sich der Boden, so daß er 10—13 m tiefer lag als heute (S. 301) und diese Inseln unter die Wasserfläche tauchten (S. 305, Fig. 2). Als sich das Land dann wieder hob (S. 301), waren sie zum großen Teil von den Wogen zerrieben, die Reste

* Liebeskind, „Rückerinnerungen von einer Reise durch einen Teil von Preußen", 1795, S. 400. — „Preußisches Archiv", 1794, S. 343. — Feyerabend, „Kosmopolitische Wanderungen in den Jahren 1795—97", Bd. II S. 98 f.

bildeten aber, wenngleich überflutet, eine langgestreckte schützende Barre vor dem Mündungstrichter. Da sich Strom- und Meeresfluten hier begegneten, so wurde die Barre durch die abgelagerten Sinkstoffe mehr und mehr erhöht und infolge der Hebung des Bodens trat schließlich diese ganze Barre über die Wasserfläche. Hierauf begann der Wind sein Spiel mit dem losen Sande und häufte gewaltige Dünenwälle auf. Nur an einzelnen Stellen bildeten sich Durchrisse, „Tiefe", durch welche die Memelgewässer ihren Weg zum Meere suchten; sie schlossen sich infolge der Sandwehen allmählich, als der Abfluß durch das Memeler Tief zur Genüge ausgebildet war.* — Da der südliche Teil der Nehrung zuerst gehoben wurde, so ist die Ausbildung der Düne hier unbedeutender als weiter nördlich. Es trat früher der feste Diluvialboden in die Seeschälung, welcher weniger leicht von den Wogen angegriffen wurde und darum nicht so viel Material zur Dünenbildung lieferte.

Als auf der ganzen Erstreckung der Landzunge der Diluvialboden über die Wasserfläche getreten war, kamen infolge der geringen Sandwehen die Dünen, die bis dahin unsern „toten Dünen" gleich dem Spiel der Winde preisgegeben waren, zur Ruhe und bedeckten sich bald bei der natürlichen Feuchtigkeit der Luft mit einem Waldgürtel.

Da folgte die zweite Senkung (S. 301), die bis in unser Jahrhundert angehalten hat. Das Diluvium verschwand unter den Wogen der Ostsee, und diese griffen wieder den losen Sand an, der durch die Westwinde auf die Nehrung getrieben wurde. Immer neue Sandmassen warf das Meer aus, die der Wind gegen die Waldungen herantrieb, bis diese unter gewaltigen Sandbergen begraben waren.

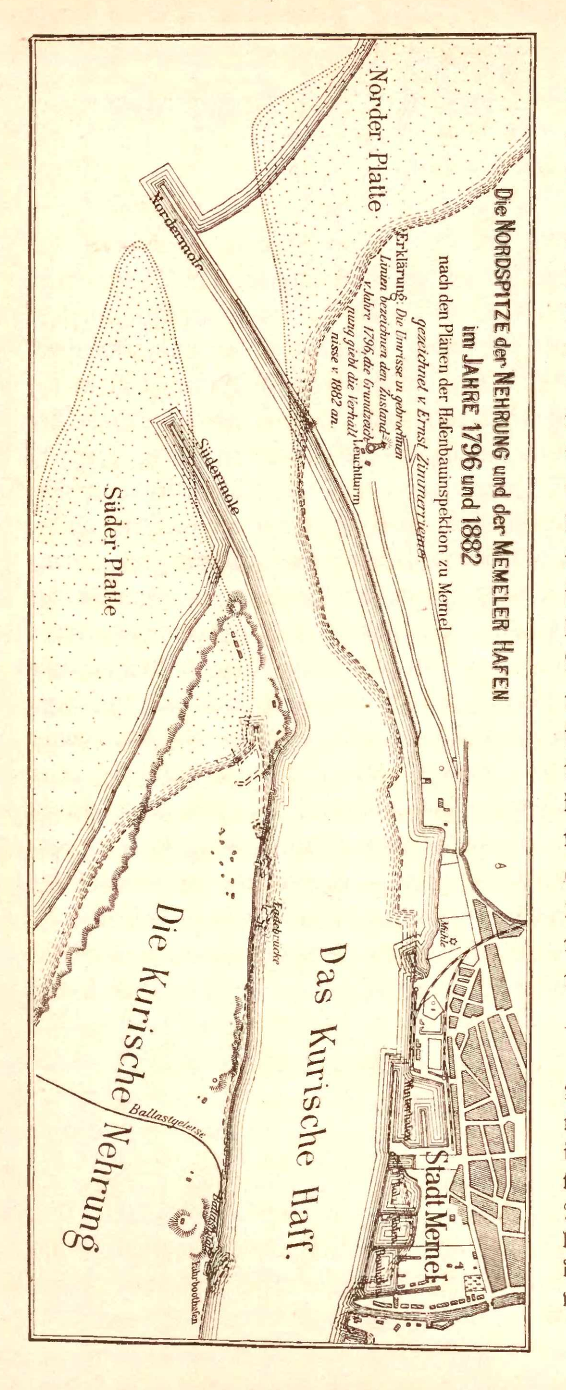
Bei der fortdauernden Senkung kam ein Teil des verschütteten Waldes unter den Meeresspiegel, und die unterseeischen Meerstubben, die noch heute vielfach in der Ostsee zu finden sind, wirkten wie Pfahlbuhnen, brachen die Gewalt der Wogen und hinderten sie, erhebliche Sandmassen an den Strand zu rollen. Auf den Dünen erwuchs infolgedessen der zweite Wald, welcher erst der Vernichtung preisgegeben

* Die Tiefe war bei Beginn der letzten Senkung schon geschlossen. — Das älteste Memeler Tief scheint nach der Uferbildung im nördlichen Teile des Haffes zu schließen, sehr früh entstanden zu sein (Berendt).

war, als nach Wegfall jenes natürlichen Schutzes die Sandwehen wieder mit erneuter Kraft einsetzen konnten und die mächtigen Dünenwälle auftürmten, die wir heute auf der Nehrung vorfinden.

Aber ebenso, wie die Höhe der Nehrung im Laufe der Zeiten wuchs, so auch die Länge. Das 4 km lange flache Stück der Landzunge von der Süderspitze bis zu dem hoch ansteigenden Dünenkamme südlich vom Sandkruge existierte bei Beginn der letzten Senkungsperiode noch nicht; diese Bildungen stammen zum großen Teil aus historischer Zeit; denn es läßt sich mit ziemlicher Sicherheit feststellen, daß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Nehrung hinter der Höhe des Sandkruges ihr Ende gefunden hat. — Mit der Bemerkung Hennenbergers (1595), daß „die Tange nicht weit von der offenbaren See in das Curisch Haff felt", allein ist zwar nicht viel anzufangen, da der Begriff „nicht weit" sehr dehnbar ist. Da aber auf der von ihm entworfenen Karte die Landzunge bei der Dangemündung ihr Ende erreicht, der Fluß außerdem in der Mitte des 17. Jahrhunderts nach dem „Getreuen Reis-Gefert" (1686) noch „hart bei dem Meere" mündete, so kann Hennenberger wohl nur die nächste Nähe gemeint haben. Damit stimmt auch die Beobachtung in den spätern Zeiten überein. Nach den Plänen der Hafenbauinspektion zu Memel ist die Nehrung von 1796—1882 um etwa 850 m gewachsen (Plan S. 386!) und vor 1796 ist sie nach den Beobachtungen Lilienthals noch schneller vorgerückt.

Daß seit dem Jahre 1796 das Wachstum der Landzunge gegen das in früherer Zeit etwas abwich, hängt vielleicht mit den Arbeiten zusammen, die an der Nehrungsspitze vorgenommen wurden. 1791 wurde sie durch ein starkes Deckwerk befestigt und 1793 ist in der Verlängerung desselben eine kurze Mole gebaut. Diese Anlagen wurden aber 1801 durch einen starken Sturm zerstört, so daß man in den späteren Jahren neue Arbeiten auszuführen gezwungen war, bis durch den Bau der beiden Molen, die noch heute in das Meer hineinragen, ein sicherer Schutz geschaffen wurde. Diese Molen haben den Memeler Hafen erst auf seine Höhe gebracht; denn wenn die Strömung auch zwischen den Sandflächen, die sich vor der damaligen Nehrungsspitze etwa 2 km hinzogen (Siehe den Plan S. 386: Süder und Norder Platte!) eine eine tiefe Rinne offen hielt, so war diese doch vor dem Molenbau viel-



fach der Veränderung unterworfen und bot eine unsichere Einfahrt. Die Errichtung der Nordermole wurde hauptsächlich dadurch veranlaßt, daß das nördliche Ufer unter der Strömung im Tief hart zu leiden hatte und der Leuchtturm gefährdet wurde,* abgesehen davon, daß auch die Bildung einer Barre in der Fahrrinne die Einfahrt in den Hafen höchst beschwerlich machte. Der Ausbau der Nordermole mit den Verlängerungen fand 1834—1858 statt; ihre Länge bis zu dem kleinen eisernen Leuchtturm, der auf der Spitze errichtet ist, beträgt 2150 m. In den Jahren von 1847 bis 1861 wurde die Südermole er=

* Siehe die damalige Ausdehnung des Meeres über die Norder Platte bis in die Nähe des Leuchtturms auf dem Plan! — Der weite Raum bis zum heutigen Strande ist nach dem Bau der Nordermole verlandet.

richtet, die 940 m mißt. — Die Übermauerung beider Molen fand 1874—1881 statt.

Kehren wir indessen zu den Dünenwällen zurück, deren Entstehungsart wir noch heute am Strande deutlich beobachten können. — „Unter dem Einfluß des Westwindes bildet sich am Strande zunächst ein System kleiner, paralleler Sandwellen,* die auf der Windseite sanft ansteigen, um auf der Leeseite ziemlich steil abzufallen. Sie sind Dünen en miniature. Nachdem der Wind die Sandkörner bis auf den Kamm getrieben, gleiten die schwereren Körner auf der andern, steilern Seite herab, während die leichtern den nächsten Wellenberg erreichen, um von da eine weitere Wanderung zu machen. Eine Messung gab als Breite einer solchen Sandwelle 3 Zoll, als Steigungswinkel 7,5, als Fallwinkel 38 °." (Schumann.) An natürlichen Hindernissen häufte sich der Sand zu kleinen Hügeln an, die sich weiter zu Ketten verbanden. Infolge beständiger Sandwehen vom Strande stetig wachsend und in einander verschmelzend, wurden diese schließlich zu dem meilenlangen, hohen Dünenkamm aufgeschichtet, der vom Sandkruge bei Memel die ganze Nehrung entlang bis in die Nähe von Sarkau zieht. Der Fallwinkel beträgt auch hier durchschnittlich etwa 30 °, bei der Sturzdüne aber auch bis mehr als 50 °. — An der sanfter ansteigenden Seite wird noch heute der Sand von der Seeseite her durch den vorwiegend wehenden Westwind ** bis zum Kamme der Wanderdüne emporgetrieben und indem er an der steilen Seite herabrollt, bewirkt er ein langsames aber stetiges Fortschreiten der Düne nach Osten hin: Wälder und Dörfer vermögen dieser Wanderung zwar eine Zeitlang Halt zu gebieten; ohne das thatkräftige Eingreifen des Menschen bleibt aber die wandernde Düne

* Der Sand, der das Material zur Dünenbildung liefert und das Resultat der Zertrümmerung des anstehenden Gesteins durch die Wogen darstellt, besteht zum größten Teile (90—95%) aus Quarz. Beigemischt sind die (fleischfarbenen) Feldspatkörner, die gewöhnlich als Hypersthen angesprochenen schwarzen Körner und (grüne) Glaukonitkörnchen. — Was die Größe der Körner betrifft, so sind die Sande der Nehrung meistenteils mit der gröberen Sorte des sogenannten Maurersandes zu vergleichen.

** Die Ostwinde, die zur Sommer- und Winterzeit vorherrschen, können nicht im entferntesten die Wirkung ausüben wie die Weststürme des Frühlings und des Herbstes.

Sieger und wälzt sich allmählich über die gewaltigsten Baumriesen, über die größten Ortschaften* hinweg. Anziehend beschreibt Schumann den ungleichen Kampf, den vor dem Eingreifen des Menschen der Dünensand mit den Waldungen auskämpfte; „der Wald duldend, ausharrend, wie weit die Lebenskraft reichte, der fliegende Sand unaufhörlich angreifend, bis ein Stamm nach dem andern erlag. Zuerst wurde der Vorposten, die alte Rinde, der Panzer, stückweise abgerieben. — Bäume, die in dies Stadium eingetreten waren, boten in ihrem hellbraunen Unterkleide zwar noch ein frisches Aussehen, waren aber schon dem Tode geweiht. Denn bald wurden auch die Blätter der jungen Rinde abgerissen und dadurch die Lebensschicht des Baumes zu tage gelegt. Der Baum starb ab und verlor beim ersten Sturme den Wipfel, wenn er nicht bis nahe zur Wurzel niedergerissen wurde. Beim Vorrücken der Düne wurde der Stumpf allmählich verschüttet. Eine neue Reihe von Bäumen ward auf dieselbe Weise angegriffen, getötet, vergraben. Die fußlangen Bartflechten, durch die selbst die jüngeren Kieferstämme in regelmäßigen Spiralwindungen umzogen waren, vertreten hier die Stelle der Kränze und Gewinde, mit denen man die Schlachtopfer zu schmücken pflegt." — An dem vor den Westwinden gedeckten Abhange war freilich der Vernichtungsprozeß ein anderer, indem die Sandmassen, welche von der obern Kante, dem natürlichen Böschungswinkel folgend, herabrutschen, den Baum allmählich verschütten, ohne ihn ernstlich zu beschädigen. Dabei lebten die Bäume scheinbar ungestört fort, auch wenn nur noch die Spitzen der mächtigen Kiefern als kleine, auf dem pflanzenlosen Sande fremdartig erscheinende Büsche hervorragten. — In der Nähe des Aussichtsturmes, der bei Schwarzort auf dem Blocksberge steht, ragen mehrere alte Kiefern, reichlich auf 16 m Höhe vom Dünensande verweht, mit nicht viel mehr als der Krone aus dem Boden hervor.** Die Festlegung der Dünen hat ihre vollständige Vernichtung verhindert, und sie grünen heute trotz der Ver-

* Alt Negeln, Negeln, Karwaiten, Neu Pillkoppen, Preden, Kunzen, Neu und Alt Lattenwalde sind unter den Dünen begraben.

** Kiefern und Tannen vertragen eine sehr starke Versandung. Freilich bleibt der versandete Teil des Stammes hinter dem freiliegenden im Wachstum zurück und der Stamm verjüngt sich schließlich unter dem Boden nach dem Wurzelende zu.

schüttung ruhig weiter. Nur die sogenannten Bartflechten, die an den Zweigen herabhängen, zeugen davon, daß auch an dem frei gebliebenen Wipfel der harte Kampf nicht spurlos vorübergegangen ist.

Die verhängnisvollen Folgen nicht ahnend, hat der Mensch durch Abholzungen die Zerstörungswut der Natur unterstützt, und thut dies heute noch aus Unverstand und kleinlichem Eigennutz.

Die gelegentliche Fürsorge, welche die Regierung der Erhaltung der Nehrungswaldungen zuwandte, dürfte als ein Rückschlag auf zu unvernünftige Entwaldungen anzusehen sein; denn bedenklich muß es erscheinen, daß die Nehrung, deren Wälder doch aufs äußerste zu schonen waren, Bau- und Brennholz zum Bedarf für die Domänen und Freiholzberechtigten östlich vom Haff bis nach Tilsit hin zu liefern hatte; bedenklich auch, was ebenfalls unbestritten feststeht, daß Teerschwelereien auf der Nehrung gestattet waren. Gesetzt aber, daß bei letztern, wie Bezzenberger annimmt, nur Stubben zur Verwendung gekommen sind, so dürfte doch der große Vorrat an derartigem Material nicht auf zu große Schonung der Waldungen schließen lassen.

Bei der Wanderung nach Osten haben die Dünenberge vielfach ihren Fuß unmittelbar in das Haff gesetzt. Dabei ist dann der bläuliche, muschelreiche Haffmergel (S. 374) an manchen Stellen durch den ungeheuren Druck 3—5 m über den Wasserspiegel emporgepreßt, so daß er sich wie ein kleiner Gegenwall der Sturzdüne gegenüber aufrichtet (Bild S. 390). — Diesem Mergelboden entsprießt eine üppige Vegetation und bietet einen kleinen Ersatz für die am Haffufer verschütteten Fluren.

Einzelne Teile der Dünenkette lösen sich hie und da bei der Wanderung von dem Sandwalle los und wandern ins Haff. Sie werden verweht und bilden ein flaches Vorland, die sogenannten Haken (lit. rágas; lett. rags: Horn), die teils nackt, teils dürftig bewachsen sind und einen beliebten Aufenthaltsort für die vielen Scharen der Haffmöven bilden. — Im Norden, wo das Stromwasser nahe an die Nehrung herantritt, finden sich diese Haken selten und zeigen eine nur unvollkommene Bildung, weil hier die Sandmassen teils durch die Strömung, teils durch Baggerung der Fahrrinne weggeschafft werden.

Als eigenartige Gebilde der Nehrung sind ferner die halbkreis-



Sturzdüne mit emporgepreßtem Haffmergel.

Aus Berendt, „Geologie des Kurischen Haffes“.

förmigen Ausbuchtungen einzelner Berge nach der Haffseite hin zu erwähnen. Sie verdanken ihre Entstehung dem Umstande, daß die Seiten eines frei dastehenden Berges vom Winde leichter angegriffen und rascher vorgeschoben werden als die Hauptmasse. Diese vorgeschobenen Teile eilen dem Berge voraus, ohne sich von ihm loszulösen und bilden vorgestreckte Flügel, die mit ihren nach innen steil abfallenden Sandwänden einen halbkreisförmigen Raum einschließen (S. 390).

Da die Wanderdüne im Durchschnitt alljährlich 5—6 m nach Osten vorrückt, muß an der Seeseite der verschüttete Boden im Laufe der Zeit naturgemäß wieder frei werden, wenn der Wind nicht genügende Sandmassen nachtreibt. Die verschütteten Dörfer und Wälder feiern ihre Auferstehung! Man erwarte aber nicht, großartige Dorfruinen zu finden, die das Bild schreckhafter Zerstörung an sich tragen. Bei dem langsamen Vorschreiten der Düne ist es den Bewohnern stets möglich, in voller Ruhe ihre Häuser abzubrechen und das brauchbare Material wegzuschaffen. Es kommen also nur Ziegelreste, Tennen, hie und da niedrige Grundmauern, Scherben u. dgl. wieder zum Vorschein. — Ebensowenig vermögen die freigelegten Wälder einen bedeutenden Eindruck zu machen, weil die von dem Dünenstande gefällten, übereinandergestürzten und in den Sandmassen begrabenen Stämme sich auch in verdorrter Gestalt nur teilweise wieder den Blicken der Menschen zeigen. Sobald ein kleiner Teil aus dem Sande hervorragt, wird er zerbrochen und zerrieben. Nur festere Stämme halten stand und ragen zuweilen 1 bis 5 m über dem Dünensande empor.

Ein deutliches Beispiel für das Fortschreiten der Dünen bietet das Dorf Kunzen, das noch am Anfange unseres Jahrhunderts am Ostfuße der Wanderdüne stand. In den dreißiger Jahren türmte sich diese bereits in der ganzen Höhe darüber auf, und gegenwärtig ist sie so weit nach Osten vorgerückt, daß die verwehten Reste der abgetragenen Häuser von neuem bloßgelegt und auf der westlichen Seite der Wanderdüne zu suchen sind.

In den letzten Jahrzehnten ist der Mensch an verschiedenen Stellen darangegangen, die gewaltigen Sandriesen zu bannen, um wenigstens die letzten Kulturoasen zu retten; auch um zu verhindern, daß die Wanderdüne ihren Fuß in die Fahrrinne setzte, die sich von

Memel bis Schwarzort am Rande der Nehrung hinzieht. So beginnt auf den Sandbergen, die über dem zweiten Walde lagern, an vielen Stellen sich ein dritter Wald zu erheben! — Aber wird dieser neue Wald standhalten können, obwohl der Diluvialboden noch unter dem Wasserspiegel ruht, der Flugsand seine alte Angriffskraft behalten hat? — Naturgemäß müßte er ebenso wie die frühern den herangewehten Sandmassen erliegen oder würde vielmehr gar nicht aufkommen können, wenn der Mensch nicht künstlich ähnliche Zustände geschaffen hätte, wie sie bei der Bildung der frühern Waldungen bestanden haben. Dies ist durch die Anhägerung der sogenannten „Vordüne“ geschehen. — In einiger Entfernung von der Seeschälung wurde der Flugsand durch niedrige Strauchzäune festgehalten und häufte sich zu einem langen Walle auf. Dieser erhielt eine genügende Bepflanzung mit Sandgräsern (Arundo arenaria und Elymus arenarius), um die weiter nachwehenden Flugsandmassen festhalten zu können. — Die Gräser werden durch den Sand, der sie überweht, nicht erstickt; sie verkommen vielmehr allmählich, wenn die Sandverwehungen aufhören. Da sie immer von neuem kräftig aus dem Sande hervorsprießen, so erhöht sich die Düne, sobald sie in der nötigen Breite bepflanzt ist, von selbst; es bildet sich ein mächtiger Wall, der vielfach, wie zwischen Memel und Schwarzort, einer künstlichen Aufschüttung durch Menschenhand in der äußern Form nicht unähnlich ist.

Im Jahre 1829 reichte die Vordüne von Cranz bis etwa 7 km hinter Sarkau, 1864 hatte sie eine Länge von 29110 m, in den Jahren 1872—75 allein wurden weitere 15763 m von der Vordüne angehägert und gegenwärtig verläuft sie 5—9 m hoch in ununterbrochener Linie von der Süderspitze bis Cranz. Leider müssen wir auch hier wahrnehmen, daß „die Elemente hassen das Gebild' der Menschenhand.“ — Immer von neuem wird der Schutzwall durch Windrisse und Abspülungen gefährdet und bedarf alljährlich der Ausbesserung. Er bildet, wie Passarge sich ausdrückt, die „immer blutende Wunde, die zeitweise benarbt, aber nicht heilt.“ So lange indessen der Mensch diesem Schutzwall die nötige Pflege angedeihen läßt, erfüllt er seine Aufgabe. — Zwar bietet die Vordüne nicht vollständigen Schutz; der Sand, den ein starker Westwind auf dem Kamm der Vordüne

zwischen Schwarzort und Memel uns in das Gesicht peitscht, zeigt deutlich, daß er hier noch weit mehr als mannshoch über die Düne hinweggejagt wird; aber die Hauptmassen werden festgehalten und durch den hinübergewehten Flugsand können sich die Sandwälle hinter der Vordüne nicht wesentlich erhöhen, während diese selbst durch die Seewinde allmählich weiter nach Osten getrieben werden. So hat sich hinter der Vordüne, wo die Sandmassen nach Osten weggeweht sind, ohne daß neuer Flugsand vom Strande hingetrieben wurde, ein breiter Streifen Landes gebildet, auf dem der Sand z. T. bis auf den feuchten Untergrund weggefegt ist, z. T. in bald höhern, bald niedrigern Hügeln, den sogenannten „Kupsten" (lit.: kùpstas; kur.: kanguri) lagert. Es ist dies das sogenannte „Kupstenterrain" oder die „Zwischendüne", die entweder benarbt eine sogenannte Palwe bildet oder mit Bäumen bepflanzt Waldungen trägt, zum Teil auch noch nackt daliegt (s. das Profil der Nehrung in der Skizze S. 302, Fig. A).

Nach Anhägerung der Vordüne ist die Möglichkeit gegeben, auch die Wanderdüne mit Erfolg zu bepflanzen und sie dadurch am Weiterschreiten zu hindern. Diese Anpflanzung ist am ausgedehntesten auf dem nördlichen Teile der Nehrung, wo die weiter schreitenden Sandberge nicht nur die Fahrrinne im Haff, sondern auch den Memeler Hafen zu vernichten drohten.

Schon seit 1836 suchten die Memeler die Nordspitze der Nehrung zu bepflanzen, um die Gefahr von ihrem Hafen abzuwenden. Der Erfolg war indessen ein geringer, weil man nicht die geeignete Methode eingeschlagen hatte; bei ungünstiger Witterung erwies sich die Arbeit als ganz vergeblich. Bis zum Jahre 1886 waren nicht mehr als 200 ha bepflanzt und der Kostenaufwand belief sich bis auf 2000 Mark für den Hektar. Seit 1886 griff eine andere Methode der Aufforstung Platz, wobei der Hektar durchschnittlich etwa 500 Mark* kostete; und zugleich wurden größere Summen von der Regierung zur Verfügung gestellt. Infolgedessen machte das Werk rasche Fortschritte, so daß gegenwärtig zwischen Memel und Schwarzort nicht mehr 3 km übrig

* Wo hohe und steile Abhänge festzulegen sind, wie beim Petschberge (Pillkoppen) betragen die Kosten auch jetzt 1500–1800 Mark. — 1 ha Heidesand im nordwestlichen Deutschland aufzuforsten, kostet etwa 50 Mark.

geblieben sind, die als tote Düne daliegen. — In wenigen Jahren dürften auch diese verschwunden sein; die Besucher von Schwarzort werden dann bis zum Südende der dortigen Waldungen wandern müssen, wenn sie die für die Nehrung so charakteristischen öden Sandberge in Augenschein nehmen wollen.

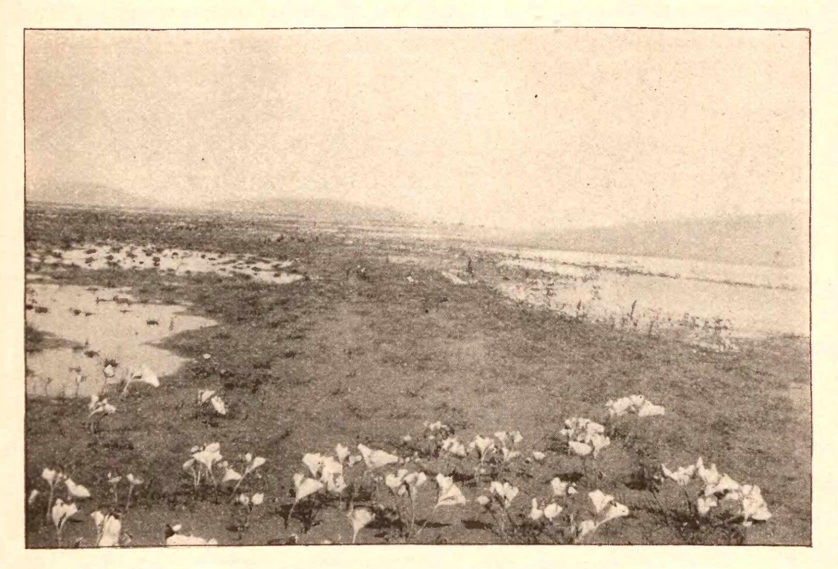
Südlich von Schwarzort sind nur einzelne Stellen der Wanderdüne aufgeforstet, wo es galt, Ortschaften oder fruchtbare Fluren vor der Versandung zu schützen; so bei Preil, Nidden, Pillkoppen und Rossitten. Bei Schwarzort, wo der Flugsand bereits bis zum Kamme emporgestiegen war, ist die westliche Seite der Düne 1876—82 durch Anpflanzung festgelegt worden.

Die Aufforstung der Wanderdüne ist eine sehr mühsame Arbeit. — Zunächst wird zur Befestigung des Bodens ein Netz von Quadraten, die 16, an steilen Abhängen 4—9 qm umfassen, mit Strauchwerk abgesteckt. Innerhalb derselben hebt man zur Herbstzeit in Abständen von 1 m je einen Spatenstich aus und füllt ihn mit einem Gemisch von Lehmerde und Sand aus. Hier hinein werden im Frühjahr die jungen Bäumchen der Zwergkiefer (Pinus montana), gepflanzt, während man den übrigen Raum mit trockenen Nadeln und feingehacktem Kiefernreisig bedeckt, damit der Dünensand vollends befestigt und die schnelle Ausdünstung des Bodens gehindert wird. Die Bedeckung liefert überdies das erste Material zur Bildung einer Humusschicht auf dem Sandboden und bewirkt, daß sich im allgemeinen nach 2—3 Jahren eine Grasnarbe bildet.

Auf der „Zwischendüne" geht die Anpflanzung wesentlich leichter von statten. Man kann hier Rohr statt des kostspieligen Strauchwerkes verwenden; vielfach genügt auch die Festlegung durch Sandgras, und auf den weiten Flächen, die sich mit einer Grasnarbe überzogen haben, geht man ohne weitere Vorarbeit an die Aufforstung. Auch die Baumarten sind hier mannigfaltiger. Neben der gewöhnlichen Kiefer (Pinus silvestris) und der Zwergkiefer grünt die Erle, die Espe und die Weide, und dazwischen erhebt sich die schlanke Birke. — Welchen Umfang die Plantagen auf der „Zwischendüne" erreicht haben, zeigt die dem Buche beigegebene Karte der Kurischen Nehrung. Abgesehen von dem verhältnismäßig kleinen Raum nördlich von Schwarzort gilt es nur noch, die

Zwischenräume von der Sarkauer zur Rossittener, von dieser zur Niddener Plantage und endlich die Strecke südlich von Schwarzort zu bepflanzen, um am Fuße der Vordüne auf der Nehrung einen zusammenhängenden Waldstreifen von der Süderspitze bis Cranz hergestellt zu haben.

Auf der Zwischendüne begleitet den Westfuß der Wanderdüne

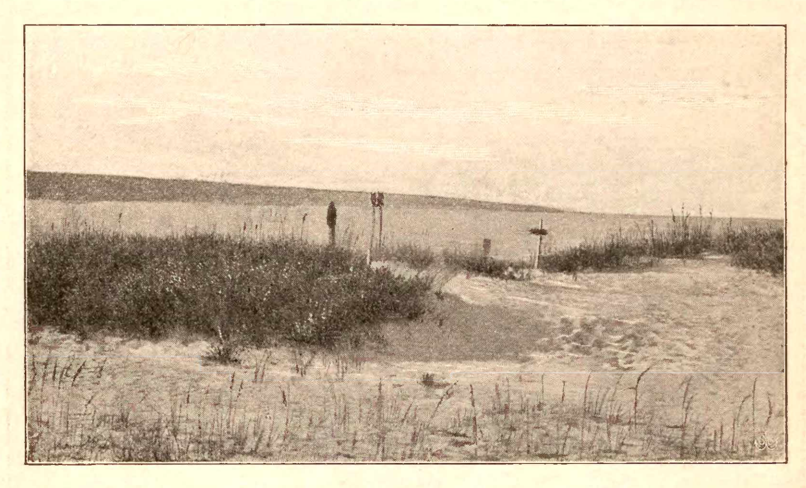


Feuchte Triebsandstellen am Fuße der Wanderdüne.
Aufgenommen im nassen Sommer 1898 von Prof. Dr. Walter in Königsberg.

eine Kette von Triebsandstellen, an manchen Stellen von äußerst gefährlicher Beschaffenheit. — Dieser Triebsand entsteht dadurch, daß das am westlichen Abhange herabsickernde Wasser sich auf den festern Schichten, die eben erst von dem gewaltigen Druck der Wanderdüne befreit sind, ansammelt und nach der Oberfläche steigt, den Sand durch langsames Abfließen halb in der Schwebe haltend. Von Westen her überweht, bedecken sich diese Stellen mit einer mehr oder weniger dicken Kruste, die an der Oberfläche mit dunkeln oder lauchgrünen Flecken und Streifen gefärbt ist und keine Spur von Pflanzenwuchs zeigt. Bei trockenem Wetter erreicht diese Kruste eine Stärke von 18—21 cm,

so daß ein Mensch ohne Gefahr sie zu betreten vermag; durchbricht man aber die Decke, so geraten bei größerer Tiefe des Triebsandes Menschen und Tiere in Lebensgefahr.

Berendt, der an die Gefahren des Triebsandes nicht recht glauben wollte, wurde bei einer Forschungsreise auf der Nehrung in der Nähe von Preil auf nachdrückliche Weise eines bessern belehrt. „Für die uns umgebende Einöde," so erzählt er, „habe ich nur das eine Wort



In der letzten Zeit versandeter Kirchhof (bei Preil).
Aus dem „Führer durch Memel und Umgegend".

— überwältigend! Rechts stieg eine steile Sturzdüne des Carwaitenschen Berges bis zu bald 200 Fuß empor; links dehnte sich die weite Fläche des Haffes, und vor uns, auf einem von den Dünenbergen zum Haffufer sich verlaufenden Hügelrücken, der alle weitere Fernsicht benahm, ragten aus dem nackten Sande ohne eine Spur von Umzäunung, von Grabhügeln oder dergleichen zahlreiche, schmucklose Kreuze, teils verweht bis zur Höhe des Querholzes, teils mit dem winzigen Oberende weit über mannshoch empor, in allen Richtungen überhängend. Ja, an der dem Winde am ehesten ausgesetzten Seite schaute, wie um das Bild der Zerstörung vollkommen zu machen, die dunkele Hälfte eines Sarges über dem Abhange hervor.

„Zwischen diesem Kirchhofshügel und der Sturzdüne aber zog sich ein kleines Triebsandthal hin, das wir überschreiten mußten, wenn wir den Hügelrücken nicht am Haff umfahren wollten. Die getrocknete Decke zeigte sich fast überall so stark, daß wir ohne Bedenken darauf umhergehen konnten. Kaum aber waren wir einige Schritte auf dem ebenen Boden gefahren, da begannen die Pferde einzubrechen. Die Peitsche schwirrte und — in der nächsten Minute war die gefährliche Stelle auch schon passiert. 12—14 " hoch bog sich dabei zwischen und vor den plumpen Rädern der Boden auf, ohne zu bersten. — Aber so leicht sollten wir nicht davonkommen. Wieder brachen die Pferde ein, wieder schwirrte die Peitsche und that ihr Möglichstes, während der nasse Sand umherspritzte; aber im selben Augenblick lagen auch schon alle drei Pferde bis an die Brust im Triebsande . . ."

Trotzdem von dem nahegelegenen Preil bald Hilfe kam, kostete es unendliche Mühe, die Tiere, welche langsam weiter bis zum Rücken versanken, zu retten.*

Heute sucht man den beschriebenen Kirchhof und die Triebsand-sandstelle vergebens. Die gewaltige Wanderdüne hat sich darüber auf-getürmt und fällt mit ihren Ausläufern steil zu der schmalen Ebene am Haff ab.**

Regierungsrat Wutzke, der vermöge seiner amtlichen Thätigkeit die Nehrung genau kannte, erzählt uns, daß er auf seinen Reisen wiederholentlich in Triebsand geraten wäre, so daß Pferde und Wagen ausgegraben werden mußten, und noch im vorigen Jahre versanken bei Rossitten zwei Pferde des dortigen Gastwirtes derartig, daß sie

* Diese Triebsandstelle befand sich nicht am Ostfuße der eigentlichen Wanderdüne, aber am Westfuße eines Dünenberges, der dieser vorangewandert war.

** In das Gebiet der Fabeleien ist es zu rechnen, wenn von dem Versinken einer vierspännigen Postkutsche (Passarge, Aus balt. Landen, S. 120) u. ä. berichtet wird. — Wir hören auf, uns über derartige Erzählungen zu wundern, wenn wir die gesamte Litteratur über die Nehrung kennen; denn eine Ungeheuerlichkeit überbietet die andere. — „. . . Sandwirbel, schreibt z. B. Etzel („Die Ostsee und ihre Küstenländer", Leipzig 1874), türmen sich an ihren Stämmen und verschütten oft die dahinter liegenden Häuser lawinenartig (!); im 17. Jahrhundert warf ein heftiger Sturm, verstärkt durch die Wucht des Sandes zwei Dörfer auf diese Weise ins Meer." (!!) — Und dazu noch ins Meer!!! —

nur unter Anstrengung, das eine mit gebrochenem Beine, herausgebracht wurden.

Da bei Erschütterungen der Triebsandstellen der Sand zu Boden sinkt, so daß das Wasser über einer festen Schicht steht, so macht man weniger tiefe Stellen passierbar, indem man wiederholt mit Stangen hineinstößt.

Von dem Triebsandstreifen, der den ostwärts wandernden Dünen folgt, ist die Triebsandbildung in den vom Sande verwehten Gewässern am Haff, den sogenannten „Lunken", zu unterscheiden, die bei genügender Verschüttung aufhören, zu existieren. — Die Triebsandstellen am Meeresstrande, wo durch die zurückfließenden Wellen die lockern Sandmassen in horizontaler Richtung durchströmt werden, bekommen nie eine große Tiefe,* wenn sie auch Reisenden recht unbequem, bei Unwetter den Fuhrwerken unter Umständen gefährlich werden können.

Eine große Gefahr drohte früher dem Wanderer auf den Dünenbergen von den hohlen Baumstämmen der verschütteten Wälder. Ihr Holz war zu einer lose zusammenhängenden Staubmasse verwittert, während die Rinde sich erhalten hatte und den Sand hinderte, die Höhlung zu verschütten. Nur wenig machte sich an der Oberfläche der leicht überwehte Baumstamm durch den Rindenrand bemerkbar und der harmlose Wanderer geriet in Gefahr, unrettbar in einer solchen Höhlung zu versinken. Die Umgegend von Nidden und die Lattenwalder Berge südlich von Rossitten zeichneten sich besonders durch solche gefährlichen Waldreste aus. Ob heute noch derartige Stämme, die Menschenleben gefährden, vorhanden sind, läßt sich schwer entscheiden.

Auf der leichten Schmelzbarkeit des diluvialen Dünenmaterials beruht das häufige Auftreten von Blitzröhren, die durch Blitzschläge im feuchten Sande, besonders im Waldboden entstehen und deshalb nicht selten in schöner Ausbildung unter dem alten Waldboden auf der Seeseite der Düne zu finden sind. Sie haben zuweilen eine Länge von mehr als 1 m; wenn sie frei geweht werden, brechen sie stückweise ab und liegen im Kreise auf der kahlen Dünenfläche umher.

Einen eigenartigen Reiz bildet auf der Nehrung der Farben-

* Schlimmer, wenn ein Bach — was am Nehrungsstrande nicht vorkommt — durch den vorgewehten Sand hindurchsickern muß.

wechsel, der an der Oberfläche der Dünen durch die Sonne und die Wolkengebilde in Verbindung mit der Mannigfaltigkeit der Dünenformen hervorgerufen wird. In verschiedenartigen Umrissen ziehen violette Schatten über die blendend weiße Fläche hin, mannigfaltig wechselnde Bilder dem Auge darbietend; während der Abhang eines Berges in ein blaugraues Gewand gehüllt ist, erstrahlt oft der Gipfel in hellleuchtenden Farbentönen, bis der Wolkenschatten hinweghuscht, um das rückstrahlende Licht in fast blendender Klarheit auf der ganzen Sandfläche zu zeigen. — Von ganz besonderem Interesse aber ist in unserer „nordischen Sahara“ die Erscheinung der Fata Morgana,* die in der Regel übersehen wird und daher kaum irgendwo in den Beschreibungen der Kurischen Nehrung Erwähnung findet.

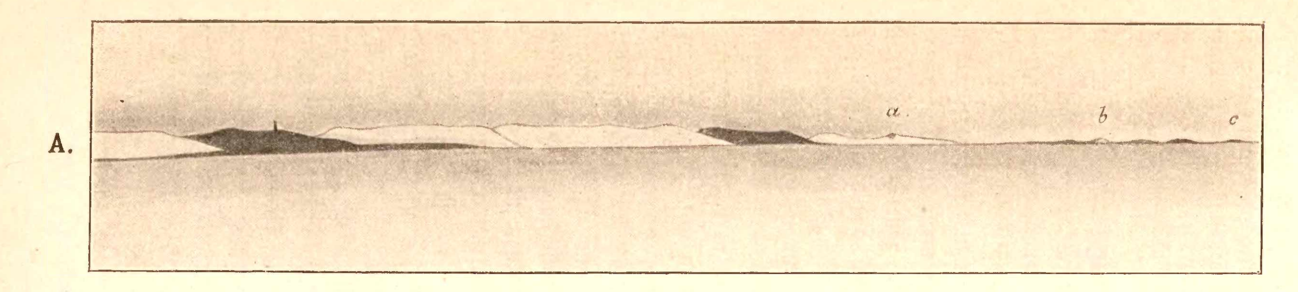
Die Luftspiegelungen entstehen in allen Fällen dadurch, daß sich zwischen zwei horizontal übereinander gelagerten Luftschichten von ungleicher Dichte, die durch Verschiedenheiten in der Temperatur und im Feuchtigkeitsgehalte hervorgerufen wird, die Grenzfläche wie ein richtiger Spiegel verhält, wohlgemerkt aber nur für einen Beobachter, der sich innerhalb der dichtern Luftmasse befindet und aus weiter Entfernung in genügend schräger Richtung auf diese Grenzfläche hinschaut.

Besonders häufig kommt die Fata Morgana auf dem Haffe vor. In diesem Falle befindet sich der Beobachter über dem Niveau der Spiegelfläche; unterhalb derselben ist die dünnere, darüber die dichtere Luft. Die spiegelnde Grenzfläche beider Luftschichten liegt dann wenige Meter über der meist bewegten Wasserfläche und verdeckt letztere einem in größerer Entfernung befindlichen Beobachter. Sie zeigt demselben eine spiegelglatte Fläche, die für ruhiges Wasser gehalten wird, da sich in ihr der Himmel und ebenso die aus der Grenzfläche herausragenden Teile der Fahrzeuge wiederspiegeln, während der Rumpf der letztern ganz oder teilweise unsichtbar bleibt.

---

* Die Ausführungen darüber nebst den beigefügten Skizzen stammen von Herrn Professor Krüger in Tilsit. Sie sind das Ergebnis von Beobachtungen, die er auf der Nehrung nach dieser Richtung angestellt hat. — Für die Bereicherung des Werkes durch diesen wertvollen Beitrag sage ich auch hier Herrn Professor Krüger meinen verbindlichsten Dank.

A.



B.

1. 2. 3.

Leuchtturm Nidden 5^{30} Uhr

Bergspitze a um 5^{37} Uhr

Wald von Rossitten

a um 5^{45} Uhr

4.

a b c um 6 Uhr

5. 6. 7.

b um 6^{7} Uhr

b um 6^{10} Uhr

a b

c um 6^{15} Uhr

A. Die Kurische Nehrung südlich von Schwarzort, vom Blocksberge aus gesehen. B. Luftspiegelungen, von hier aus am 9. Juni 1891 abends beobachtet und skizziert von Professor Krüger in Tilsit.

Diese Fata Morgana tritt fast ausschließlich bei westlichen Winden ein und kann am besten mit Hilfe eines Opernglases beobachtet werden. Zuweilen ist sie auch auf dem heißen Dünensande wahrzunehmen. So täuschte sie in der Nähe des Kupstenterrains auf eine Entfernung von ca. 1 km eine kleine Wasserfläche vor, die in gleichem Maße zurückwich, sobald man sich ihr zu nähern suchte.

Weit seltener, aber viel augenfälliger ist eine andere Form der Luftspiegelung, die von Herrn Professor Krüger in Tilsit am 9. Juni 1891 abends 5^{30} Uhr bis 6^{15} Uhr bei Schwarzort vom Blocksberge aus über dem südlichen Teile der Nehrung beobachtet wurde und zwar bei mäßigem Nordwinde und ziemlich klaren Wetter. (Siehe die Skizzen!) Hier lag die spiegelnde Grenzfläche höher als das Niveau des Beobachters und zwar durchschnittlich in der Höhe des obersten Dünenkammes. Daher erschien das Spiegelbild (ähnlich wie bei den Spiegelungen in den arktischen Gegenden) über dem gespiegelten Gegenstande. Da die Grenzfläche beider Luftschichten sich bald hob, bald senkte, so änderte sich in sehr kurzen Zeiträumen das Bild der merkwürdigen Erscheinung; stellenweise eintretende Unterbrechungen der Spiegelfläche bewirkten Auskehlungen in dem Spiegelbilde der Dünen (Fig. 3), sowie Verzerrungen, namentlich in der Richtung der Höhendimension (Fig. 1 u. 4).

Von der Süderspitze bis Schwarzort.

Der nördlichste Teil der Nehrung von der Süderspitze bis zu der Erhebung des Dünenwalles unmittelbar hinter dem Sandkruge (über 3 km), welcher sich zuletzt gebildet hat (S. 385), ist flach und mit einzelnen Hügeln besetzt, deren höchster das kleine Gasthaus des Sandkruges trägt.

Südlich vom Sandkruge erhebt sich der Dünenwall in seiner ganzen Massenhaftigkeit und zieht sich in wechselnder Höhe und in den mannigfaltigsten Formen der Nehrung entlang. — Die Strecke bis Schwarzort bietet nichts Bemerkenswertes, zeigt uns aber bis etwa 3 km vor Schwarzort in ihrem braunen, wie tätowiert aussehenden Gewande das Bild eines langen mit Zwergkiefern bedeckten Dünenzuges.

Einen um so erquickenderen Eindruck macht nach der einförmigen

Fahrt die paradiesische Nehrungsoase Schwarzort. Majestätisch schauen die dunkeln Kiefernwaldungen, die zwischen wüsten Sandbergen die Dünen bedecken, auf die freundlichen Häuser und Villen an ihrem Fuße herab; malerisch spiegelt sich das schmucke, rote Kirchlein, das mit seinem zierlichen Turme neben dem dunkeln Waldesgrün aufragt, in den Fluten des Haffes; angepaßt der landschaftlichen Scenerie, erhebt sich am Dünenabhange, dem Anlageplatz gegenüber, die schmucke Villa „Monbijou“ mit ihrem runden Turme, und freundlich winkt schon von weitem über dem Ganzen schwebend, der zierliche Aussichtsturm auf der Höhe des Blocksberges.

In die Haffebene, die im Halbkreise von der ziemlich steil abfallenden Dünenkette umschlossen ist, sendet diese mehrere seitliche Ausläufer, reizende Waldschluchten mit dichtem, frischen Pflanzenkleide in sich schließend. „Bald stehen wir vor einem jähen Abhange, von dessen Spitze uns ein weiter Blick über das Haff und die jenseitige Niederung vergönnt ist, bald führt der Weg durch ein enges Thal, dessen Wände dicht mit Bäumen und Farnkräutern bestanden sind, bald schauen wir vom Gipfel eines Bergkegels in einen tiefen bewaldeten Thalkessel; kurz mit jedem Schritte wechselt das Bild, immer aber bleibt es gleich anmutig, gleich herzerfrischend.“ —

Einen besonders prächtigen Ausblick über die See, die Nehrung, das Haff und die Niederung bietet der 57 m ansteigende Blocksberg, die höchste Erhebung der Schwarzorter Dünen. Über die hellschimmernden, öden Sandflächen zwischen den rauschenden Wogen der Ostsee und der friedlichen Fläche des Haffes blickt man hinweg nach den dunkeln Waldungen der „Holländischen Mütze“ und der runden Kuppe des Collater Berges, der sich in seinem grünen Gewande in regelmäßiger Wölbung erhebt. Jenseits des Haffes, wo die Kirchtürme von Memel in der Ferne aufragen, breiten sich in buntem Wechsel die malerischen Landschaften mit ihren Wäldern und Feldern, Dörfern und Gehöften aus. Noch großartiger wird die Scenerie, wenn die Sonne abends in rotem Glanze einer feurigen Kugel gleich sich in die Fluten der Ostsee hinabsenkt. — Wahrlich, es ist ein herrlicher Fleck Erde, der sich hier zwischen den weiten Sand- und Wasserwüsten ausbreitet, und es darf nicht Wunder nehmen, daß im Sommer gar oft die Gasthäuser und Villen die Zahl der Badegäste nicht zu fassen vermögen.



Blick auf Schwarzort von Norden her.
Nach einer Photographie von G. Klagemann in Cranz.

Wie prächtig ist der Sonnenuntergang auf der Haffseite der Düne! Wenn längst die Sonne hinter den dunkeln Waldungen verschwunden ist und die hohen Kiefern, die einsam am Waldesrande stehen, phantastisch ihre Arme in die stille Abenddämmerung strecken, da erglänzt die Wasserfläche des Haffes, die der immer breiter werdende Dünenschatten noch nicht bedeckt, in leuchtendem Wiederschein; die litauische Küste rückt wunderbar nahe, aus dem gegenüber liegenden Orte Schäferei glitzern die Scheiben der Wohnhäuser herüber, die Bäume leuchten in goldigem Widerschein und das Wasser des Haffes erst in rötlichem, dann in bläulichem Schimmer. — Es sind Bilder, wahrlich wert, festgehalten zu werden durch Künstlerhand.

Dabei herrscht hier auf der von drei Seiten geschützten Ebene ein mildes, windfreies Klima, das selbst auf den Pflanzenwuchs nicht unwesentlich einwirkt. Akazienbäume, die sonst im Memeler Kreise nur an besonders geschützten Stellen überwintern, haben hier noch gutes Gedeihen. Diese Milde des Klimas, verbunden mit dem balsamischen Duft, den die Waldungen aushauchen, haben den Badeort zugleich zu einem vorzüglichen Luftkurort gemacht.

Die Waldungen auf der Haffseite, in denen hübsche Promenadenwege und Ruheplätze angelegt sind, stellen sich als den Rest des alten Waldes dar, der sich am Ende des vorigen Jahrhunderts in südlicher Richtung bis über Alt Negeln hinauszog (Karte!). Trotzdem der Sand, arm und trocken, an den meisten Stellen eine geringe Humusbeimischung zeigt, erfreut sich die dort vorherrschende Kiefer eines guten Wuchses, erreicht ein Alter von 140 bis 160 Jahren und hält sich im ganzen bis ins hohe Alter ziemlich gesund. In den Einsenkungen, wo der Boden humos und frisch ist, zeigt sie ebenso wie die Fichte einen sehr kräftigen, schönen Wuchs.

Von Schwarzort bis Nidden.

Im Süden von Schwarzort, nicht weit von der Kirche, erscheint die Dünenkette, die wieder dicht an das Haff tritt, in so ödem, grauenvollen Gewande, wie auf keinem andern Teile der Nehrung. Kein Baum, kein Rasen gemahnt den Wanderer an die grüne Erde; selbst

die Zwischendüne bildet ein wildes Kupsten- und Sandterrain und geht erst etwa 3 km vor Perwelk in eine dürftige Palwe über, die südlich von diesem Orte bis mehr als 4 km über Nidden hinaus angepflanzten Waldungen (der Plantage) Platz macht. — Aber mit der Einförmigkeit ist es zu Ende. — Die weißen Sandberge, die unter dem Licht der Sonne eigenartige, prächtige Färbungen zeigen, steigen 40—60 m hoch und zeigen sich in malerisch wechselnden Formen vor unsern Blicken.

Von Siedelungen der Menschen ist naturgemäß weit und breit nichts zu erblicken; nur bei der Wanderung an der Haffseite treffen wir zwei kleine Fischerdörfchen, Perwelk und Preil, deren Bewohner hier ein armseliges Dasein fristen. — Man beurteile die Orte nicht nach dem Eindruck, den sie aus der Ferne, vom Haffdampfer aus machen, wo die Häuser, die sich in langer Reihe am Ufer des Haffes hinziehen, ganz ansehnliche Gemeinwesen auszumachen scheinen. Thatsächlich sind es lauter elende Hütten, zwischen denen vereinzelte Weidenbäume, die hie und da aufragen, den Schmuck von schattigen Gärten ersetzen müssen, die diesen gottverlassenen Ortschaften völlig fehlen.

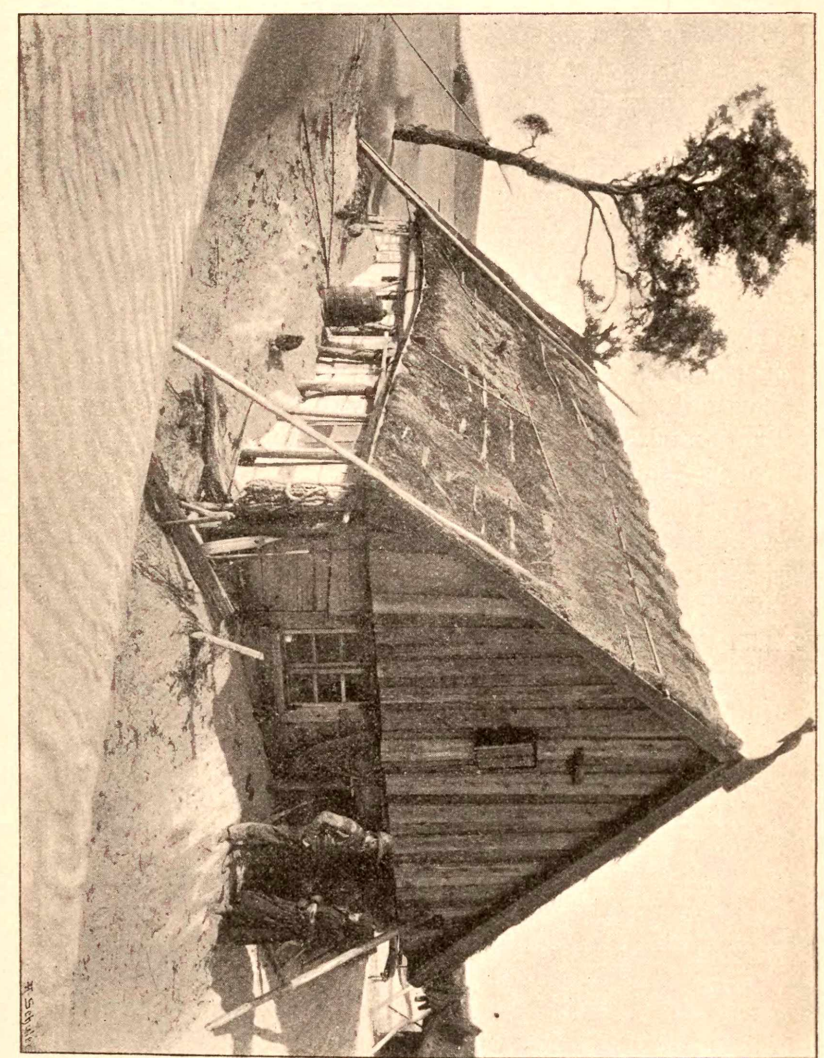
Perwelk und Preil haben übrigens von den Sandwehen der Wanderdüne bereits arg zu leiden gehabt; man hat sich zu kostspieligen Anpflanzungen entschließen müssen, um Preil vom Untergange zu retten. — Wenn Perwelk nicht in nächster Zeit ebenfalls Hilfe geleistet wird, verfällt es demselben Schicksal, das die zerstörende Natur den Dörfern Alt Negeln, Negeln und Karwaiten an diesem Teil des Haffstrandes bereitet hat.

Diese Dörfer haben freilich einst bessere Tage gesehen als Perwelk und Preil, weil damals die Sandberge noch nicht ihren Fuß auf die anbaufähigen Fluren gesetzt hatten, die sich zwischen Schwarzort und Nidden am Haffufer ausdehnten.

„Weil', Wandrer, hier und schaue die Hand der Zerstörung.
Wenige Jahre zuvor sah man hier blühende Gärten . . ."

So konnte i. J. 1792 Rhesa in dem wehmütigen Liede „Das versunkene Dorf" den Untergang seiner Geburtsstädte Karwaiten besingen, während heute es der kühnsten Phantasie nicht gelingen würde, aus den dürftigen Kartoffel- und Gemüseäckern in Perwelk und Preil „blühende

Gärten" hervorzuzaubern. Mehrere Kilometer vor Nidden ist durch die Vorläufer der Wanderdüne, die bereits das Haff erreicht haben, der Nehrung eine solche Breite gegeben, daß sie nur wenig hinter der von



Haus in Perwelk.
Nach einer Photographie von Gottheil & Sohn in Königsberg.

Rossitten zurückbleibt. Hier tritt ein Gemisch von Sandbergen, Teichen und Triebsandstellen auf, daß es Mühe macht, den ununterbrochenen Dünenzug zu erkennen. „Auch die Palwe auf der Seeseite nimmt an der allgemeinen Verwilderung teil, sie verliert die bandartige Gestaltung und schneidet einigemale tief in den Dünenwall ein, als wolle sie ihn durchbrechen."

Endlich erreichen wir die dunkle Waldoase von Nidden, die in der blendenden Sandwüste bei dem Ausblick von einem höheren Punkte der Nehrung in meilenweiter Entfernung sich deutlich abhebt. Von Dünen umzogen, liegt das Dorf wie in einem Amphitheater „weich und warm gebettet". Doch bedrohten die Sandmassen, die über den steilen Rand nach der zirkusartigen Einsenkung herabflossen, den Ort dermaßen, daß Jachmann in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts die Überzeugung gewann, es sei kaum noch möglich, Rettung zu schaffen. Kahle Sandberge lagen dicht hinter den Häusern und hatten einen Teil der Bewohner bereits unter den Schutz des etwas nördlicher gelegenen Waldes flüchten lassen. — Vergeblich suchte man sich durch Fangzäune vor den Sandwehen zu schützen; ein flacher Sandberg drang vernichtend von Südwesten in das Dorf, der Garten der Posthalterei war bereits verschüttet, und der kleine, lichte Wald im Nordwesten war nicht stark genug, die dahinter liegenden und allmählich vorrückenden mächtigen Sandberge zu bannen.

Noch in den sechziger Jahren lagen die eigentlichen Höhenpunkte der Düne und der westliche Abhang vollständig kahl und verschlangen durch Anpflanzung von Sandgräsern ansehnliche Summen. Heute sind die gefährlichen Dünen durch Bepflanzung von Zwergkiefern fest gelegt; es gedeihen unter dem Schutz der Vordüne die Waldungen der Plantage, „ein Triumph der Menschenhand".

Zwar ziehen sich die Häuser Niddens auf einer nur sandigen Feldmark an der langen Dorfstraße längs des Haffes hin; aber die Reihe von Fischerkähnen am Haffufer (Bild S. 371) erinnern daran, daß die Nahrungsquelle der Bewohner nicht in dem Grund und Boden zu suchen ist. — Das stattliche Kirchlein, ein schöner Bau in gotischen Formen, der hochragende Leuchtturm auf dem Urbo-Kalns, wo man einen prächtigen Überblick über die Nehrung hat, und die ebenso wie

der Urbo-Kalns mit Zwergkiefern bepflanzten Kuppen des Angiu-Kalns und des Parniddener Berges im Süden von Nidden schaffen im Verein mit dem höhern Waldbestande und den Wohnhäusern des Ortes dem Beschauer vom Haff aus ein malerisches Landschaftsbild.

Der Leuchtturm mit seinem von der gefährlichen Flachküste abwehrenden Blinklicht ist für die Schiffer von der höchsten Bedeutung. Die aus dem Sund kommenden Schiffe pflegten von Bornholm aus in möglichst gerader Richtung auf Memel loszusteuern. Wurden sie nun durch Meeresströmungen nach Norden oder Süden aus dem Kurs gebracht, so liefen sie Gefahr, auf den Strand zu laufen, da die Küste zwischen dem Leuchtkreise des Memeler und des Brüsterorter Leuchtturms auf etwa 43 km, zwischen dem des Libauer und Memeler Leuchtturms auf etwa 37 km unbeleuchtet war. — Der Niddener Leuchtturm gewährt jetzt den Schiffern die Möglichkeit, den Kurs auf Nidden zu richten, so daß die Leuchtfeuer von Brüsterort, Nidden und Memel ihm als stete Orientierungspunkte dienen.

Von Nidden bis Rossitten.

Südlich vom Niddener Leuchtturme zieht sich die Plantage in der Zwischendüne noch etwa 3,5 km hin; im übrigen ist außer dem kümmerlichen Grün am Haffufer und auf den sogenannten Haken, von denen der Grabster Haken fast 2 km in das Haff greift, und dem schwach benarbten Streifen in der Zwischendüne bis Pillkoppen hin nur kahler Sand der gewaltigen Dünenkette zu erblicken.

Etwa 3 km südlich von Nidden ist am Westabhange der Düne ein alter christlicher Kirchhof frei geweht. Die Stätte macht mit den Schädeln, Haarflechten und Gebeinen, die wild durcheinander herumgestreut liegen, in der wüsten Einöde einen unheimlichen Eindruck. Tote ruhen noch friedlich, z. T. mit gefalteten Händen, in ihrem Sarge; aber die hölzernen Wände bieten keinen Schutz mehr. Zu loser Masse verwittert, kennzeichnen sie sich fast nur durch die Farbe; mit dem Sande werden auch ihre Bestandteile vom Winde verweht.

Eine Münze von 1694, die neben einem menschlichen Schädel

gefunden ist, zeigt uns, daß man nach dieser Zeit dort den Toten noch eine friedliche Ruhestätte geben zu können glaubte.

Ungefähr 10 km südlich von Nidden bildet der Dünenkamm eine etwa 200 Schritt breite, tiefe Einsenkung, die fast bis zum Niveau des Haffes herabgeht und den Fischern eine willkommene Verbindung zwischen dem Haff und der Ostsee bietet. Hier liegt das Fischerdorf Pillkoppen mit seinen reinlichen Holzhäusern, an die sich kleine Gärten anschließen, wie ein Alpendorf auf dunkelgrünen Matten am Haff; dicht am Fuße von gewaltigen Sandriesen, den höchsten der ganzen Nehrung,* die mehr als 62 m aufragen.

Diesen gewaltigen Charakter behält der Dünenzug 6 km weit bis zu dem 62 m hoch aufgewehten Predin-, d. i. Fichtenberge (Bild S. 380), bei, im Altdorfer Berge 63 m erreichend. Die jähen Sturzdünen und gewaltigen Sandkolosse machen hier einen überwältigenden Eindruck. „So majestätische Berge, von der Sohle bis zum Scheitel aus aufgewehtem Sande bestehend, wollen selbst gesehen, selbst betreten sein, um an ihre Existenz glauben zu machen. Sie spotten in der Großartigkeit ihrer Linien, der Schärfe und gleichzeitig sanften Rundung ihrer Formen, in dem blendenden und zugleich sammetartig mit der Beleuchtung wechselnden Glanze aller Schilderung, die selbst eine bildliche Darstellung nur annähernd zu geben vermag." (Berendt.)

Auch auf dieser Strecke befindet sich etwa 3 km südlich von Pillkoppen am Westabhange ein Grauen erregendes Leichenfeld mit umhergestreuten Gebeinen, wahrscheinlich ein alter Begräbnisplatz des verschütteten Neustadt. Münzen, die Herr Förster Seddig bei diesen Leichen gefunden hat, tragen die Jahreszahl 1700 und 1703.

Südlich vom Predinberge, wo nach der Tradition in Rossitten in früherer Zeit eine Verbindung zwischen Haff und See bestanden hat, löst sich der Dünenwall bis zu der Kette der Bruchberge in eine Reihe von Einzelbergen auf, die bis gegen 60 m hoch aufragend, „wie die Trümmer einer geschlagenen Armee über das weite Schlachtfeld fliehen."

* Berendt spricht den Dünenkamm südlich von Pillkoppen als den höchsten Europas an, fügt indessen hinzu, daß ihm die Höhenzahlen von den mächtigen Dünen des südwestlichen Frankreichs in den „Landes" nicht zu Gebote ständen. Diese überragen aber, bis 90 m ansteigend, beträchtlich die Dünen der Nehrung.

Der Pawell, der Runde Berg, die Lange Plick, der Schwarze Berg und der Walgum folgen von Norden nach Süden auf einander und lassen zwischen sich flache Ebenen mit Weideland, während an der Vordüne die Waldungen der Rossittener Plantage mit ihren Erlen, Birken, Espen und Kiefern einen breiten Raum einnehmen. Die Flächen liegen so niedrig, daß bei der großen Sturmflut i. J. 1822, als die Vordüne und die Plantage noch nicht vorhanden waren, die Wellen der Ostsee, die brausend gegen die Dünen schlugen, durch die niedrigen Lücken zwischen den Sandkolossen bis in das Haff hineinrollten; so daß der Verkehr über die Nehrung in dieser Zeit ganz unterbrochen wurde. Die Berge haben nach allen Seiten ziemlich steil abfallende Wände, gehen aber auf der Ostseite in völlige Sturzdünen über.

Den Walgum-Berg, welcher Rossitten bedrohte, hat man mit Sandgräsern befestigt; die weiter nördlich gelegenen Sandberge sind aber unaufhaltsam nach dem Haff vorgeschritten. — Der Runde Berg hält sich noch eine Strecke davon entfernt, während der Pawell (34 m) und die Lange Plick (plikis: Kahlkopf), welche die Wasserfläche bereits erreicht haben, in nicht zu langer Zeit sogenannte Haken bilden werden. Auch der Schwarze Berg (53 m) ist dem Haff ganz nahe und hängt über der längs des Ufers nach Rossitten führenden Straße. Er zeigt seinem Namen zum Trotz eine helle, fast strahlende Färbung. „Von allen Dünenbergen der Kurischen Nehrung kommt ihm keiner an Schönheit und Charakter gleich. Er steht nicht bloß einsam und majestätisch da wie ein König, er erfreut auch durch die unsagbare Feinheit seiner Linien, die mit nichts besser zu vergleichen sind als mit den Formen einer antiken Statue." (Passarge.) Sein Name hängt vielleicht mit dem slavischen czarny (schwarz) zusammen, das bei den Litauern für „Zauber" vorkommt. Er blickt herab auf die nach ihm benannte Bucht bei Rossitten, wo sich im Sommer zahlreiche Haffkähne von benachbarten Fischerdörfern, aus der Niederung und von Labiau zusammenfinden.

Rossitten, die größte Nehrungsoase, stellt eine ausgedehnte Diluvialinsel inmitten des öden Flugsandes dar. Auf dem östlichen Teile der hier bis 3,5 km breiten Landzunge dehnen sich fruchtbare Gefilde aus. Hier sieht man wieder Getreidefelder und grüne Matten mit

weidendem Vieh; man hört wieder das Quacken der Frösche und das Gezwitscher der Spatzen. Zwischen Bäumen und Gebüsch blicken freundlich die Häuser des Dorfes mit Scheunen und Schuppen hervor; die Dorfstraße zeigt uns, daß wir von dem Sandboden der Dünen auf festeres Terrain gekommen sind. — Der westliche Teil ist von den Waldungen der Plantage bedeckt, die sich von den Korallenbergen über 11 km weit nach Norden erstreckt.

Der Diluvialmergel mit zahlreichen erratischen Blöcken ist von derselben Beschaffenheit wie bei Cranz und an der Windenburger Ecke. — Wann der Zusammenhang mit jenen Gegenden, der vor der Wegschwemmung des oberen Diluviums im Haff (S. 301) unzweifelhaft bestanden hat, gelöst worden ist, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr bestimmen. Berendt nimmt an, daß schon bei Beginn der Alluvialzeit die Verbindung durchbrochen war* (S. 305, Fig. 1).

Das Diluvialland bei Rossitten besitzt eine weit größere Ausdehnung, als es nach der heutigen Beschaffenheit der Oberfläche den Anschein hat; es erstreckt sich von den Korallenbergen mehr als 7 km weit nach Norden. Nördlich von Rossitten sind weite Strecken teils von einer dünnen Schicht Flugsand, teils von gewaltigen Sandbergen bedeckt; im Süden ragen nur noch die Korallenberge aus den Sandmassen hervor als Rest der weiten diluvialen Ackerländereien, die von dem Dünensande überweht sind (S. 391).

Auch heute erleidet Rossitten erhebliche Verluste. Die Hochflut des Haffes nagt beständig an der 3 bis 4 m hohen Uferwand und läßt nur das schwere Steingerölle zurück, das sich bis weit in das Haff hineinzieht. Man hat auf dem durch eine Steinpflasterdossierung geschützten Vorsprunge bei Rossitten ein Leuchtfeuer errichten müssen, um die Schiffer vor den Gefahren, die ihnen hier drohen, zu warnen. — Früher vernichteten die Sturmfluten des Haffes bei Rossitten im Frühjahre fast alljährlich einen Landstreifen von etwa 15 m Länge und über 3 m Breite. Auch heute geht noch in jedem Frühjahre ein etwa

* Da die Tiefe im südlichen Teile der Nehrung schon vor Beginn der letzten Senkung geschlossen waren (S. 384), so muß zum mindesten lange vor dieser Zeit eine Wasserverbindung nach Norden bestanden haben.

meterbreiter Landstreifen auf diese Weise verloren, obwohl zum Schutze des Ufers Rohrpflanzungen angelegt sind.

Die Korallenberge (karálus: König, Herr) zwischen der Vordüne und der Plantage bestehen aus 2 größern und 5 kleinern Erhebungen. Während der eine von den größern Hügeln etwas nördlich isoliert liegt, bilden die andern 6 eine geschlossene Gruppe. — Sie sind sämtlich mit Krüppelkiefern bepflanzt.

Die Bruchberge, welche sich nördlich von den Korallenbergen erheben und gleichfalls durch Anpflanzung von Krüppelkiefern festgelegt sind, bilden bereits einen Teil der südlichen Dünenkette; diese hat hinter Neu Kunzen noch eine Unterbrechung, verläuft dann aber in zusammenhängendem Zuge bis südlich von Alt Lattenwalde. Der höchste Punkt der Bruchberge, Müllershöhe benannt, bietet eine prächtige Aussicht. Ringsum in weitem Bogen See und Haff, großartig schön!

Dieser letzte Teil des Dünenzuges, der ebenfalls aus öden, kahlen Sandmassen besteht, bleibt hinter den Ketten nördlich vom Predinberge an Höhe weit zurück. Zwar steigt er nördlich von Neu Lattenwalde noch bis zu einer Höhe von 48 m auf; aber weiter südlich ragen die gerundeten Kuppen der Lattenwalder- und der Weißen Berge nur noch 30 bis 37 m auf. — Immerhin sind auf dieser Strecke außer der versandeten Ortschaft Kunzen, in deren Nähe die Gebeine von ausgewehten Gräbern an der Oberfläche bleichen, noch zwei Dörfer, Neu und Alt Lattenwalde, von den Sandbergen begraben. Nur spärliche Reste von Scherben und altem Gemäuer kennzeichnen die Stätten, wo einst die Dörfer gestanden haben.

Die Weißen Berge — nicht zu verwechseln mit dem Weißen Berge am ersten Haken hinter Kunzen — beginnen südlich von Alt Lattenwalde, wo sich der Dünenzug in eine Reihe kleinerer Dünenhügel auflöst. Diese sind einer wenig erhabenen Ebene aufgesetzt und verschwinden etwa 5 km vor Sarkau.

Hier erreicht der eigenartige Dünenzug sein Ende. Er bietet uns einen Einblick in die ersten Phasen der Schöpfungsgeschichte; wohl hat das Wasser sich schon von dem Trockenen geschieden, die neue Erde aber, zu weithingestreckten, bergigen Dünen aufgetürmt, ist noch nicht mit Gräsern, Kräutern und Bäumen bedeckt; nur spärliche Vegetation

erscheint hie und da unter günstigen Umständen, und der Mensch tritt als Fremdling auf, weil der Boden ihn noch nicht ernähren kann und er keine Stätte findet, an der er vor Vernichtung dauernd gesichert wäre. Eine neue Schöpfungsperiode kann erst eintreten, wenn die Sandmassen sich in das Haff gestürzt haben und das neu geschaffene Land von den jetzt in dieses Gewässer mündenden Flüssen durchschlängelt wird. Der fruchtbare Schlick, den diese dann auf dem Sandboden absetzen, dürfte die Existenzbedingungen für den Menschen schaffen, mit der Zeit saftige Wiesen und sogar Ackerland hervorbringend.*

Ob diese Entwickelung eintreten wird? — So schwach der Mensch gegenüber den Naturgewalten erscheint, so mächtig und willensstark greift er überall in den Schöpfungsakt ein. Er hat die natürliche Entwickelung des Memeldeltas gehindert, den Prozeß der Moorbildung auf den weiten Hochmooren abgekürzt; er hat auch bereits auf der Nehrung seine Kraft und Ausdauer bewährt und den öden Sandmassen Baum und Gesträuch aufgezwungen, noch ehe die natürliche Entwickelung des Bodens sich vollzogen hatte. — Gelingt es ihm, die ganze Nehrung aufzuforsten und den künstlich geschaffenen Waldungen durch Erhaltung der Vordüne einen dauernden Schutz zu gewähren, bis durch eine vielleicht von neuem eintretende säkulare Hebung der diluviale Boden wieder über die Wogen der Ostsee emporsteigt, dann würden wir einen mächtigen Waldgürtel auf den Dünenketten besitzen, zum wirksamen Schutz gegen die rauhen Westwinde, die anders vollständig ungehemmt in die flachen Gebiete der Niederung einzudringen vermögen.

Von Sarkau bis Cranz.

Südlich von den Weißen Bergen ist die Nehrung fast der ganzen Breite nach mit Waldungen bedeckt, die sich bis Cranz hinziehen. Auf dürftig benarbter Sandfläche am Haff erhebt sich am Rande dieses Waldes das Kirchdorf Sarkau, mit armseligen, rohrgedeckten Holzhäusern zwischen dünnbelaubten Weidenbäumen. Es liegt auf einer ehemaligen Insel; denn sowohl nördlich vom Dorfe, wo sich die schmalste Stelle der Nehrung befindet, als auch südlich davon weisen Ein-

* Berendt, „Geologie des Kurischen Haffes.“

senkungen auf frühere Verbindungen zwischen Haff und Meer hin. — Künstlich angehägerte Dünen mußten hier Schutz gegen die Sturmfluten der Ostsee schaffen. „Man hat nördlich von Sarkau," wie Hennenberger erzählt, „viel zeunens und themmens gehabt, auff das die offenbare See in großen Sturmwinden nicht durchrisse, und Samland umb Schacken und Labiaw verseuffe." Noch 1728 wird im „Erleuterten Preußen" erzählt, daß „Sarkau oft Not litt, wenn die Ostsee das Erdreich ausriß und sich dem Kurischen Haff näherte."

In der Sarkauer Forst südlich vom Dorfe ist der diluviale Untergrund von einer mehr als 2 m dicken Schicht altalluvialen Heidesandes (S. 302) bedeckt, worin eine 0,17—0,65 m mächtige Schicht Fuchserde* (in Fig. S. 302 mit b bezeichnet) etwa 1 m unter der Oberfläche lagert. Doch hat sich infolge der feuchten Seeluft ein verhältnismäßig dichter Bestand von prächtigen Kiefern und Fichten gebildet, untermischt mit weißstämmigen Birken. — Die Ländereien am Haff sind hier vorherrschend bruchig und tragen auf dem besseren Boden weiche Laubhölzer, namentlich Schwarz- und Weißerlen, während die rein torfigen Teile des Bodens nur kleine Kieferkusseln aufzuweisen haben oder völlig kahl daliegen. Das Haff nagt beständig an dem Ufer und hat die Erlenwurzeln teilweise derartig bloß gespült, daß sie einem Mangrowewalde nicht unähnlich sehen.

Das idyllisch gelegene Forsthaus Grenz, wo eine vom Haff zur See führende Schneise mit dem Namen der „faulen Brücke" auf ein früheres Tief schließen läßt, bezeichnet die Lage der alten „Falkenheide", die diesen Namen von den zahlreichen Falken erhalten hat, die früher hier gefangen wurden.

Am Südende der Sarkauer Forst senkt sich der Diluvialboden wieder unter dem Meeresspiegel; ein breiter Streifen tiefen Moorbruches bezeichnet die Stelle, wo einst das südlichste Tief** die Ver-

---

* Durch Eisenoxydhydrat zu einer festen Schicht verbundener Sand (auch Orthstein oder Ur, lit. kraulis genannt), den die Wurzeln der Pflanzen nicht zu durchdringen vermögen.

** Mit Sicherheit lassen sich außer dieser Verbindung zwischen Haff und See folgende Stellen als frühere Tiefe feststellen: 1. südlich, 2. nördlich von Sarkau, 3. nördlich von Rossitten, 4. das noch jetzt bestehende Memeler Tief.

bindung zwischen Haff und Ostsee herstellte und die Nehrung ihr Ende erreichte. Noch 1830 sollen bei einer Sturmflut die Wellen der Ostsee einige Tage hindurch über die Düne, die dort zum Schutz vor höher gehenden Wogen angehägert ist, den Weg nach dem Haff gefunden haben.

Das Klima.

Das Klima der Nehrung ist der Gesundheit in vielen Beziehungen förderlich. Der Sandboden saugt die Feuchtigkeit schnell auf und hindert die Ausbildung schädlicher Miasmen; wie der Westwind die frische, würzige Seeluft bringt, so weht von Osten reine Haffluft herüber; wo Kiefernwaldungen die Sandfläche bedecken, wird die Luft unter dem Einfluß der Sonnenglut mit reichem Ozongehalte erfüllt.

Die Lage der Nehrung zwischen den gewaltigen Wassermassen bedingt den späten Eintritt des Sommers. Bis in den Juni hinein herrscht oft eine rauhe Witterung mit häufigen Nachtfrösten. Auf den kurzen, heißen Sommer, den die in dieser Jahreszeit vorherrschenden Ostwinde bedingen, folgt ein langer Herbst, der unter dem Einfluß der wärmenden Wassermassen in der Regel eine anhaltend schöne Witterung aufweist. — Im Winter pflegen wie im Sommer die Ostwinde vorzuherrschen; daher sinkt die Temperatur nicht selten bis — 28° R. Auf den öden, nach keiner Richtung hin geschützten Dünen macht sich die Rauheit der Luft besonders geltend; beispielsweise trat die Kälte im Anfange des Januar 1897 auf der Nehrung um 7—8° R. heftiger auf als in den benachbarten Städten.

Bei der fast ununterbrochenen Zugluft, welche die beiden Gewässer hervorbringen, sind windstille Tage auf der Nehrung noch seltener, als dies in Ostpreußen ohnehin der Fall ist. Im Frühjahre und im Herbste pflegen heftige Weststürme aufzutreten, fast immer Regen mit sich führend. Sie sind den Nehrungsbewohnern keine willkommenen Gäste und haben wohl mit dazu beigetragen, daß die Siedelungen auf der ganzen Nehrung an der Haffseite angelegt sind, trotzdem hier die gewaltigen Wanderdünen sie bedrohen.

Einen Übelstand bildet auf der Nehrung der schnelle Temperaturwechsel, der sich zu jeder Tages- und Jahreszeit fühlbar macht, am

stärksten im Sommer, wo heiße Tage von kühlen Nächten abgelöst werden und häufige Seenebel einen plötzlichen Umschwung in der Temperatur herbeiführen.

Trotz dieser ungünstigen Witterungsverhältnisse übersteigt die Sterblichkeit auf der Nehrung nicht den Durchschnitt der Sterblichkeitsziffern in ganz Deutschland; bei der kümmerlichen Ernährung der Bewohner und dem Mangel an ärztlichem Beistande ein Zeichen, daß die klimatischen Verhältnisse im Ganzen genommen hier dem Menschen recht günstig sind.

Pflanzen- und Tierwelt.

Von den Strandgräsern, den Waldungen und Anpflanzungen abgesehen, tritt die Formenwelt der Vegetation auf der Nehrung naturgemäß in den Hintergrund. Dennoch giebt es eine ganze Zahl von seltenen Pflanzen, die für diese Landzunge charakteristisch sind.

Die Strand-Platterbse (Lathyrus maritimus), der Strand-Mannstreu (Eryngium maritimum), der See-Rocket (Meersenf) (Cakile maritima), die Strandaster (Aster Tripolium) und das wohlriechende Leinkraut (Linaria odora) finden sich freilich auch sonst am Ostseestrande; seltener dagegen ist der flockige Bocksbart (Tragopogon floccosus), die Moos-Rande (Linnaea borealis) mit ihren duftenden zartrosafarbenen Blüten, besonders in Schwarzort vorkommend, der Bastard-Pestwurz (Petasites spurius), das Schleierkraut (Gypsophila paniculata), eine bekannte Zierpflanze, strauchartig die Nordspitze am Sandkruge bedeckend, sonst aber nur noch auf steinigen Hügeln Niederösterreichs gedeihend. Am Sandkruge wachsen auch Ohrlöffel-Leimkraut (Silene Otites) und kleinblütiges Leimkraut (Silene parviflora), Strand-Porselein (Salzmiere) (Honkenya peploides), das mit seinem saftigen Grün die Waldungen von Schwarzort schmückt, allerdings auch sonst am Seestrande vorkommt. — Von Nord-Amerika mit Ballast eingeschleppt, gedeiht auf der Nehrungsspitze und besonders am gegenüberliegenden Ufer bei dem Leuchtturme Memels der als leicht verwildernde Zierpflanze bekannte breitblättrige Oleaster (Ölweide) (Elaeagnus argentea), süßduftende, gelbe Blüten tragend. — Außer der schon genannten Moosrande erinnern mehrere nordische, bzw.

alpine Pflanzen auf der Nehrung an die Zeit, wo nach dem Wegschmelzen der Gletscher dort noch ein rauheres Klima herrschte. So die kriechende Bögge (Goodyera repens), das einblütige Birnkraut (Pirula uniflora), die schwarze Krähenbeere (Empetrum nigrum), und der Sand-Tragant (Astragalus arenarius). Auch das jetzt lebend in Ostpreußen nicht mehr vorkommende nordische Hypnum turgescens, das in den durch übergelagerten Sand erstickten Moosschichten zu finden ist (S. 302), erinnert daran, daß einst das Klima auf der Nehrung rauher gewesen ist.

Der Pflanzenwelt gemäß hat sich die Tierwelt entwickelt. Vor etwa 100 Jahren soll auf der Nehrung eine solche Menge von Rotwild gewesen sein, daß es zur Plage für die Bewohner wurde; nach den „Kosmopolitischen Wanderungen" (1800) war auch das übrige Wild zahlreich vertreten, namentlich Rehe, Elche und wilde Schweine. Wenn wir indessen von Leonhardi (1791) hören, daß es „nur noch einige Hirsche nebst anderem kleinem Wilde" gab, so dürfte uns der gepriesene Wildreichtum mehr als zweifelhaft erscheinen. Heute erinnern an das Rotwild nur die Geweihe, die hie und da aus dem Sande hervorgeweht werden;* ferner weisen die flachen Vorländer am Haff zwischen Schwarzort und Memel, die den Namen „Hirschwiese" erhalten haben, darauf hin. Die wilden Schweine sind auf der Nehrung vollständig ausgerottet worden, Rehwild findet sich noch in zahlreichen Rudeln in der Sarkauer Forst und ist auch sonst auf der Nehrung bis Süderspitze ziemlich gut vertreten. Seit einiger Zeit hat die Nehrung wieder Elche aufzuweisen. 10—11 dieser merkwürdigen Tiere haben ihren Stand in den Waldungen bei Rossitten; sie wechseln aber bei ihrem Wandertriebe bis zum Sandkruge herüber. Gefährlich wird ihnen die Larve der Elchbremse, einer riesigen Rachenfliege (Cephenomyia Ulrichii), die ihnen durch die Nasenhohlräume bis ins Gehirn dringt und dadurch den Tod gar manches stattlichen Tieres herbeiführt. Hasen sind nur spärlich vertreten; sie zeichnen sich aber durch guten Geschmack und großes Gewicht aus, das bei einzelnen bis auf 6,5 kg steigt. Sie haben schlimme Feinde an den zahlreichen Füchsen, die

* Auch Geweihe von Dammwild sind gefunden.

auf der Nehrung heimisch sind. Von andern Vierfüßlern ist hier nur noch der Dachs zu erwähnen, der aber seltener vorkommt.

Am reichsten ist die Vogelwelt auf der Nehrung vertreten; vor allem die Sumpf- und Wasservögel, von den kleinen Strandläufern, Bekassinen und andern schnepfenartigen Vögeln bis zu den wilden Schwänen und den gravitätischen Kranichen. Ganze Wolken von kreischenden Möven und Seeschwalben erheben sich von dem „Bruch" bei Rossitten, einem flachen, z. T. mit Binsen und Schilf verwachsenen Sumpfgewässer von etwa 80 Morgen Ausdehnung, wo sie ihre Brutstätten haben. Die Bewohner von Rossitten entnehmen dem „Bruch" alljährlich 4—5000 Möveneier, die auf weite Entfernungen hin Absatz finden und 10—25 Pfennig für das Stück einbringen. Auch die Scharen von verschiedenen Arten wilder Enten, die dort nisten, sind den Jagdliebhabern sehr willkommen, ebenso die Taucher, die jedoch wegen ihrer Vorsicht und Behutsamkeit weniger leicht zu erreichen sind.

Da die Nehrung als schmaler Landstreifen zwischen zwei weiten Gewässern von den Zugvögeln mit Vorliebe zu ihrer Zugbahn benutzt wird, so stellen sich in der Umgebung des „Bruches" und der benachbarten „Pelk" im Herbste ganze Scharen von nordischen Sumpfvögeln ein. Ebenso zeigt sich im Winter auf dem Meere eine Menge nordischer Schwimmvögel, unter denen besonders die Eisente (Harelda glacialis) hervorzuheben ist. Den Krähen, welche in ungezählten Schwärmen im Frühjahre und im Herbste über die Nehrung ziehen, wird besonders bei Sarkau eifrig nachgestellt. Auch die Krammetsvögel, die in großen Zügen aus Rußland über die Nehrung kommen, werden leicht gefangen, wenn sie hier im Gesträuch einen Ruheplatz oder Nahrung suchen. Recht zahlreich trifft endlich im Herbste die Waldschnepfe ein.

Die für den Vogelzug günstige Lage der Nehrung macht diesen Landstrich, insbesondere die Gegend von Rossitten, zu einem Tummelplatz der verschiedensten und seltensten Vogelarten. Es sind bereits etwa 240 Spezies derselben festgestellt worden, unter denen Gäste vom Himalaja, von Sibirien, vom Kaspischen Meere und von Island vertreten sind.*

* Von besonders seltenen Vögeln führt Lindner in dem für die Vogelwelt der Nehrung wichtigen Buche „Die Preußische Wüste einst und jetzt" folgende an: Hausrotschwanz (Sylvia tithys), Gilbsteinschmätzer (Saxicola stapazina),

In allen Waldungen ertönt das Hämmern der Spechte, seitdem die Telegraphenstangen ihm das Anhacken auf den öden Dünenstrecken ermöglicht haben. Auf den höhern Dünen erblickt man, wenn auch selten, den Steinadler, Beute erspähend; See-, Fisch- und Schreiadler ziehen über uns ihre Kreise; die Edelfalken, die in den Schwarzorter Waldungen horsten, umfliegen kreischend den Wanderer, besonders in der Sarkauer Forst.

Durch den Fischreichtum der Gewässer werden die Milane angezogen; ebenso die Reiher, die bei Schwarzort eine Kolonie auf den sogenannten „Reiherbergen" gebildet haben. — Im Jahre 1859 stellten sich Hunderte von Kormoranen (Carbo cormoranus) ein, schwarzglänzende Vögel von der Größe einer Gans. Sie schlugen in Schwarzort nach mehrtägigem Kampfe die Reiher in die Flucht und nahmen ihre Nester in Besitz. Da sie arge Fischräuber waren, außerdem Bäume und Pflanzen schädigten, wurden sie vernichtet oder verscheucht. Mitte der achtziger Jahre kamen sie wieder; als aber einer von ihnen geschossen wurde, sind sie von neuem verschwunden und haben sich nicht wieder blicken lassen.

Das Rebhuhn ist auf der Nehrung spärlich vertreten, weil ihm dort die Getreide- und Kleefelder fehlen.

Am Seestrande sind die kleinen Strandkrebse zu erwähnen, die gegen Sonnenuntergang zu Tausenden und aber Tausenden aus ihren Sandröhren zum Vorschein kommen, um bis etwa 10 Uhr morgens

Buschheuschreckensänger (Locustella naevia), Schlagschwirl (Locustella fluviatilis), Berghänfling (Acanthis flavirostris), Rabenkrähe (Corvus corone), Zwergfliegenfänger (Muscicapa parva), östliche Rauchschwalbe (Hirundo rustica var. pagorum), kleiner Buntspecht (Picus minor), Schwarzspecht (Picus martius), Rauchfußkauz (Nyctala Tengmalmi), Sperbereule (Nyctea ulula), Uhu (Bubo ignavus), Zwergfalke (Falco aesalon), Würgfalke (Falco lanarius), Purpurreiher (Ardea purpurea), Nachtreiher (Nycticorax griseus), schwarzer Storch (Cyconia nigra) — auch der weiße Storch soll auf der Nehrung hie und da vorkommen — kleine Sumpfschnepfe (Gallinago gallinula), kleiner Sumpfläufer (Limicola platyrhyncha), dünnschnäbliger Brachvogel (Numenius tenuirostris), heller Wasserläufer (Totanus glottis), Säbelschnabel (Recurvirostra avocetta), Austernfischer (Haematopus ostralegus), Ringelgans (Anser bernicla), Rostgans (Tadorna casaria), Kragenente (Fuligula histrionica), Eismöwe (Lacus glaucus), gehörnter Steißfuß (Podiceps arcticus), rothalsiger Steißfuß (Podiceps rubricollis), Gryllumme (Uria grylle), Tordalk (Alca torda).

ihr Spiel zu treiben. Im übrigen ist der Strand arm an lebenden Wesen, auch der Auswurf von Schaltierresten ist spärlich. Sie gehören fast immer Tellina baltica, Cardium edule oder auch Mya arenaria an.

Bewohner.

Am Westfuße der Wanderdüne, wo der ältere Waldboden vom Sande entblößt wird, findet man vielfach Reste von einstigen menschlichen Wohnsitzen, die eine fortlaufende Kette von Einzelsiedelungen gebildet zu haben scheinen. Feuersteinspähne, hellfarbige Netzsenker, Mühlsteine, Steinäxte, Pfeilspitzen aus Feuerstein und andere fertige und halbfertige Geräte zeigen, daß wir es mit Abfallstätten bei alten Wohnplätzen des Menschen zu thun haben. Diese zahlreichen Funde aus der ostbaltischen Steinzeit (S. 127) zeugen nicht nur von einer verhältnismäßig starken und für jene Zeit wohlkultivierten Bevölkerung,* welche die Nehrung aufzuweisen hatte; sie sind auch für die Kenntnis der Zustände in der Steinzeit Osteuropas geradezu maßgebend geworden.

Ihre Toten haben die Nehrungsbewohner jener Zeit wohl im allgemeinen verbrannt; wenigstens finden sich außer Scherben von feinern, mit Schnurornamentik versehenen Gefäßen auch Urnen von recht grobem, stark mit Gesteinsbrocken durchsetztem Thon, roh verfertigt und mangelhaft gebrannt, die nach genaueren Forschungen für Graburnen gehalten werden. Anderseits wurde bei Rossitten eine Leiche aufgegraben, der verschiedene Werkzeuge aus der Steinzeit beigegeben waren, ein Beweis für die Totenbestattung.

Für die Bronzeperiode (S. 128) besitzt die Nehrung fast keine archäologische Bedeutung. „Es sind noch 3 sehr interessante, ältere Bronzen gefunden (2 Kelte, 1 Lanze), vielleicht auch noch ein Armring und einige römische Münzen: dies ist alles, was 2 Jahrtausende auf diesem öden Landstriche zurückgelassen haben, bis am Ende des Heidentums noch einmal ein heller Lichtstrahl die Archäologie des Ostens auf-

* In der Steinzeit wurde der Fischfang überall stark betrieben. Es ist daher nicht wunderbar, daß die von zwei fischreichen Gewässern bespülte Landzunge eine große Anziehungskraft ausübte.

klären sollte." (Tischler.) — Aber auch die Funde aus dieser jüngsten Heidenzeit, die von Zuständen Kunde geben, wie sie bei der Ankunft des Ordens allgemein in Preußen bestanden, sind wenig zahlreich, so daß wir auf einen erheblichen Rückgang der Bewohner schließen müssen. Diese hatten sich bereits in Dörfern niedergelassen; die Einzelsiedelungen waren wahrscheinlich infolge von Kriegsgefahren aufgegeben worden.

Welcher Nationalität die Nehrungsbewohner der Steinzeit angehört haben, läßt sich nicht mehr entscheiden, ebensowenig, in welcher Reihenfolge die Altpreußen, Litauer und Letten,* die neben den Deutschen die Bevölkerung der Nehrung zur Ordenszeit ausmachen, sich dort niedergelassen haben. — Bezzenberger schießt aus den Livismen in der lettischen Sprache, daß die Einwanderung nicht früher erfolgt sein könne, als sich die friedliche Mischung von Letten und Liven in ihrer alten Heimat vollzogen hatte. Da aber wiederholt Einwanderungen von lettischen Bauern stattgefunden haben, so können wir auf die Zeit der ersten lettischen Niederlassungen, in denen jene Livismen vielleicht noch nicht gebräuchlich waren, hieraus keinen Schluß ziehen. — Dies darf wohl als sicher angenommen werden, daß die lettischen Einwanderungen nach den litauischen Gebieten östlich vom Haff (s. 143) sich auch auf die Nehrung erstreckt haben, der „Kure" wird bei seiner Vorliebe für den Fischfang diese Landzunge nicht gemieden haben.

Die Beimischung des deutschen Elementes ergab sich zur Zeit der Ordensherrschaft von selbst. Schon die Bestimmung von 1427, daß in Schenken und bei der Fischerei mit Keitelgarn kein Preuße „sulle dienen oder bier schenken, unde sie ouch nymandes mytten unde uffnemen sal," die naturgemäß erst recht auch auf die Litauer und Letten Anwendung finden mußte, wird vielen Deutschen den Aufenthalt auf der Nehrung begehrenswert gemacht haben.

Am Anfange unseres Jahrhunderts scheinen die Letten die überwiegende Mehrzahl in der Bevölkerung der Nehrung gebildet zu haben; wenigstens erzählt uns Jachmann (1825), daß sich damals die kurische Sprache von Sarkau über die ganze Nehrung erstreckte, „untermischt mit Deutsch und Litauisch."

* Über die Letten oder „Kuren" (nicht zu verwechseln mit den Kuren finnischen Stammes) s. S. 143.

Heute sind die Nehrungsdörfer südlich von Nidden vollständig germanisiert (s. die weibliche Tracht auf der Abb. hierneben); in Rossitten und Sarkau bildet das samländische Plattdeutsch die Umgangssprache. Im nördlichen Teile der Nehrung ist aber noch die lettische Mundart vorherrschend, die in den Fischerdörfern am Strande bis Nimmersatt hin gesprochen wird. Nur in Schwarzort tritt das Litauische mehr hervor.

Bei der nahen Verwandtschaft des Lettischen mit dem Litauischen ist es erklärlich, daß die Kuren gewöhnlich auch die litauische Sprache beherrschen; zumal diese, wahrscheinlich infolge des Mangels an lettisch redenden Geistlichen, als Kanzelsprache in Gebrauch genommen ist.

Allgemein verstanden wird das Hochdeutsche, das sich die Bewohner zum großen Teil in der Schule angeeignet haben und deshalb, wie Passarge sich ausdrückt, wie einen seltsamen, vornehmen Gegenstand handhaben. „Sie redeten langsam,“ so erzählt er, „und bewegten sich nur in gebildeten, meist angelernten Reden und Wendungen. Sie machten ungefähr den Eindruck eines deutschen Professors, der sich mit einem altrömischen Lazzaroni unterhalten sollte, und statt der volksmäßigen Ausdrücke bloß ciceronianische Phrasen im Munde führte.“ Im allgemeinen erlernen die Nehrungsbewohner das Deutsche gern; denn seit der Unterwerfung durch den Orden gilt das Lettische als eine gemeine Bauernsprache, und die Kuren halten überhaupt nicht viel von ihrer Nationalität.

Was die **Religion** anlangt, so bekennen sich die Nehrungsbewohner fast ausschließlich zur evangelischen Kirche.

Im **Kulturzustande** steht die Bevölkerung in dem nördlichen Teile der Nehrung mit der am östlichen Haffufer im ganzen gleich. Die lettischen Frauen bedienen sich derselben Haartracht und Kleidung; die Männer, die sich im allgemeinen durch kurz geschorenes Haar und rasiertes Gesicht auszeichnen, sieht man in langen Wasserstiefeln, gewöhnlichen Beinkleidern, wollener Unterjacke und Weste, worüber eine Bluse oder ein Wolljackett gezogen ist, ihrem Gewerbe nachgehen. Gegen Regenwetter bietet eine gelbe oder schwarze Öljacke und ein Südwester (Abb. S. neben) den nötigen Schutz. Sonst werden im allgemeinen Mützen, selten Strohhüte, getragen. — Die Fußbekleidung besteht, soweit nicht barfuß gegangen wird, im allgemeinen aus Holzpantoffeln.



Fischerwohnung auf der Nehrung.

Nach einer photographischen Aufnahme von G. Klagemann in Cranz gezeichnet von C. Geist.

Die Häuser der Nehrungsbewohner sind zum größten Teil aus Bohlen im Gehrsaß erbaut und mit einem Rohr- oder Strohdach versehen, das oft nach beiden Seiten weit überhängt. Infolge der Verordnung von 1886 sieht man aber schon in den ärmlichsten Fischerdörfern Ziegeldächer auftauchen. Vielfach sind an den Giebeln eigenartige Verzierungen angebracht, die sogenannten kurischen Pferdchen oder andere Schnitzereien. — Ein Schornstein erscheint allen tüchtigen Fischern nicht nur entbehrlich, sondern sogar schädlich. Der Rauch muß seinen Weg durch den Bodenraum nehmen, weil er mit dazu beiträgt, die Netze, die dort zum Trocknen aufgehängt werden, in gutem Zustande zu erhalten. Ein Schornstein am Hause ist deshalb in den Fischerdörfern etwas so Seltenes, daß man bei der Frage nach der Wohnung des Lehrers oder des Pfarrers wohl auf das „Haus mit dem Schornstein" verwiesen wird.

Einen Schmuck erhalten diese Häuser durch die bunten, mit Figuren und Blumen bemalten Fensterläden; wobei die blaue Farbe, die der Kure ebenso wie der Litauer liebt, ganz besonders Verwendung findet. Hie und da sieht man wohl auch die Gallionen gestrandeter Schiffe als Zierrat angebracht.

Was den innern Raum der Behausungen betrifft, so liegen auf der einen Seite des Flures, wo sich die uns bereits von den Fischerdörfern am östlichen Haffufer her bekannte Küche befindet (S. 371), Vorratsräume, unter Umständen auch ein Stall, während man auf der andern Seite in das Schlaf- und Wohnzimmer gelangt, im allgemeinen mit armseligem Mobiliar, rohen Holzbänken und Holztisch, einfachen Stühlen, Himmelbett, Kasten u. dgl. ausgestattet.

In einem solchen Hause wohnen oft mehrere Familien zusammen. Wenn der Sohn erwachsen ist, schlägt er im Hause des Vaters sein Himmelbett auf, nimmt sich eine Frau und ernährt durch gemeinsame Arbeit mit den Eltern auch die neue Familie.

In der geistigen Ausbildung stehen die Nehrungsbewohner hinter den einfachen Landbewohnern anderer Gegenden nicht zurück. Für Schulen ist genügend gesorgt; auch in den einsamsten Ortschaften wie Perwelk und Preil haben die Kinder Gelegenheit, an dem in Preußen allgemein eingeführten Elementarunterricht teilzunehmen. —

Der Charakter der Bevölkerung zeichnet sich durch Einfachheit und Tüchtigkeit aus.

Der Nehrungsbewohner ist schlicht und fleißig; er arbeitet rastlos und begnügt sich mit kargem Gewinn. — Bei der ihm eigenen Bedürfnislosigkeit ist das Maß seiner Wünsche bald erfüllt: Wenn er nach der harten Arbeit der Woche auf seinem Kahne nach der Kirche fahren und im Kruge ein Glas Bier genießen kann, ist er zufrieden und glücklich. — Er lebt ruhig und friedlich und zeigt sich auch dem Fremden gegenüber freundlich und entgegenkommend. Seine strenge Rechtlichkeit artet nicht zu der Rechthaberei und Prozeßsucht aus, wie bei den Litauern. — Nur über Hab und Gut der Schiffbrüchigen haben die Nehrungsbewohner wie wohl alle Seeanwohner stets ihre eigene Anschauung gehabt; die Aneignung von gestrandetem Gut erscheint ihnen nicht als Eingriff in fremde Rechte. Noch im Jahre 1781 erklärten die Sarkauer dem Kriegsrat Heinz, „wenn Gott den Strand segne," so seien sie berechtigt, die Güter zu bergen. — In frühern Zeiten, als noch rohere Auffassungen herrschend waren, soll man sogar das Leben der Schiffbrüchigen nicht geschont haben, wenn es galt, sich ihrer Habe zu bemächtigen. Es wird gesagt, daß sich Fischersleute bemühten, durch irreführende Leuchtfeuer die Zahl der Schiffbrüche zu vermehren. Bezzenberger meint dies kurzer Hand zurückweisen zu müssen, weil bei dem herrschenden Strandrechte derartige Zustände unmöglich gewesen seien. Indessen dürfen wir nicht übersehen, daß sich die Nehrungsbewohner den Bestimmungen hinsichtlich der gestrandeten Güter auch heute nur dann fügen, wenn die Notwendigkeit sie zwingt, d. h. die nötige Aufsicht der Behörden da ist. — Daß viele von den Erzählungen, namentlich sofern sie einen Angriff auf das Leben der Schiffbrüchigen betreffen, ins Reich der Erdichtung gehören, ist schwerlich in Abrede zu stellen.

Zwingt der Kampf um das Dasein die Nehrungsbewohner ohnehin zu harter Arbeit, so verschafft ihnen ein ungünstiger Winter noch ein besonders schweres Los. Heftige Stürme überschütten ihre Wohnstätten oft derartig mit Schnee, daß sie nur mit großer Kraftanstrengung zur See und zum Haff gelangen können. Zuweilen sind sie gezwungen, den Schnee von den Dächern zu schaufeln, damit diese von der Last nicht eingedrückt werden. In knietiefem Schnee mußten sie in dem

strengen Winter 1896/97 die schweren Holzbündel auf dem Rücken oder mit dem Handschlitten herbeischaffen, weil die Vorräte an Feuerungsmaterial infolge der Kälte schon Ende Januar aufgebraucht waren. — Dieses Leben voll Arbeit und Mühsalen hat auf Gemüt und Wesen der Bewohner seine Wirkung ausgeübt: nach den fröhlichen, kindlich-harmlosen Dainos lauscht man auf der Nehrung vergeblich. Von Bezzenberger ist festgestellt, daß auf der ganzen Landzunge nur 3 Volkslieder in lettischer Sprache gefunden werden, und auch diese hat er nie singen hören.

Selbst der Märchenschatz ihrer russischen Stammesverwandten ist ihnen unbekannt; auf der ganzen Nehrung findet man kein einziges Märchen. Die Familienfeste bewegen sich in einem bescheideneren Rahmen als bei den Litauern. Die Hochzeit wird ohne Tanz gefeiert und dauert zwei Tage; der eine wird bei den Eltern der Braut zugebracht, der andere im Hause des Bräutigams. Bei der Taufe werden gewöhnlich nur 4—6 Paten zugezogen, die man mit Kuchen, Kaffee, zuweilen auch mit gebratenen Fischen oder Krähen bewirtet. Der bei den Litauern übliche Begräbnisschmaus ist den Nehrungsbewohnern fremd. Eine starke Neigung zum Aberglauben hängt wohl mit ihrer Beschäftigung zusammen, da bei dieser Glück und Zufall eine große Rolle spielen. — Der Kure hütet sich, an Festtagen, am Johannistage und am Donnerstag-Abend auf Fischfang auszufahren, weil er dann einen sichern Unfall fürchtet. An den neuen Kahn, an neue Aalschnüre und Netze sucht er durch abergläubische Gebräuche das Glück zu fesseln. Gelingt es ihm, einem in der Windrichtung fahrenden Kahne einen Strauchbesen anzuhängen, so vermag er dadurch die entgegengesetzte Windrichtung zu erzeugen, und der Besitzer des Kahnes ist empört, wenn er diesen Streich bemerkt.

Im Hinblick auf die Behauptung, daß die Kuren besonders rasch und lebhaft seien, giebt Passarge eine Schilderung von Nidden, die ebenso gut auf die andern Nehrungsdörfer passen würde: „Es liegt", sagt er, „ein unsagbarer Friede über dem Dorf und den Menschen. Sie sprechen leise mit einander; die Kinder spielen ruhig auf der Straße. Ich habe während meiner Anwesenheit kein einziges lautes Wort gehört, noch weniger eine Roheit. Es kam mir sogar vor, als ob sie der Neugierde bar wären. Wenn ich sie fragte, so antworteten sie ruhig

und bescheiden und ohne jede Verlegenheit, obwohl ihnen die deutsche Sprache nicht leicht wurde."

Wie die Liebe zur Heimat gerade den Völkern eigen ist, die weniger gesegnete Landstreiche bewohnen, so zeichnet auch den Nehrungsbewohner ein starkes Heimatsgefühl aus. Es kommt äußerst selten vor, daß er auswandert, um sich auf dem „festen" Lande niederzulassen; obwohl von der andern Seite des Haffes des öftern Ehebündnisse mit Litauerinnen vorkommen.

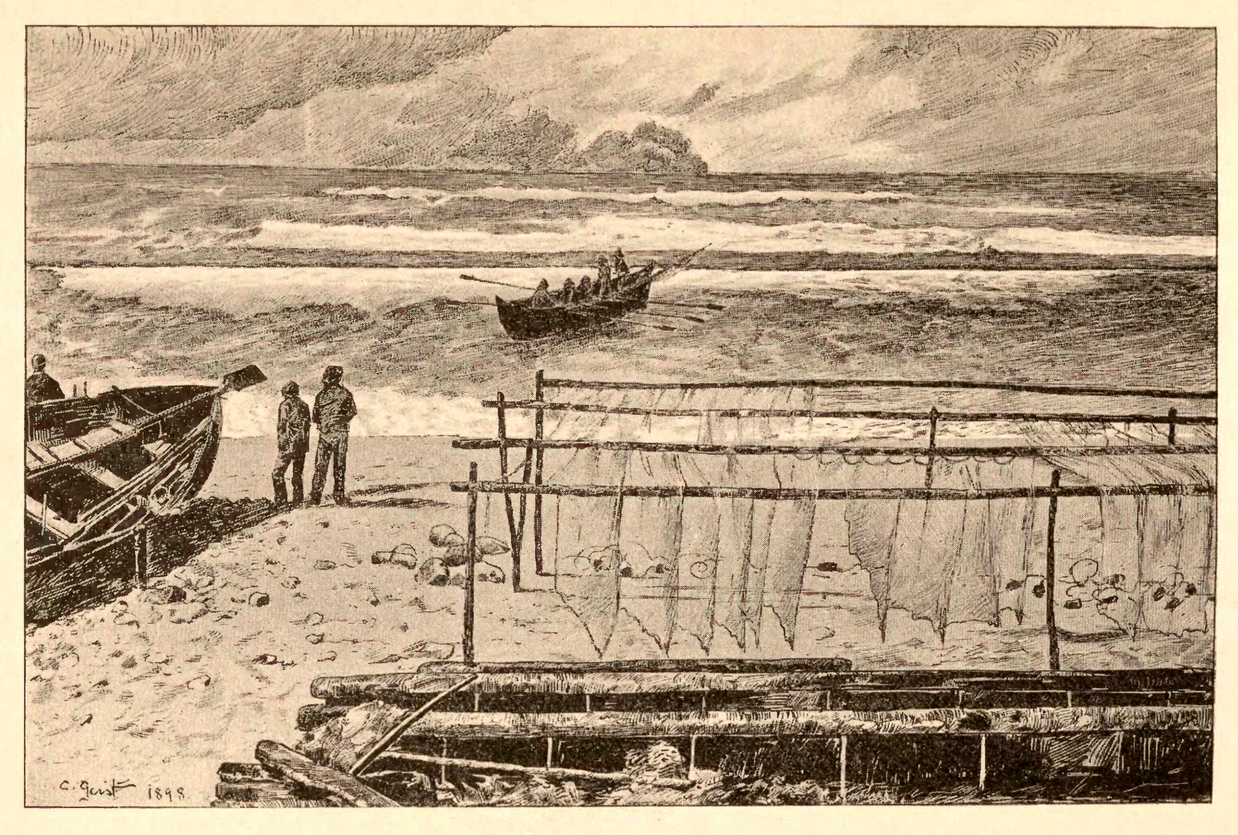
Erwerbsleben der Bewohner.

„Die Landzunge der Nehrung selbst kann den Bewohnern einen genügenden Unterhalt nicht bieten. — Wenn wir von der „Diluvialinsel" Rossitten mit ihren Getreidefeldern absehen, so zeugen nur noch die kümmerlichen Gemüsegärten und Kartoffeläcker in den Dorfschaften, sowie die Rinder und Pferde, welche am Haff oder auf der Zwischendüne weiden, von dem Bestreben, den Boden zu nützen, wo nur irgend die Möglichkeit dazu sich bietet. — Die Ausholzung der Wälder muß wegen der drohenden Sandwehen äußerst vorsichtig betrieben werden. Selbst die Waldungen bei Schwarzort bringen jährlich 2300 bis 2500 Mark von der Holznutzung ein, wenn man das Freiholz abrechnet, das die Forstbeamten und Lehrer erhalten.

Die eigentliche Nahrungsquelle der Nehrungsbewohner sind die Wasserflächen zu beiden Seiten der Landzunge; der Fischfang bildet ihren wichtigsten Erwerbszweig.

Die Fischerei auf dem Meere, wo Lachse, Störe, Dorsche, Flundern, Strömlinge u. a. gefangen werden, ist vollständig frei, aber wegen der kurzen und hohen Wellen nicht vorteilhaft zu betreiben, zumal sich an der ganzen Nehrung keine Zufluchtstätte für Fischerböte findet. Sie wird hier nur einige Monate hindurch betrieben; die übrige Zeit muß das Haff den Bewohnern den Unterhalt bieten. Dort erhebt der Staat bestimmte Abgaben und übt seine Aufsicht aus. Nur die „Realberechtigten"* dürfen mit bestimmten Gezeugen die Fischerei frei ausüben.

* Zu den Realberechtigten gehören im allgemeinen diejenigen, welche am Anfange dieses Jahrhunderts ein Grundstück auf der Nehrung besaßen oder bei Aufhebung der Hörigkeit ein solches erhielten. Ihre Rechte blieben ihnen, auch wenn das Grundstück versandete.



Strandbild von der Nehrung.

Nach einer Photographie von G. Klagemann in Cranz gezeichnet von C. Geist.

Der Fischfang wird hauptsächlich in der Nacht betrieben; bei starkem Winde auch am Tage. — Wenn das Haff mit Eis bedeckt ist, kommt das sogenannte Wintergarn oder das kleine Klippnetz zur Verwendung. Von einer großen Wuhne ziehen sich bogenförmig nach beiden Seiten zwei Reihen von kleinen dreieckigen Löchern („Zeßlöchern") hin, derartig, daß sie bei einer zweiten großen Wuhne zusammenlaufen. — In die eine dieser Wuhnen senkt man das Netz und zieht die Zipfel desselben mit Benutzung der „Zeßlöcher" vermittelst langer Stangen zunächst weiter auseinander, nähert sie dann aber allmählich, bis sie an der zweiten Wuhne, wo man das Netz herauszieht, wieder zusammentreffen.

Die gefangenen Fische werden an Händler verkauft, die sie räuchern oder in frischem Zustande auf den Markt bringen. — Der Ertrag ist ungleichmäßig, sowohl auf dem Haffe wie auf der See. Vom 13. bis 20. April 1896 wurden in Nidden etwa 9500 Mark für gefangene Lachse ausgezahlt, obwohl das Pfund im Durchschnitt nur 0,35 Mark kostete. Im allgemeinen haben aber die Fischer nicht den zehnten Teil von solchem Gewinne.

Hin und wieder gehen auch Seehunde in die Netze, von denen hier 3 Arten vertreten sind: Phoca vitulina Linn., Phoca annellata Nilss., und Phoca hispida Schreb. — Diese sind den Fischern wegen ihrer Räuberei verhaßt, zumal sie besonders den Lachsfang arg beeinträchtigen.

Von den Vögeln liefern außer den Drosseln, die bis Berlin verschickt werden, und den Möven, deren Eier von Rossitten alljährlich zu Tausenden auf den Markt kommen, besonders Krähen eine nennenswerte Einnahmequelle. In Perwelk, Preil, Nidden, Pillkoppen und besonders in Sarkau wird eine Menge dieser Vögel gefangen. Man lockt sie durch Fische und angebundene lebende Krähen auf ausgespannte Netze, die so befestigt sind, daß sie beim Anziehen der Leine von einem verdeckten Platze aus überschlagen und so die Krähen in Menge bedecken. Da der Krähenfänger die Tiere durch einen Biß in den Kopf tötet, so werden die Nehrungsbewohner wohl auch „Krähenbeißer" genannt. Das Fleisch der Krähen schmeckt nicht übel, falls sie sich nicht von Aas genährt haben und wohl zubereitet sind. Junge Krähen werden

in den Gasthäusern hie und da wohl auch genossen, wenn der Speisezettel Tauben ankündigt. Die Federn benutzt der Nehrungsbewohner zum Stopfen und Füllen der Betten. —

In früherer Zeit brachte der Fang der Falken, der in ähnlicher Weise wie der Krähenfang betrieben wurde, nicht unbeträchtlichen Gewinn; denn gerade die Nehrungsfalken waren im Auslande sehr geschätzt und sind vielfach an fremde Höfe verschenkt worden. Später haben ihnen die isländischen den Rang abgelaufen, und als im 18. Jahrhundert die Falkenbeizen allmählich aufhörten, wurde der Fang dieser Vögel zwecklos.

Im Jahre 1640 werden auch Beutner auf der Nehrung erwähnt, während heute das Gesumme der Bienen auf dieser Landzunge fast ganz verstummt ist.

Eine bedeutende Einnahmequelle bildete einige Jahre hindurch der Gewinn des Bernsteins. Zwar hat sich die Nehrungsküste stets durch Armut an diesem kostbaren Harz ausgezeichnet; indessen wußten unternehmende Männer die Schätze zu heben, die in früheren Jahrtausenden im Haffe aufgespeichert waren (S. 375). In den Jahren 1855, 1860 und 1861 wurden bei den Baggerungen zur Erhaltung der Fahrrinne in der Nähe von Schwarzort erhebliche Mengen von Bernstein gefunden. Infolgedessen gingen die Herren Stantien und Becker, die hieraus und aus dem Vorkommen von Bernstein am östlichen Haffufer auf ein größeres Bernsteinlager schlossen, 1862 mit der Regierung einen Vertrag ein, wonach ihnen die Bernsteinbaggerei bei Schwarzort für bestimmte Gegenleistungen überlassen wurde. 1864 hatte die Regierung aus der Bernsteinbaggerei eine Einnahme von 11 587 Mark, abgesehen davon, daß die Fahrrinne, deren Erhaltung jährlich 4000 Mark kostete, von Stantien und Becker offen gehalten werden mußte. Die Beschränkung auf 6 Bagger, wie sie der erste Kontrakt bedingte, wurde bald erweitert; die Zahl der großen Dampfbagger stieg auf 12 und schließlich auf 21, von 5 Dampfböten abgesehen, die außerdem im Gebrauch waren. 1868—82 betrug die jährliche Ausbeute an Bernstein 47000 bis 64 000 kg, im Jahre 1883: 75 546 kg.

Die Baggererde mußte dem Vertrage gemäß neben das Nehrungsufer geschafft und gegen das Abspülen durch die Haffwasser gesichert

werden. So ist das 30 ha umfassende platte Vorland nördlich von Schwarzort entstanden, das heute landwirtschaftlich ausgenützt werden kann. Hier wurde zugleich ein Hafen von 195 m Länge, 150 m Breite und 2,5 m Tiefe angelegt, neben dem sich umfangreiche Werkstätten, Magazine und Wohnhäuser für die Beamten, sowie zahlreiche Baracken für die Arbeiter erhoben. Es entfaltete sich in Schwarzort ein reges Leben und Treiben. Hunderte von Menschen, die hauptsächlich aus den litauischen Gebieten kamen, fanden lohnenden Verdienst, so daß sie bei gutem Leben Ersparnisse zu machen vermochten. Leider verstummte schon im Jahre 1890 das eintönige Gemurmel der Paternosterwerke und der fröhliche Klang der litauischen Dainos. — Die Baggerei wurde trotz der bedeutenden Erträge aus geschäftlichen Gründen aufgegeben, besonders weil die Bergwerke in Palmnicken genügende Ausbeute an Bernstein lieferten; die Gebäude verschwanden bis auf zwei — Litauen war um einen großartigen Betrieb ärmer geworden.

Ein Industriezweig, dessen Produkte in andern Landesteilen abgesetzt werden könnte, ist auf der Nehrung überhaupt nicht vorhanden. Da eine einzelne Ortschaft nicht Handwerker jeder Gattung zu ernähren vermag, so ist der Nehrungsbewohner vielfach auf herumwandernde Meister und Gesellen angewiesen; bei den Bauten werden nur Arbeiter vom „Festlande" genommen.

Der Verkehr auf der Landzunge ist äußerst schwierig. Am Strande sinken selbst die breiten, plumpen Räder der dort zur Verwendung kommenden Wagen oft tief in den Sand ein; am Haff zwingen die vielen Vorsprünge zu weiten Umwegen, so daß aus drei Meilen, in gerader Linie gemessen, mindestens vier werden, und in der Zwischendüne wird der Weg wegen der Unebenheiten stellenweise unpassierbar. Trotzdem bildete die Nehrung in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine Heerstraße, die wiederholt zu Kriegszügen benützt worden ist. — Nach der Errichtung der Posten stellte sie die Hauptverbindung zwischen Königsberg und Memel* her. Tagelang ging es mit einer unglaublichen Langsamkeit durch den tiefen, knirschenden Sand, man war gezwungen, in ganz erbärmlichen Gasthäusern sein Nachtquartier aufzu-

* Den Verlauf der alten Poststraße verfolge man nach der Karte von der Kurischen Nehrung.

schlagen und wurde noch dazu durch die Erzählungen von gewaltigen Gefahren geängstigt. — In der Nähe der Straße waren Strandbuden errichtet, die den Reisenden eine Unterkunft bieten sollten; seit dem Jahre 1828 wiesen Weidenbäume, die vereinzelt noch hie und da aus dem Sande aufragen, von Sarkau bis vor Memel den sichern Weg; aber bald darauf (1833) wurde nach Vollendung der Königsberg-Tilsiter Chaussee (1829) die Nehrung als Poststraße aufgegeben. — Diesen Weg hat noch die Königin Luise auf ihrer Flucht von Königsberg nach Memel benützt. Sie mußte in einer Fischerhütte übernachten, wo durch die zerbrochenen Fensterscheiben die Schneeflocken auf ihr Lager fielen. Im Dorfkruge zu Nidden soll sie mit dem Stein ihres Diamantringes die Verse aus Goethes „Wilhelm Meister" auf einer Fensterscheibe eingeritzt haben:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte."

Ein herrliches Gemälde von Heydeck bringt diese ergreifende Scene zur Darstellung.

Heute ist die Nehrungsstraße, an der statt der Weidenbäume, zum Teil Holzpfähle den Reisenden zurechtweisen, von geringer Bedeutung. Die Nehrungsbewohner benutzen mit Vorliebe das Haff, im Sommer vermittelst des Bootes, im Winter mit dem Schlitten. Hindernd sind in dieser Zeit nur die Eisspalten, die auf eine Länge von mehreren Meilen in einer Breite von etwa 3 m mit donnerähnlichem Getöse auseinanderbersten und fast nie wieder zufrieren. Außerdem nimmt die Strömung in der Fahrrinne das Eis von unten wie mit einem Hobel weg, so daß zuweilen Fuhrwerke einbrechen, obwohl am Tage vorher die Stärke der Eisdecke noch 0,5 m betragen hat. — Eine regelmäßige Verbindung mit Königsberg und Memel besitzen die Nehrungsdörfer im Sommer durch die täglichen Fahrten des Dampfers „Cranz", der in Schwarzort anlegt, mit Nidden und Rossitten die Verbindung wenigstens durch An- und Abbooten herstellt. In Schwarzort machen außerdem die Tilsiter Dampfer Station, sowie die zwischen Memel

und Königsberg über die Deime verkehrenden Frachtdampfer, die durch An- und Abbooten auch mit Nidden in Verbindung stehen.

Die Ostsee, an der Nehrung ohne natürliche Häfen, ist für den Verkehr der Nehrungsbewohner wertlos. Nur hin und wieder kommt von hier unfreiwilliger Besuch durch Schiffbrüchige, die an der gefährlichen Flachküste stranden. Im Kreise Memel haben von 1818 bis 1896 im Durchschnitt jährlich 3 Strandungen stattgefunden.* — An der Süderspitze bei Schwarzort, Nidden, Rossitten und Cranz sind Rettungsstationen errichtet; um den Eifer der Fischer anzuspornen, hat man für die Erhaltung jedes Menschenlebens eine Prämie ausgesetzt.

Siedelungen.

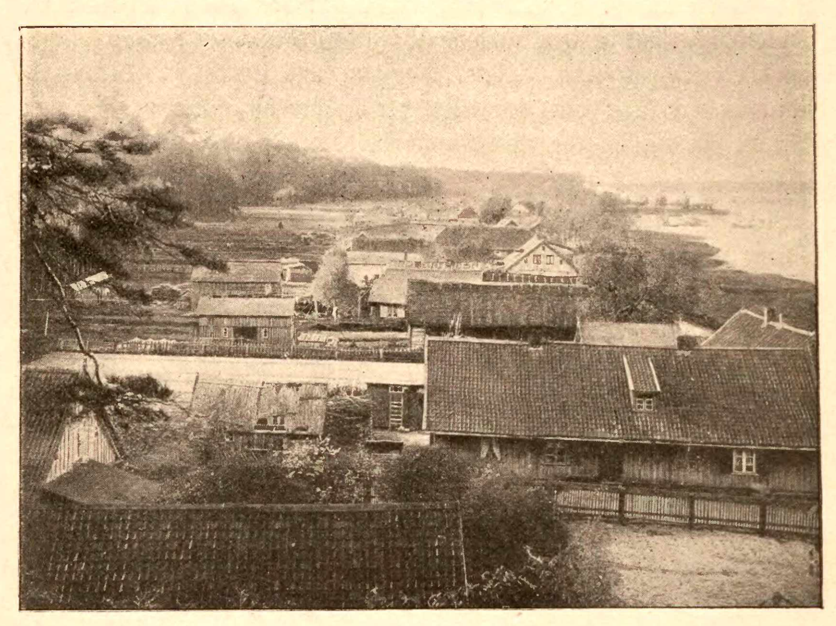
Die Nehrungsdörfer sind ausnahmslos an der Haffseite gelegen, wo die Dünen vor den rauhen Seewinden und den Stürmen, die vorzugsweise von Westen kommen, genügenden Schutz bieten. Auch die wirtschaftlichen Verhältnisse bedingen die Ansiedelung auf der östlichen Seite, weil der Hauptfischfang im Haff stattfindet, die Fischereigeräte aber nur mit Schwierigkeiten über die Düne geschafft werden können. Mit Vorliebe sind aus diesem Grunde für die Ansiedelung paßartige Einsenkungen ausgewählt, welche die Verbindung zwischen Haff und See erleichtern.

Auf der nördlichsten Spitze der Nehrung liegt das Fort, das 1867 zum Schutz der Hafeneinfahrt angelegt wurde, seit einem Jahre aber als Festung aufgegeben ist. Im Süden schließen sich daran mehrere Fischerhäuser und eine Försterwohnung; der Dangemündung gegenüber erhebt sich auf steil ansteigendem Dünenhügel der Sandkrug, der im Winter zuweilen von den Memelern besucht wird. Die zahlreichen Sommergäste nimmt der am Fuße des Hügels geschmackvoll errichtete Pavillon, sowie eine offene Veranda auf, von wo Promenaden in die sich daranschließenden Waldungen und nach „Hagens Höhe", einem vorzüglichen Aussichtspunkte, führen. Vom Sandkruge sowohl wie von

* Nach der von Herrn Lootsenkommandeur Krueger freundlichst veranstalteten Auszügen berechnet.

dem weiter nordwärts gelegenen „Ballastplatze“ gelangt man auf bequemen Wegen zum Strande mit den dort errichteten Badebuden.

Etwa 18 km südlich vom Sandkruge liegt das Kirchdorf Schwarzort (kur.: Schwartenòrta, Schwartenùrta, Schätmerta) mit 440 E., das im flachen Halbkreise von Dünen umschlossen wird. Es scheint vor



Das Fischerdorf Schwarzort von Süden aus gesehen.
Nach einer Photographie von G. Klagemann in Cranz.

etwa 2 Jahrhunderten entstanden zu sein; wenigstens erhielt der Besitzer eines zwischen Negeln und Memel befindlichen Kruges 1680 die Erlaubnis zur Errichtung mehrerer Fischerhäuser. Bei der Versandung Karwaitens gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die dortige Kirche nach Schwarzort verlegt und 6 Wirte des versandeten Dorfes ließen sich in Schwarzort nieder. Es entstand südlich von der Kirche „Karwaiten“ oder „Neu Schwarzort“, das aber ebenso wie die zwischen der Kirche und den alten Wohnplätzen errichteten Fischerhäuser von vornherein mit Schwarzort ein Gemeinwesen bildeten. — Hier stehen

auch heute noch alte Holzhäuser mit überhängendem Dache, echte Typen für alle litauische Fischerwohnungen; z. T. sind jedoch bereits recht ansehnliche Gebäude mit Glasveranden entstanden; der wilde Wein, der sich an der Vorderseite einzelner Häuser emporrankt, giebt ihnen ein freundliches Aussehen.

Als um 1880 die liebliche Nehrungsoase mit ihrer heilkräftigen Waldung anfing, Badegäste anzuziehen, entstanden nördlich von dem Fischerdorf stattliche Villen und Gasthäuser; das Bade-Komitee, in welchem die Herren Kaufleute Louis Müller und Werner eine eifrige Thätigkeit entfalteten, ließ prächtige Promenaden mit Ruhesitzen an geeigneten Plätzen herstellen und sorgte dafür, daß der Aufenthalt den Badegästen so angenehm wir möglich gemacht wurde. — Es darf deshalb nicht wunderbar erscheinen, daß sich die Zahl der Sommergäste stetig vermehrte und daß trotz der Neubauten zuweilen wegen Überfüllung keine Unterkunft zu finden war. In den letzten Jahren hatte die Kurliste im Durchschnitt 1700 Personen aufzuweisen.

Die Niederlassungen, welche die Bernsteinbaggerei mit sich brachte, (S. 431) waren anfangs mit Schwarzort zu einem Gemeinwesen verbunden, wurden aber bald getrennt und bildeten einen eigenen Gutsbezirk.

Von Alt Negeln, das unmittelbar nördlich vom Negelnschen Haken gelegen war, wissen wir weder, wenn es erbaut ist, noch bis wann es bestanden hat. — Durch eine Urkunde von 1486 ist das Vorhandensein des „Krük zu Negelen" bezeugt; auch Aktenstücke von 1515 geben von der Existenz Negelns in jener Zeit Kunde. Es scheint zwischen 1673 und 1728 versandet zu sein. — Erheblich südlicher lag Negeln (kur.: Agila, Agela, lit.: Agils), das bis zur zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts bestand, obwohl es schon 1792 von der Versandung bedroht war. Es scheint stets ein „armseliges Fischerdorf" gewesen zu sein, wie es Jachmann i. J. 1825 bezeichnet. Von den Bewohnern wandten sich die ersten Auswanderer nach Purwin (Nidden); die späteren siedelten sich auf zwei weiter südlich gelegenen, fast vollständig kahlen Plätzen an, wo sie Perwelk und Preil gründeten.

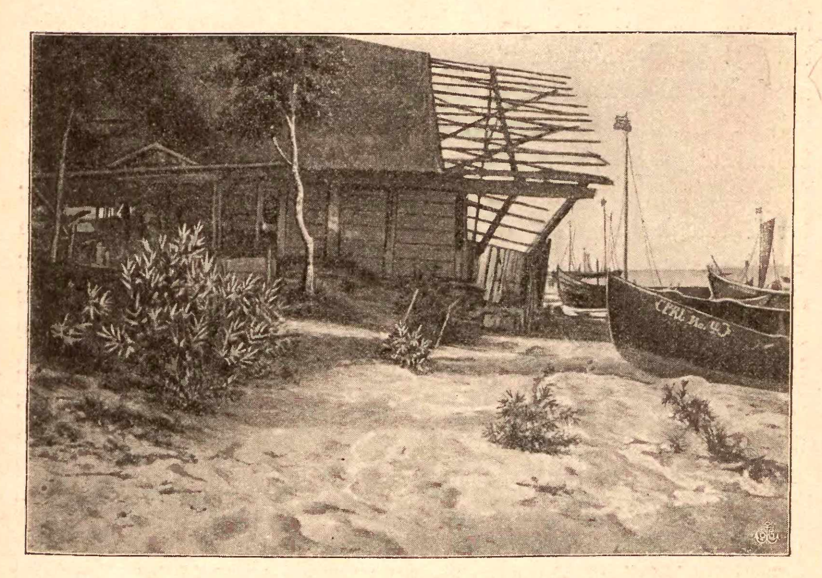
Perwelk (kur.: Pärwälka, Pärwalka), etwa 15 km von Schwarzort mit 92 E., und Preil (kur.: Préili) noch gegen 4 km weiter südlich gelegen mit 225 E., gehören zu den armseligsten Ort-



Die Kirche in Schwarzort.

Nach einer Photographie von M. Garfein in Memel. (Aus dem „Führer durch Memel".)

schaften Deutschlands. Man findet ebenda Holzhäuschen, die einen traurigen Anblick gewähren, z. T. kaum vermuten lassen, daß es menschliche Wohnstätten seien; die Armut blickt aus Thüren und Fenstern. An einem armseligen Gebäude in Preil ragten im vorigen Jahre die Sparren zur Hälfte nackt in die Luft; Schneeflocken fielen von oben her in den schmalen Flur, aus dem man in eine nicht viel breitere,



Fischerhaus in Preil, durch Flugsand und Wasser zerstört.
Aus dem „Führer durch Memel".

notdürftig bedeckte Kammer mit kleinen Fensterchen gelangte. Dies war die Wohnung für eine ganze Familie: Mann, Frau, und 4 Kinder! Die strengen Polizeivorschriften müssen hier notgedrungen vor der Dürftigkeit Halt machen. — Das Haus auf dem vorstehenden Bilde wird von dem Preiler für ebensowohl bewohnbar gehalten wie das oben geschilderte. (Vgl. auch das Bild auf S. 406.)

Daß die Gewässer die Arbeit der Bewohner von Perwelk und Preil so wenig lohnen, liegt an der Mangelhaftigkeit der zum Fischen notwendigen Gerätschaften, die sie infolge ihrer Armut nicht durch bessere ersetzen können.

Zwischen den beiden Ortschaften lag einst Karweiten (kur.: Karwiki), das ebenso wie Negeln von den Sandbergen verschüttet ist. Es kommt bereits in einer Urkunde von 1509 vor und hat bis 1797 noch einige Wohnstätten aufzuweisen (S. 399), wenn auch die Versandung seit 1781 sehr rasche Fortschritte machte. — Im 18. Jahrhundert umfaßte der Ort 20—30 Feuerstellen mit Garten und Ackerland und hatte einen eigenen Pfarrer. Ja, es scheint, als ob Rhesa den Ort im Gegensatz zu Negeln mit Recht als „das friedliche Dorf mit sel'gen Wohnern und Hütten" besingen konnte. — Martin Ludwig Rhesa ist in Karwaiten als Sohn eines „Gastgebers und Strandbedienten" geboren,* der einzige Mann von der Nehrung, der sich zu höhern Ehrenstellen im Staate emporgeschwungen hat. Als Professor der Theologie und Konsistorialrat in Königsberg hat er sich um das Studium der litauischen Sprache verdient gemacht und ist Herausgeber einer 1816 erschienenen litauischen Bibel, sowie mehrerer Dainos. Er übersetzte ferner das „Jahr" von Donalitius (S. 194) und verfaßte selbst Gedichte in deutscher Sprache, die in der „Prutena" gesammelt sind. — Eingedenk der Wohlthaten, die er selbst in der Jugendzeit genossen hatte, stiftete er in Königsberg das „Rhesianum", wo unbemittelte Studenten freie Wohnung erhalten.

Etwa 7,5 km südlich von Preil liegt das Kirchdorf Nidden (kur. und lit.: Nida), ebenso wie Schwarzort zirkusartig von Dünenwällen umschlossen. Es wird bereits 1437 erwähnt, scheint aber frühe unter Sandwehen gelitten zu haben; denn schon 1600 klagt der Krüger des Ortes in einem Gesuch an die Behörden, daß in Nidden nichts als Sand zu erblicken wäre, daß sie „Wiesen und graß weit über 3 meilen nicht ohn einfallende Leibs- und Lebensgefahr holen müßten." Als die Dünen das Dorf bedrohten, suchte ein Teil der Bewohner weiter nördlich unter den Resten des früher ausgedehnten Kiefernwaldes Schutz und gründete hier Skrusdin (kur.: Skrusdeena, d. i. Ameisendorf). Die Häuser, in langer Reihe sich hinziehend, mit dem Giebel nach dem Haffe gerichtet, sind nur durch einen vom Angiu Kalns

* Nach dem Kirchenbuche am 9. Januar 1776, nach seiner eigenen Angabe am 9. Juni 1777.



Nidden.

Nach einer Photographie von G. Klagemann in Cranz.

(Schlangenberge) auslaufenden Sandrücken, der den Kirchhof mit den einfachen Holzkreuzen trägt, von Nidden getrennt.

Das noch weiter nördlich gelegene und deshalb scherzweise „Grönland" genannte Purwin (kur.: Purwini, d. i. Schmutzdorf) erinnert mit seinen armseligen Häusern an die Schwesterorte Perwelk und Preil und scheint ebenfalls die Vermutung von der einstigen Dürftigkeit des Mutterdorfes Negeln zu bestätigen. — Nidden bildet mit diesen Bestandteilen und Haken, das wegen der Lage im Süden des Dorfes scherzweise „Klein-Asien" genannt wird, einen Gemeindebezirk von 970 E., der sich langgestreckt am Haffufer hinzieht. Es verursachte früher keine geringe Anstrengung, die 1080 m lange sandige Dorfstraße bei trockener Jahreszeit zurückzulegen; in diesem Jahre hat man sie dank den Mitteln, welche die Provinz und der Kreis hergegeben haben, mit Lehm eindecken und mit einer Kiesschüttung versehen können. — Nidden ist zwar auch ein Fischerdorf, hat aber z. T. recht ansehnliche Gebäude, an die sich von hübschen Stacketenzäunen eingehegte Gärten mit Kartoffel- und Gemüseland anschließen. — Die Wiesen, welche die Bewohner jenseits des Haffes besitzen, ernähren den für ein von sandigen Dünen umgebenes Fischerdorf hohen Bestand von etwa 80 Stück Rindvieh. Für die Fischerkähne ist durch 2 Molen ein geräumiger Hafen errichtet. (Vgl. S. 407.)

An einer etwa 200 Schritt breiten Senke des Dünenzuges, die eine bequeme Verbindung zwischen See und Haff bietet, etwa 10,5 km südlich von Nidden liegt Pillkoppen (kur.: Pilkupa, lit.: Pilkups) mit 207 E. — Es ist jedenfalls aus Neustadt (d. i. neue Stätte, sc. eines alten Dorfes) entstanden, das in der Mitte zwischen Pillkoppen und dem Predinberge am Altdorfer Berge (kur.: Wäzazeems) gelegen war. Hennenberger (1595) erwähnt Pillkoppen noch nicht; wie viel später das Dorf entstanden ist, läßt sich nicht entscheiden.

Infolge von Versandung, Brandschaden, Kriegsnot und Viehseuchen verließen einige Bewohner (nachweislich vor 1728) Pillkoppen und gründeten etwa 3 km nördlich Neu Pillkoppen, das 1791 die doppelte Zahl von Feuerstellen hatte wie das Mutterdorf (12:6). Bald darauf aber begannen die Sandberge vorzudringen und türmten sich 13—17 m hoch über dem Dorfe auf. Die Bewohner wanderten

allmählich aus, entweder nach (Alt) Pillkoppen oder nach andern Nehrungsdörfern, der letzte i. J. 1839. — (Alt) Pillkoppen ist von weitern Sandwehen verschont geblieben, weil die Berge ihren Gang änderten. Die Gefahr, welche dem Ort in letzter Zeit vom Petschberge drohte, hat die Bepflanzung dieses Berges abgewendet. — Pillkoppen ist eins der wohlhabenderen Fischerdörfer; es besitzt etwa 25 Pferde, gegen 40 Stück Vieh, das auf der Palwe weidet, und etwa 100 Schafe. Die reinlichen Holzhäuser unterscheiden es schon schon im Äußern vorteilhaft von Perwelk und Preil.

Am Predinberge auf einem Stück Land, das weder Äcker noch Weiden hatte, wurde im Anfange der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts das Fischerdorf Preden (kur.: Preedine; preede: Fichte) gegründet. Die ganz verfehlte Anlage hat aber wohl nur wenige Jahrzehnte bestanden; außer den Taufregistern giebt nichts von seiner einstigen Existenz Kunde.

Von der Feste Neuhaus, die nach Hennenberger 1283 etwas nördlich vom Altdorfer Berge zum Schutze gegen die Einfälle der Zamaiten errichtet sein soll, hat Bezzenberger nachgewiesen, daß sie am Ende der Nehrung bei Cranz zu suchen ist.

In Rossitten (kur.: Rasite) findet man ordentliche Bauernhöfe mit Scheunen, Viehställen und Schuppen. Neben dem Ackerbau wird aber auch Fischfang betrieben; denn zu dem 402 E. zählenden Dorfe gehören außer den Weiden nur etwa 12 Hufen Ackerland, so daß, von dem Besitzer des Gasthauses abgesehen, jeder Wirt nur etwa 1/4 Hufe besitzt. — Das Schloß, welches an der Nordostspitze Rossittens gelegen war, wird in bestimmter Weise erst 1403 erwähnt; es bestand aber jedenfalls viel früher; die Gründung des Dorfes dürfte auf noch ältere Zeiten zurückzuführen sein. Zu Hennenbergers Zeiten war das Schloß nicht mehr; auch die „Rudera“, die 1728 noch am Haff zu sehen waren, sind längst von den Fluten verschlungen. — Rossitten hat einige recht ansehnliche Gebäude aufzuweisen; die kleine, aber schmuck gebaute Kirche und die Villa, die für den um die Kenntnis der Rossitter Vogelwelt verdienten Ornithologen Dr. Flöricke erbaut wurde, gereichen dem Ort zur Zierde.

Etwa 5 km südlich von Rossitten liegen die Reste von dem einst

„blühenden Kirchdorf“ Kunzen,* das eine sehr alte Ansiedelung gewesen zu sein scheint. In der Mitte des 16. Jahrh. hatte es außer dem Kruge „26 besatzte Vischer Erbe“, wozu umfangreiches Ackerland und umfassender Laubwald gehörte. Aber noch in demselben Jahrhundert begann die allmähliche Versandung. Im Jahre 1822 war von dem Ackerlande, das einst 11 Hufen und 9 Morgen umfaßt haben soll, nur noch 1 Hufe nebst 19 Morgen übrig, und in den dreißiger Jahren türmte sich die Wanderdüne in der ganzen Höhe über dem Dorfe auf.

Die Dorfreste, welche zwischen Kunzen und Sarkau gefunden werden, bezeichnen die Stätten, wo Neu- und Alt-Lattenwalde im 17. und 18. Jahrh. gestanden haben. Die frühere Existenz eines Dorfes Stangenwalde glaubt Bezzenberger nach eingehenden Forschungen in Abrede stellen zu müssen.

Sarkau (kur.: Särkawa, Zarkau, Zarkowa; lit.: Szárkowa, Sarkau), der südlichste Ort der Landzunge (370 E.), ist eins der ärmsten Nehrungsdörfer. Nur von der Haffseite gesehen, macht es mit den grünen Waldungen der Plantage im Hintergrunde einen angenehmen Eindruck; im Dorfe selbst, wo man die dürftigen mit Rohr gedeckten Holzhäuser zwischen den übersandeten Kartoffeläckern liegen sieht, tritt seine Armseligkeit nur zu sehr vor Augen. Bock erzählt 1782, daß es vor 10 Jahren gute Küchengärten gehabt habe, diese aber infolge von Übersandung verloren gegangen seien. Zu diesem Übelstande gesellte sich aber noch eine Verminderung des Fischereiertrages in jenen Gegenden,** so daß die Sarkauer gezwungen waren, im Sommer ein vollständiges Nomadenleben zu führen, nachdem sie daheim ihre Wohnungen vernagelt hatten. Sie ließen sich bald bei diesem Dorfe, bald bei jenem nieder, um zu fischen, und wenn es anging — zu stehlen. „Vor Gestalt und Anzug sollte man sie für Einwohner des Feuerlandes halten, so verbrandt, lumpigt und defigurirt

---

* Die armseligen Niederlassungen in Neu Kunzen stehen mit dem alten Kunzen in keinem Zusammenhange.

** Ein amtliches Protokoll von 1786 besagt: „. . . Es ist aber bekannt, daß in diesen Gewässern (d. i. bei Sarkau) seit einigen Jahren der Fischfang sich unbeschreiblich verringert hat . . .“

sahen sie aus." In den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts besserten sich allmählich die Verhältnisse der Sarkauer; 1869 brachen nur noch 6 Familien nach dem Strande bei Memel auf. — Heute nährt die Fischerei in den heimischen Gewässern, wo besonders Flundern zahlreich gefangen werden, die Bewohner, welche außer dem Fischfange eifrig dem Krähenfang obliegen.

Die Niederlassung ist alt; jedenfalls bestand das Kirchdorf Sarkau schon 1569. Die Seelsorge fiel später dem Pfarrer von Kunzen und Rossitten zu; seit 1883 predigt der Pfarrer aus Cranz in dem wenig ansehnlichen Gotteshause.

Vor einigen Jahrzehnten bestand nördlich von Cranz noch eine eigentümliche Ansiedlung, die den Namen Neucranz führte, vom Volkswitz nicht unzutreffend ‚Lausendorf' benannt wurde. Die Leute lebten mit Weib und Kind wie echte Troglodyten in Höhlen, die sie in den Sandberg gruben und mit Ästen und Zweigen der Bäume befestigten. Sie nährten sich von Waldarbeiten, verschmähten es aber auch nicht, Raubanfälle zu machen. Aus diesem Grunde wurde ihnen der Aufenthalt im Walde untersagt. Heute sucht man vergeblich nach einer Spur von diesen eigenartigen Wohnungen.*

Die Bevölkerungsdichtigkeit ist auf der Nehrung bei den weiten öden Strecken naturgemäß eine sehr geringe; es kommen auf 1 qkm 19 Bewohner. Sie dürfte auch nicht viel bedeutender werden, wenn die Aufforstung der Dünen vollständig durchgeführt sein wird. Aber die Waldungen werden auf ein glücklicheres Geschlecht herabblicken als jetzt die Dünenwälle mit ihrem kahlen Scheitel. Geschützt

* Außer der schon in frühern Abschnitten aufgeführten Litteratur ist hervorzuheben: Berendt, „Geologie des kurischen Haffs" in den „Schr. d. phys. ök. Ges.", 1868. — Schumann, „Ein Tag in Schwarzort" in den „Neuen Pr. Prov.-Bl.", 1859. — Bezzenberger, „Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner" in den „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde", 1889. — Berendt, „Reise über die Kurische Nehrung" in der „Altpr. Monatsschrift", 1867. — Schiweck, „Die Festlegung und Aufforstung der Wanderdünen auf der Kurischen Nehrung" in der „Ztschr. f. Jagd- u. Forstw.", 1894. — Für die Vogelwelt der Nehrung ist wichtig: Lindner, „Die Preußische Wüste einst und jetzt", 1897; und Flöricke, „Naturgeschichte der deutschen Sumpf- und Strandvögel", 1897.

vor den Sandwehen werden die Äcker und Weiden am Haff an Wert gewinnen und die Forsten den Bewohnern Gelegenheit zu mancherlei Nebenverdienst bieten. — Auf der Nehrung wie in der Niederung feiert der Mensch seine Triumphe über die Gewalt der Natur. Möchten hier wie dort seine Arbeiten einen glücklichen Fortgang nehmen, zum Segen der kindlich-harmlosen, und doch in kühnem Wagemut den Wogen trotzenden Nehrungsbevölkerung, zum Segen der arbeitsamen Bewohner des Memeldeltas!

Druckfehler und Berichtigungen.

S. 4, Z. 11 v. o. ist hinter „Minuten" einzuschieben: „am südlichsten Punkte Deutschlands (47° 16′) um 1 St. 38 Min."
S. 4, Z. 5 v. u. lies: „Lietuwninkai" st. „Lietuwnintai".
S. 16, Z. 13 v. o. lies: „Broszeitschen" st. „Broszeitsche".
S. 92, Z. 1 v. o. lies: „akmenys (Steine) oder auch miestas (Stadt)" st. „akmen", d. i. „gesunkene Stadt".
S. 124, Z. 18 v. o. lies: „patens" st. „pateus".
S. 124, Z. 24 v. o. lies: „verrucosa" st. „verricosa".
S. 125, Z. 10 v. u. lies: „epipsila" st. epipsita".
S. 125, Z. 4 v. u. lies: „Cenolophium" st. „Canolophium".
S. 140: Ein schmaler Streifen an der Küste von Memel bis Nimmersatt sollte die Schraffierung „Kuren und Litauer" haben.
S. 313, Z. 12 v. o. lies: „große" st. „groze".
S. 338, Z. 13 v. o. lies: „Agilla und Juwendt" st. „Agilla Juwendt".
S. 349: Zur Unterschrift des Bildes hinzuzufügen: „Nach einer Photographie von R. Minzloff in Tilsit".

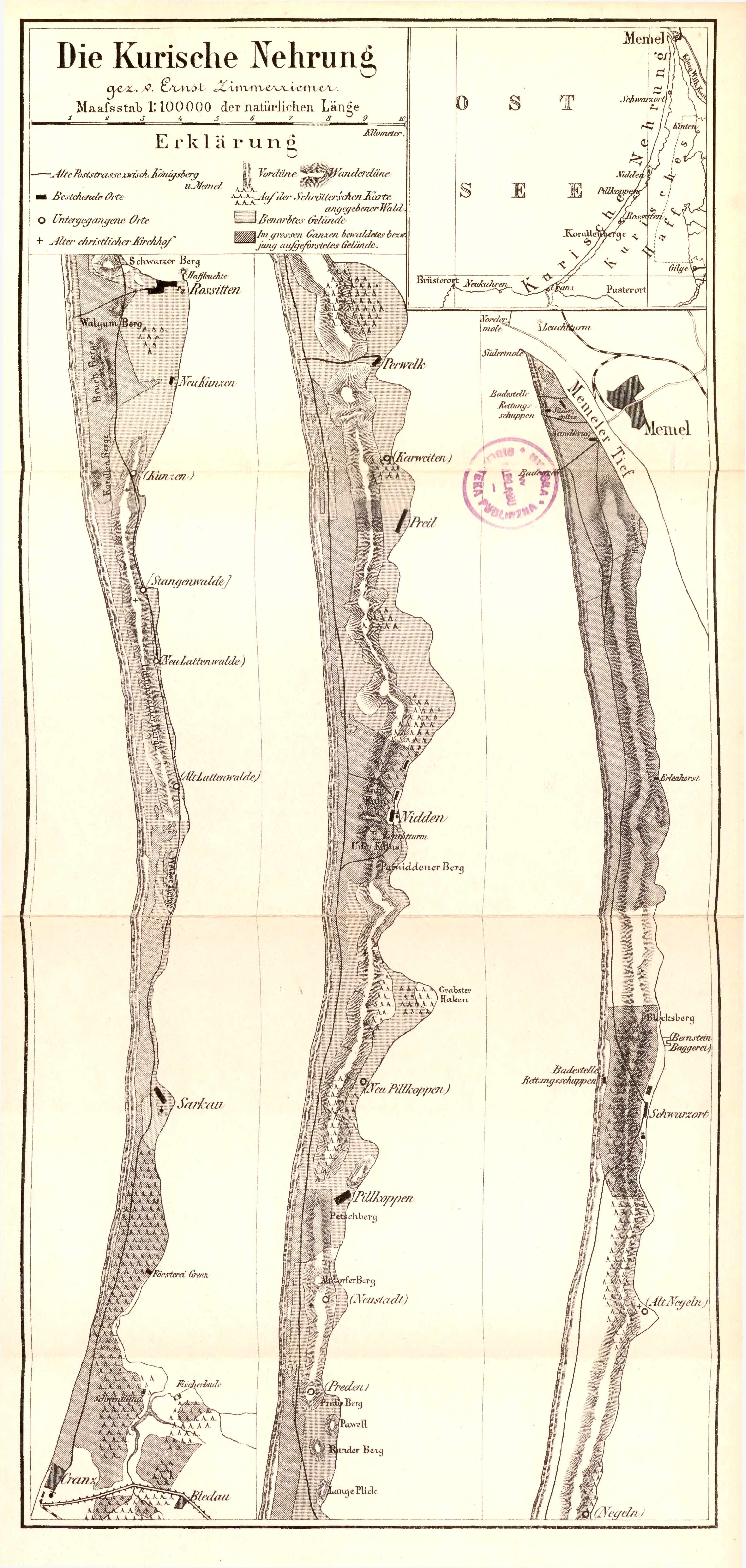
Namen- und Sachregister.

L.

M.

T.

U.


Die Kurische Nehrung
gez. v. Ernst Zimmerriemer.
Maafsstab 1:100000 der natürlichen Länge
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10
Kilometer.
Erklärung
Alte Poststrasse zwisch. Königsberg u. Memel
Bestehende Orte
Untergegangene Orte
Alter christlicher Kirchhof
Vordüne
Wanderdüne
Auf der Schrötter'schen Karte angegebener Wald.
Benarbtes Gelände
Im grossen Ganzen bewaldetes bezw. jung aufgeforstetes Gelände.
Memel
OST SEE
Kurische Nehrung
Kurisches Haff
Schwarzort
Kinten
Nidden
Pillkoppen
Rossitten
Korallenberge
Gilge
Brüsterort
Neukuhren
Cranz
Pusterort
Schwarzer Berg
Haffleuchte
Rossitten
Walgum Berg
Bruch Berge
Neu Kunzen
Korallen Berge
(Kunzen)
[Stangenwalde]
(Neu Lattenwalde)
Lattenwalder Berge
(Alt Lattenwalde)
Weisse Berge
Sarkau
Försterei Grenz
Fischerbude
Schwentland
Cranz
Bledau
Perwelk
(Karweiten)
Preil
Nidden
Beobachtturm
Parniddener Berg
Grabster Haken
(Neu Pillkoppen)
Pillkoppen
Petschberg
Altdorfer Berg
(Neustadt)
(Preden)
Preden Berg
Pawell
Runder Berg
Lange Plick
Norder mole
Leuchtturm
Südermole
Badestelle Rettungs schuppen
Memeler Tief
Memel
Erlenhorst
Blocksberg
(Bernstein Baggerei)
Badestelle Rettungsschuppen
Schwarzort
(Alt Negeln)
(Negeln)

Neuerer Verlag von Hobbing & Büchle in Stuttgart.

Als erster Band der Abteilung: **Städtegeschichten** unseres Sammelwerkes „Deutsches Land und Leben“ ist im Herbst v. J. 1897 erschienen:

Die Geschichte der Stadt
Naumburg an der Saale

von

Dr. Ernst Borkowsky.

Mit 14 Abbildungen hervorragender Kunst- und Bau-Denkmäler, 5 Stadt-Ansichten und einer Siegeltafel 1897.

Ungebunden 4 Mark, fein gebunden 5 Mark.

„Geradezu das Muster einer Stadtgeschichte, in der sich die ganze Vergangenheit der thüringischen Landschaft wiederspiegelt. Schon dieses Werk, das die Reihe der unter dem Gesamttitel „Deutsches Land und Leben“ erscheinenden Landschaftskunden und Städtegeschichten eröffnet, beweist, daß wir es hier mit einer bedeutenden Unternehmung zu thun haben, dessen Förderung wir allen Vaterlandsfreunden ans Herz legen.“

(Kritik des „Bär“, Zeitschr. f. d. Gesch. Berlins.)

Gustav F. Steffen:

I. **Aus dem modernen England.** Eine Auswahl Bilder und Eindrücke. Zweite Auflage. 1896.

II. **Streifzüge durch Großbritannien.** Schilderungen und Beobachtungen aus Stadt und Land. 1896.

Beides reich illustrierte stattliche Bände von feinem Äußeren, geb. je 9 Mark.

Unbestritten die gehaltreichsten und bestgeschriebenen Bücher über das England der Gegenwart, die seit Jahrzehnten erschienen sind.

Ein Urteil für viele (über die **Streifzüge durch Großbritannien**):

„Ich kenne kaum ein sogenanntes wissenschaftliches Werk, in dem soviel gediegenstes und beherrschtes nationalökonomisches Wissen gehäuft ist, wie in dieser Feuilletonsammlung, ich kenne keines, das dieses Wissen in so angenehmer und künstlerischer Form mitteilt, und nicht viele, die auch ethisch so hoch stehen.“ (Dr. Franz Oppenheimer in der „Welt am Montag“.)